2392 Bibl. Mont

<36635063050015
<36635063050015
Bayer. Staatsbibliothek

Geheime Nachrichten

über

Napoleon Bonaparte.

Von

einem Manne, der ihn seit funfzehn Jahren nicht verlassen hat.

Nebst

einem Anhange.

Aus dem Französischen mit einigen Anmerkungen übersetzt.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

1815.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede des Uebersetzers.

Kein Sterblicher hat vielleicht noch je so viel von sich zu reden gemacht, als Bonaparte, und doch hat man keinen weniger gekannt, als ihn. Troz seinen ungeheuern Thaten und seinen grausenerregenden Worten hat man ihn nur erst in den letzten Zeiten begriffen, und ihn mit denselben Waffen bekämpft, mit denen er so viele Siege errungen hatte. Ein grenzenloser Ehrgeitz war die schreckliche Leidenschaft, welche weder der Welt noch ihm Ruhe ließ, und jene verheerte und ihn stürzte.

Seine Thaten stehen in allen Ländern und auf allen Schlachtfeldern eingeschrieben. Verheerungen, Jammer und Tod verkünden sein Daseyn, allein so schauderhaft seine Werke auch sind, so kennt man nicht immer die nä-

hern Veranlassungen, die innern Antriebe und die äußern Ursachen dazu. Während seiner blutigen Tyrannei durfte kein Wort der Wahrheit sich vernehmen lassen; Geister verstummten, wie Körper in Bewegungslosigkeit versanken. Das Werk, von dem wir hier eine Uebersetzung liefern, giebt über vieles Aufschluß, was bisher im Dunkeln lag, oder nicht richtig erkannt war; es schließt sein Inneres auf, enthüllt seine Gedanken und Worte und Gesinnungen, und zergliedert ihn auf eine schreckliche Art. Es erzählt Dinge, die zu furchtbar sind, als daß man sie für wahr zu halten geneigt wäre; es zeigt ihn in Verhältnissen, worin ihn die Welt noch nicht gewohnt war zu sehen, und belauscht ihn auf Wegen, deren er sich kaum selbst bewußt war. Wenn alles wahr ist, was dies Werk enthält, so ist Bonaparte ein Menschen-Teufel. Allein wer ist der Verfasser? Er hat sich nicht genannt, und man hat mehrere Männer in Verdacht gehabt, daß sie dies Buch geschrieben hätten, allein sie haben alle einem solchen Gerüchte widersprochen. Man hat den Staatsrath Bourrienne genannt, aber dieser hat die Vaterschaft dieses Buchs abgelehnt. Einige haben den Hauptmann Bost-Montbrun beim 64. Linieninfanterieregimente als

Verfasser erklärt, aber dieser ist nach der Behauptung unsers Verfassers S. 330. in der Schlacht von Austerlitz geblieben. Andere haben den Mamelucken Rustan in Verdacht, allein ist dieser im Stande, eine solche Schrift auszuarbeiten, oder hat ihn bei dieser Arbeit jemand unterstützt? Hat eine geübtere Feder die Materialien verarbeitet, die ein Dritter gesammelt hatte? Das Buch würde weit mehr an Glaubwürdigkeit gewonnen haben, wenn sich sein Verfasser genannt hätte; in Frankreich aber war es vielleicht zu gefährlich, solche Sachen mit seiner Namensunterschrift zu erzählen, welche den Inhalt dieses Buchs ausmachen, zumal bei einer so heftigen Gährung, als die Catastrohe, wie Bonapartes Fall, veranlassen mußte. Die Zeit entdeckt vielleicht auch den Verfasser, und dann wird man besser im Stande seyn, die Glaubwürdigkeit vieler von seinen Erzählungen zu prüfen und ihren Werth zu bestimmen. Das Meiste ist wahr, vieles wahrscheinlich aber manches grenzt ans Unglaubliche, und so bedarf manche Behauptung dieses Buchs einer genauen Sichtung; bis jetzt ist, so viel uns bekannt, noch niemand in Frankreich gegen den Inhalt dieses Buchs aufgetreten, und wenn man auch hier und da etwas bezweifelt

hat, so hat es doch immer nur Kleinigkeiten betroffen.

Das Buch führt im Französischen folgenden Titel: Mémoires secretes sur Napoléon Buonaparte; écrits par un homme, qui ne l'a pas quitté depuis quinze ans; faisant suite au Précis historique, publié par le même Auteur et dont on vient de mettre en vente la sixième édition. Tom. I. p. 216. Tom. II. p. 224. Paris chez Germain Mathiot, Libraire, 1814.

Unserer Uebersetzung haben wir als Anhang beigefügt eine andere Uebersetzung von dem: Précis historique sur Napoléon Buonaparte; jugement porté sur ce fameux Personnage, d'après ce qu' il a dit, ce qu' il a fait; le tout extrait des mémoires d' un Homme qui ne l'a point quitté depuis quinze ans. Septiéme édition. Paris, chez Germain Mathiot, Libraire, 1814. p. 84.

Das letztere Werk hat in sehr kurzer Zeit in Frankreich also 7 Auflagen, jede von 1000 Exemplaren, erlebt. Der Verfasser nennt seine Personen oft bloß mit dem Anfangsbuchstaben ihres Namens; wo es möglich war, haben wir ihre Namen in einer Anmerkung vollständig abdrucken lassen. Auch ha-

ben wir hier und da einige erläuternde oder berichtigende Anmerkungen beigefügt.

Der Verfasser sagt von sich in der Vorrede zu den geheimen Nachrichten: „niemand in Frankreich habe so sehnlich eine neue Ordnung der Dinge gewünscht, als er. (War er vielleicht von Bonaparte beleidigt worden? Und ahnete dieser, daß er einen gefährlichen Auflaurer und Ausspäher seiner Mienen, Gebehrden, Empfindungen, Gedanken, Worte und Handlungen an ihm hatte?) Diese Veränderung habe er gewünscht, weil er innig überzeugt gewesen sey, daß Frankreichs Unglück so lange dauern werde, als Bonaparte das Staatsruder führe.“

„Obschon Bonaparte nicht schwer zu schildern ist, so bin ich doch überzeugt, daß unter zehn, die abwechselnd, jeder einen Monat, mit ihm zusammen gelebt haben, nicht zwei mit einander über ihn übereinstimmen würden. Man sehe ihn in den Tuilerien und wieder zu St. Cloud; er ist nicht mehr derselbe Mensch. Muß man mit ihm zu Schönbrunn sprechen, so ist er ein Anderer; und macht man ihm die Aufwartung zu Marrac (bei Bayonne), so erkennt man ihn nicht mehr. Will man daher

von diesem veränderlichen Manne eine treue Schilderung liefern, so muß man auf gegründete Nachrichten über sein Privatleben, sein tägliches Leben, seine Sprache und seine Gewohnheiten fußen."

„Die Thatsachen, die ich anführe, stützen sich nicht auf Hörensagen, sondern sind im Cabinette, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, selbst auf den Knieen des Despoten niedergeschrieben. Viele, die über ihn geschrieben, haben die Greuel, die er sich zu Schulden kommen lassen hat, übertrieben oder auch Schandthaten erdichtet. So ist es ungegründet, daß Bonaparte die Verwundeten zu Jaffa habe vergiften lassen. Schon befanden sie sich eine Zeit lang an diesem Orte, als die Pest daselbst ausbrach, von der Soldaten und Einwohner ergriffen wurden. Man frage nur den berühmten Arzt Herrn C..., der mit in Syrien war."

Der Verfasser sagt, er gehöre unter diejenigen, die laut die Vaterschaft des kurzen Abrisses abgelehnt hätten, weil er nicht habe bekannt seyn wollen. Man hat die Aechtheit von Talleyrands Schreiben an Bonaparte, worin er ihm den spanischen Krieg als ungerecht und unpolitisch widerräth, angegriffen: der Verfasser dieser geheimen

Nachrichten erwiedert aber, er wisse nicht warum? da doch mehrere Abschriften seit langer Zeit herumgiengen. Er gesteht, er habe fünf Abkürzungen dabei machen müssen.

„Vergebens würde man in diesem Werke, sagt der Verfasser, die großen Ereignisse suchen, welche Bonapartes Regierung ausgezeichnet haben; der Feder des Geschichtschreibers kommt es zu, sie uns darzustellen. Die Materialien zu diesen geheimen Nachrichten sind aus seinem Privatleben genommen. Der Verfasser konnte nicht alles sehen; daher wird er auch nur das niederschreiben, was er gesehen und was er mit starken Gründen vermuthet hat, und worüber er gewiß ist. Was die Schilderungen der verschiedenen Personen an Bonapartes Hofe anbelangt, so nöthigen mich Ehre und Wahrheit zu dem Geständnisse, es sey sehr möglich, daß sie nicht der Natur getreu und daß ihre Fehler übertrieben sind; ich glaube selbst an den Mangel an Aehnlichkeit, aber ich kann versichern, daß sie nach der Idee entworfen sind, welche sich Bonaparte von ihnen gemacht hatte; er war der Maler, und ich stelle bloß seine Gemälde aus, ich habe die Vorsicht gebraucht, ihre Namen nicht auszuschreiben.“

Wir kennen kein Buch, das nebst sei-

nen Thaten, die allenthalben sprechen, so vielen Aufschluß über Napoleon und seinen Charakter giebt, als diese geheimen Nachrichten, und sind überzeugt, daß niemand, ohne sie zu Rathe gezogen zu haben, ein richtiges und umfassendes Urtheil über diesen Weltstürmer und Thronwiederhersteller fällen kann.

Bonaparte hauset jetzt auf Elba, und wir sind beinahe geneigt anzunehmen, daß er seine Rolle noch nicht ausgespielt hat, wenn man ihn auf der Insel Elba läßt, und hier muß er bleiben, weil man ihm dies durch einen Vertrag zustanden hat und Verträge heilig gehalten werden müssen, und wenn die Gerechtigkeit und Weisheit von den Regenten nicht immer und allenthalben geachtet werden.

Leipzig, den 8. Februar 1815.

Geheime Nachrichten von Napoleon Bonaparte.

Niemand hat Bonaparte genauer gekannt, als ich, und niemand konnte ihn besser kennen lernen, wenn er es auch selbst wäre; denn mehr als einmal errieth ich, was er thun wollte, ehe er es noch entworfen hatte.

Man muß ich seyn, wenn man sich eines solchen Ausdrucks bedienen will, den ich an jedem andern Schriftsteller tadeln würde. Wenn jedoch das Unbesonnene, das darin liegt, die Grenzen überschreitet, welche sich selbst die Anmaßung vorschreibt, so rührt es davon her, daß ich den Mann, von dem ich hier einzelne Züge niederschreibe, so gründlich und unaufhörlich studirt habe, daß ich von dem, was ich sage, innig überzeugt bin.

Fürsten, Minister, Generale, Beamte sind mit Bonaparte umgegangen und haben oft öffentlich, bisweilen auch insgeheim mit ihm gesprochen. Diese Männer kennen ihn vielleicht in Ansehung der großen politischen, kriegerischen und bürgerlichen Angelegenheiten besser, als ich; aber fast immer haben sie bloß in ihm den Fürsten bei den Erörterungen und Streitigkeiten über verschiedene wichtige Gegenstände erblickt: konnten sie wohl, da sie alle ihre Aufmerksamkeit auf die Angelegenheiten richteten, welche sie erörterten, so ununterbrochen aufmerksam auf den Menschen seyn? Nein! Ein solches Studium gestattet keine Zerstreuung und kann bloß das Werk eines Mannes seyn, der eine Geduld und einen Fleiß darauf verwendet, den bloß ein ganz entschiedener Geschmack ihm möglich machen kann.

Bonaparte war von Charakter innerlich stets mehr oder weniger beschäftigt. Sobald er niemand mehr um sich hatte, sprach er beständig mit sich allein; oft begleitete er seine Selbstgespräche mit Geberdenspielen, und fast immer machte er die nämlichen Geberden bei den nämlichen Umständen. Die Aufmersamkeit, die ich beständig auf sein Geberdenspiel wandte, wenn er etwas zu thun hatte, nebst den heimlichen Nachforschungen, wovon er der Gegenstand war, hat mir oft Auf-

schluß über mehr als eine Sache gegeben, welche für mich auf immer ein Räthsel geblieben wäre.

Ich war von der Auslegung der Thatsachen, der Geberden und der Selbstgespräche **Napoleons** so fest überzeugt, daß ich mein ganzes Glück verwettet hätte, daß ich mich bei meinen Enträthselungen unter hundertmal nicht sechsmal irrte. Wenn man ihn verließ, so war man der Gegenstand seiner innern und äußern Beschäftigung. Hatte er jemand durch falsche Versprechungen hintergangen, oder glaubte er jemand in irgend einer Hinsicht übertölpelt zu haben, so errieth ich es sogleich. Sein Gang war alsdann ungleich, barsch und eilig; mit niedergeschlagenem Kopfe lief er im Zimmer herum und sah die Hände an, die er mehrmals rieb; sein Lachen war düster und stier; er blinzte mit den Augen und das linke Auge war fast ganz geschlossen; er war mit sich zufrieden, und einige unzusammenhängende Worte, die er in dies Geberdenspiel mischte, setzten mich in Stand, das Ganze vollends zu errathen. Waren es Gründe, die man ihm dargelegt hatte, selbst wenn er sie verlangt hatte, so wurde er, wenn sie seinen Vortheilen oder nur seinen Leidenschaften entsprachen, was für die Suchenden um so besser war, etwas aufgeheiterter; seine Stirn klärte sich auf: dann kamen seine gewöhnlichen Ausdrücke: — Was

kann wahrer seyn? — Er hat recht. — Er urtheilt richtig. — Man kann nichts dagegen einwenden. Hatte er gegründete Vorstellungen machen hören, ob sie schon mit aller möglichen Schonung ausgedrückt waren, aber seinem Willen oder dem Riesenhaften seiner Entwürfe widersprachen, oder hatte er auch bloß erfahren, man habe dergleichen Vorstellungen einem Minister im Vertrauen gemacht, so befand er sich wirklich in einem Zustande von jähzorniger Fallsucht; alles war bei ihm in Unordnung, sowohl der Geist, als der Körper. Der Anfall der verschiedenen Leidenschaften, welche in diesem Augenblicke seinen Geist quälten, war so schrecklich, daß es vor ihm hätte einschlagen können, ohne daß er aus seinen Verzuckungen erwacht wäre. In diesem einzigen bestimmten Zustande beharrte er am längsten. Wenn jedoch die Maschine die Erschütterungen nicht länger mehr ertragen konnte, so wurde er ruhiger. Es war ein peinlicher Anblick, wenn man ihn in diesem Zustande ansah. Etwas gedrängt Düsteres, Wildes und Trauriges herrschte in seinem ganzen Wesen. Er befand sich in einem sichtbar leidenden Zustande. Ich bin überzeugt, daß, wenn dieser Mann das köstliche Geschenk der Thränen besessen hätte, er geweint haben würde, wenn es auch bloß deshalb gewesen wäre, um sich eine Er-

leichterung zu verschaffen; allein der Himmel hatte ihm dies süße Vergnügen versagt. Ich wage zu behaupten, wenn man mich auch Lügen strafen sollte, daß, wenn der Ausbruch einmal begonnen hatte, es ihm ganz unmöglich war, dem Strome zu widerstehen; denn er wußte es recht gut, daß ihm solche Ausbrüche um die Freundschaft und den Rath mehrerer verdienter Männer, besonders zweier, gebracht hatten, welche ihm in Ansehung des Despotismus vollkommen ähnlich waren. Er bedauerte sie wirklich, allein er war zu sehr zum Despoten geboren, als daß er sich hätte bemühen sollen, ihnen seine Verirrungen vergessen zu machen. Eines Tages sagte er zu seinem Onkel, indem er von ihnen sprach: ich weiß, daß sie mit mir leiden, allein wenn nicht ihre Aemter und ihr Ehrgeiz wäre, so würden sie bis ans Ende der Welt laufen und sich da ansiedeln, um nur mich nicht zu sehen. Es war in der That ein sehr interessantes Schauspiel, wenn man sie mit ihm sprechen sah. Man kann sich unmöglich zwei trocknere, kältere, laconischere und sich selbst lästigere Männer vorstellen. Jedoch bin ich ihnen die Gerechtigkeit schuldig, zu bekennen, daß sie seit zwei Jahren bis zum Umsturze des Kaiserthrones keinen Augenblick aus Zorn oder Ehrgeiz von dem sich selbst vorgezeichneten Wege abgewichen sind.

Daher ist ihre politische Gleichgültigkeit für Viele jetzt ein Räthsel.

Wenn sich Bonaparte solchen Ausbrüchen überließ, so würde sich ihm niemand, selbst der Unerschrockenste nicht, zu nähern gewagt haben. Ich will diese Behauptung mit Beweisen belegen.

Bonaparte hatte gegen den Fürsten Poniatowsky eine ganz besondere Achtung, und doch wurde er einst wüthend gegen ihn aufgebracht. Die Ursache war folgende: der Fürst Poniatowsky, der seinen linken Flügel gänzlich bloßgestellt sah, hatte es über sich genommen, eine rückgängige Bewegung zu machen und seine Fronte zu verändern. Diese Bewegung, die Platow benutzte, brachte einige hundert Wagen, besonders die Casse einiger Regimenter in seine Hände *). Der Fürst drückte sich in seinem Berichte folgendergestalt aus: „erst Abends erfuhr ich, daß ein großes Corps Reiterei auf meinen rechten Flügel manövrire und mich zu umgehen suche; ich wußte, daß mein linker Flügel durch den Rückzug des 4ten Corps bloßgestellt war; hätte ich eine Stunde länger gewartet, so konnte es um die Rettung meiner Ab-

*) Es war im J. 1812 in Rußland, und wenn wir nicht irren, nach der Räumung von Moskwa.
D. Ueb.

theilung, ja vielleicht um jene der ganzen Armee gethan seyn; ich wußte, daß ich die Wagenburg verlieren mußte, die sich im Gefolge meines Armeecorps befand. Ich gab jedoch Befehl, sie sollte sich auf Seitenwegen in Bewegung setzen, die neben der Heerstraße herliefen, auf der mein Fußvolk hinmarschiren sollte; allein so vorsichtig ich auch gewesen war, so bemächtigte sich doch die feindliche Reiterei der Wagenburg."

Nach der Meinung des Kaisers hatte der Fürst einen unverzeihlichen Fehler begangen. Der Fürst, sagte er, konnte mit dem Abende die Wagenburg auf der Heerstraße hinziehen lassen und sich selbst bis den andern Tag in seinen Stellungen behaupten. Indessen ist es ausgemacht, daß, wenn der Fürst bis den andern Tag gewartet hätte, um aufzubrechen, es um sein Armeecorps gethan gewesen wäre: denn mit Tagesanbruch stieß die Spitze der Colonne auf fünf Schwadronen, die sie schon abgeschnitten hatten. Bonaparte, der Nachricht davon erhielt, schwieg, und der Fürst erfuhr nichts von dieser Sache.

Bonaparte donnerte eben gegen den Fürsten los, als ihm ein Offizier besondere Depeschen vom Marschall Davoust überreichte. Dieser junge Offizier erschrack so sehr über den wüthigen Zu-

stand, worin er den Monarchen überraschte, daß er nur so viel Kräfte hatte, ihm das Packet zu überreichen und sich zu entfernen, ohne ein einziges Wort zu sprechen: als er nach Hause kam, legte er sich zu Bette, wo er drei Tage lang liegen blieb, und doch ist dieser Offizier Einer der Tapfersten unserer Armee. Das Sonderbarste bei dieser Sache war noch, daß Napoleon das Packet zehn Minuten lang in der Hand hatte, ohne zu wissen, wer es ihm gegeben hatte: ich sagte es ihm dann.

Gegen das Ende des 5ten Jahres (nach der Mitte des J. 1797) sah ich Bonaparte das erstemal. Ich gestehe, daß ich beim ersten Anblick mit seinem körperlichen Ansehen nicht zufrieden war; ich hatte mir von dem Besieger Italiens das schmeichelhafteste Bild gemacht. Meine Einbildungskraft, die sich durch den Glanz seiner Siege hatte verführen lassen, lieh ihm die glänzendsten Farben; ich gerieth in Erstaunen, ja ich fühlte mich sogar gedemüthigt, daß ich in ihm einen sehr gewöhnlichen Menschen fand. Seine Gestalt hatte nichts ausgezeichnetes; seine Gesichtsbildung hatte weder den Adel noch den Stolz eines Helden, sein Benehmen nichts ungezwungenes, sondern verrieth seine kalte, trockne und laconische Sprache: sein ganzes Ansehen flößte weder Ehrfurcht, noch Ver-

trauen, sondern bloß den Wunsch ein, sich von ihm zu entfernen. Sein höhnisch stolzer und finsterer Blick zeigte den Mann, der befiehlt, aber nicht den, welchen man bewundert.

Die ersten Eindrücke haben immer mehr Einfluß auf einen Jüngling, der nicht oder nur wenig nachdenkt, als auf einen klügern und ältern Mann. Die ungünstige Meinung, die ich von Bonaparte gefaßt hatte, brachte mich auf einmal auf den Entschluß, die Lebensart zu ändern, die ich ergreifen wollte. Ich bat meinen Verwandten, der mein Beschützer war, meinetwegen nicht mit dem General zu sprechen. Unterdessen machte ich mit dem ältern Herrn von Harved Bekanntschaft, der Bonaparte sowohl zu Brienne, als auf der Kriegsschule genau gekannt hatte. Ich gab ihm von dem Eindrucke Nachricht, den der erste Anblick des berühmten Corsen auf mich gemacht hatte. Er sagte mir ohne Scheu: „ich sehe, daß Sie als ein junger Mensch die Menschen nach dem Anscheine beurtheilen; Sie gleichen hierin dem großen Haufen. Glauben Sie mir, mein Herr! Sie werden anders von Bonaparte urtheilen: ich wage Ihnen die Versicherung zu geben, daß dieser Mann Epoche machen wird. Ich sage noch mehr: wäre jetzt Europa nicht von seinem Namen voll, so würde seit zwei Jahren Asien da-

von wiederhallen." Man kann sich leicht bei diesen Aeußerungen mein Erstaunen vorstellen. Ich bat Herrn von Harved, mir über seine letzte Aeußerung Aufschluß zu geben. Er erzählte mir auf der Stelle Folgendes. Ich bemerke bloß, daß diese Unterhaltung niedergeschrieben wurde, sobald er mich verlassen hatte.

Bonaparte, sagte Herr von Harved, ist zum Befehlen über Menschen geboren; er weiß es, und hat nur eine zu feste Ueberzeugung davon, welche seine ersten Siege noch sehr erhöht haben. Vielleicht besitzt er nicht alle zu seinem Ehrgeitze erforderlichen Eigenschaften, aber er legt sie sich doch bei, und das ist für ihn genug. Er weiß sich nicht beliebt zu machen, aber er weiß sich einen vollkommenen Gehorsam und ein großes Ansehen zu verschaffen. Bei der Rolle, die er spielt, und bei denen, die er vielleicht noch spielen wird, werden diese beiden letzten Eigenschaften sein Glück machen. Sein kaltes gespanntes Ansehen und sein beständiges mürrisches Wesen haben ihm bei dem großen Haufen den Ruf eines höhern und nachdenkenden Mannes verschafft. Diesen deutlich erklärten Wunsch, keine Aehnlichkeit mit andern Menschen zu haben, und ihnen Gesetze vorzuschreiben, hat er mit auf die Welt gebracht, und er ist ganz mit seinem Seyn und Wesen verschmolzen.

zu Brienne, auf der Kriegsschule und in dem Rocke eines Souslieutenants der Artillerie dachte er so und nie wird er anders denken lernen, was auch sein Schicksal seyn mag. Wenn er nicht Menschen befehligte, so würde er seiner Magd Gesetze vorschreiben wollen. Bonaparte hält sich allen andern Menschen überlegen, die er sehr wenig schätzt.

Wenn Frankreich die Schaubühne seines ersten Auftrittes war, so hat ihm auch Frankreich zuerst Gelegenheit verschafft, sich bekannt zu machen. Eine lebhafte Herrschbegierde hatte ihn von der frühesten Jugend an zum Weltbürger gemacht. Sein wahres Vaterland wird das Land seyn, wo er den meisten Einfluß haben wird. Die Ufer des Bosphorus und der Strand der Seine wären ihm einerlei gewesen. Meine Behauptung wird durch nichts deutlicher erwiesen werden, als durch folgende Geschichte:

Nach der Belagerung von Toulon und nach dessen Wiedereroberung hatte Bonaparte, auf dem ein starker Verdacht von Terrorismus ruhete, Verdrüßlichkeiten auszustehen, die ihm um so mehr schmerzten, da man ihn von der Artillerie entfernen und zum Fußvolke versetzen wollte. Er reisete nach Paris und wollte Einwendungen dagegen machen. Man versprach ihm Unterstützung,

aber man that nichts für ihn. Er wandte sich gerade an den Stellvertreter, der damals die Kriegsabtheilung zu besorgen hatte; ich glaube, es war der Bürger Aubry. Man achtete der Klagen des jungen Corsen nicht und er erhielt nichts. Aufgebracht über die tagtäglichen abschläglichen Antworten und dem Ungestüm seines Charakters nachgebend, faßte er den Entschluß, sein Vaterland zu verlassen. Gerade damals machte er mit einem angesehenen Engländer, Namens Blinkamm, Bekanntschaft, der ein junger Mann von gutem Ansehen war und gut französisch sprach. Auf dem Caffeehause der Republik traf ich sie beisammen. Bonaparte, der mich genau kannte, redete mich sogleich an. Seine Lage rührte mich. Er war in lebhafter Besorgniß; sein Kummer und seine Unzufriedenheit standen ihm auf dem Gesichte geschrieben. Er ließ sich gegen die Regierung in so wenig angemessenen Ausdrücken aus, daß ich ihn seiner und meiner Sicherheit wegen zu erinnern für meine Schuldigkeit hielt, daß man auf uns aufmerksam sey. Er nahm uns alsdann, mich und Blinkamm, beim Arme und schleppte uns mit in den Garten des Palais Royal. Hier fuhr er fort, sich in Schimpfreden gegen die verschiedenen Gewalten und Beamten zu ergießen. Endlich theilte er uns seinen Entschluß der Aus-

wanderung mit. Ich fragte ihn, was für ein Land er gewählt habe. Ich nannte ihm England. Die Engländer, erwiederte er, sind Seeleute, und das bin ich nicht; sie sind überdies ein schon ausgebildetes Volk, das niemand braucht, und kein Ausländer macht daselbst sein Glück. In Teutschland giebt es zu viele Mitbewerber. Spanien stände mir an; es hat keinen geschickten General.

Der Engländer schien während dieser Unterredung sehr aufmerksam zu seyn und sprach kein Wort. Da es jedoch kalt war, so giengen wir auf seine Veranlassung ins Caffeehaus de Foy. Hier sprach Bonaparte lange von Spanien. Viele von seinen Gründen waren bloß scheinbar, Einige sehr gegründet, aber das Ganze hatte etwas Romanhaftes und stand besonders in gar keinem Verhältnisse mit den Mitteln des Erzählers. Der junge Engländer, der es bemerkt hatte, sagte zu ihm: lieber Freund! Spanien paßt für dich nicht. Weil du glaubst, man lasse dir in Frankreich keine Gerechtigkeit widerfahren und weil du es durchaus verlassen willst, so will ich dir ein Land nennen, wo du deine Kenntnisse geltend machen kannst. Verlaß Europa; begieb dich nach Constantinopel. Ich will dich an Einen meiner Anverwandten empfehlen, die sich daselbst an-

gesiedelt haben; ihr Handel bringt sie mit vielen zum Serail gehörigen Personen in Verkehr. Ich verspreche dir, daß auf mein Ersuchen dich meine Familie bald in Bekanntschaft bringen soll. Vielleicht wirst du daselbst der zweite Theil von dem Grafen von Bonneval. Steht dir dieser Vorschlag an? Morgen schreibe ich, und ich werde über England sehr bald Antwort erhalten. Bonaparte, der in allem die Endpunkte liebte, konnte die Freude nicht unterdrücken, welche ihm die Anträge seines Freundes machten, und obschon die Beredtsamkeit kein glänzender Theil seiner Naturgaben ist, so wird doch das, was er uns damals sagte, nie in meinem Gedächtnisse verlöschen und seine Rede nahm mich ganz für ihn ein. Es drückte sich hier in der That sein ganzes Seyn und Wesen aus: es sprach sein Geist, sein Charakter und der Ehrgeitz aus ihm, einen berühmten Namen zu erlangen.

Theurer Blinkamm! rief er entzückt aus, Sie haben recht (er nannte ihn nicht Du): ja! Sie haben recht! Constantinopel, ja! die Türkei ist es. Aber wo hatte ich denn den Kopf? Ach! ich bin so unglücklich, daß ich nicht mehr denke, und indem er ihn bei der Hand faßte, Sie erweisen mir einen wahren, einen großen Dienst. Blinkamm! ich gehe nach der Türkei! Die

Türken sind im Kriegssache unter allen Völkern noch am weitesten zurück. Die wenigen Kenntnisse, die sie darin besitzen, verdanken sie den verfolgten Franzosen, die so unglücklich waren, wie ich. Ja! ein französischer Corse soll sie zustutzen, soll sie mit der europäischen Taktik vermählen (ich ändere nichts an seinem Ausdrucke); ich will sie drei Jahrhunderte vorwärts bringen, um sie mit andern Nationen auf gleiche Höhe zu stellen! ich fürchte mich nicht vor ihrer aufrühreriſchen Denkart und vor ihrem Mangel an Mannszucht. Ich lasse, wenn es seyn muß, zehn Regimenter spießen, um das eilfte zum Gehorsam zu bringen. Ihre Unwissenheit wird meinen Absichten zu Hülfe kommen; wären sie aufgeklärter, so würde ich mehr Schwierigkeiten zu überwinden haben. Wenn ich mir Neider erwecke, wenn ich sehe, daß ich Verdacht errege, so lasse ich nicht den Sturm sich über mir zusammenthürmen, aus Furcht, ihn nicht beschwören zu können; ich werde immer Mittel im Hinterhalte haben, mich in irgend eine entfernte Statthalterschaft dieses ungeheuern Reichs verweisen zu lassen, und diese Verweisung soll der erste Schritt zu einem Glücke seyn, von dem ich mir stets ein verführerisches Bild gemacht habe. Blinkamm! ich werde Ihnen alles zu verdanken haben. Er schwieg; sein Gesicht strahlte von Hoff=

nung. Ich will, sagte er, um die Erlaubniß nachsuchen, mich nach Constantinopel zu begeben. Wirklich hielt er einige Tage darauf um dieselbe an, allein man schlug sie ihm ab. Wenn Sie an diesem Umstande zweifeln, so erkundigen Sie sich bei den Männern, die damals hohe Posten verwalteten. Es ist Thatsache und seyn Sie versichert, daß dieser junge Krieger, dessen Heldenthaten jetzt Frankreich lobpreiset, ohne den 13 Vendemiaire (den 5 Okt. 1795), oder wenn er die nachgesuchte Erlaubniß erhalten hätte, vielleicht an den Ufern des Bosphorus einige Haufen Janitscharen exerciren lassen würde *).

---

*) Auch Salgues erzählt in s. Mémoires pour servir à l' Histoire de France sous le gouvernement de Napoléon Bonaparte. II. Livr. 1814. p. 133. daß Bonaparte in Willens gewesen sey, in türkische Dienste zu treten. Nach Robespierre's Sturz, den 27. July 1794, wurden die Jacobiner sehr gehaßt, und da sich Bonaparte als einen heftigen Jacobiner gezeigt hatte und der Capit. Aubry, der im Heilausschusse saß, sie alle wüthend haßte, so setzte er auch Bonaparte ab. Dieser gieng nach Paris und gab sich alle Mühe, sich wieder anstellen zu lassen, allein dies wollte ihm durchaus nicht gelingen, und da er in Noth gerieth, so wollte er im Auslande Dienste suchen. Die hohe Pforte suchte damals vorzüglich Artillerieoffiziere, und Bonaparte erblickte in diesem Umstande eine neue Zu-

Die vertraulichen Nachrichten, welche mir Herr von Harved so eben mitgetheilt, hatten mir kaum Zeit zum Athmen glassen, so aufmerksam hatte ich denselben zugehört, allein jetzt, nachdem die Erfahrung alle Schleier zerrissen hat, mit welchem Rechte können wir nicht mit Herrn von Harved sagen: ja, der Despot, der uns seit zwanzig Jahren Gesetze vorschreibt; ja, Bonaparte sprach sich ganz in der Unterredung mit dem jungen Blinkamm aus; es war ganz sein Geist, sein Charakter, besonders aber seine Unmenschlichkeit: „ich lasse zehn Regimenter spießen, um das eilfte zum Gehorsam zu bringen." Der Leser merke diese Aeußerung; sie ist der Schlüssel zu seinen Siegen und die Hauptsache seiner Taktik. Es ist eben so viel als ob er gesagt hätte: ja, ich werde

---

kunst für sich. Er wandte sich an den Heilausschuß und suchte um die Erlaubniß nach, nach Constantinopel zu reisen, allein Jean Debry setzte sich kräftig dagegen, weil es der französischen Armee an guten Artillerieoffizieren fehle. Freron verband seine Bemühungen mit jenen Jean Debrys, und es gelang ihnen, Bonaparte den Befehl über die Artillerie in Holland zu verschaffen. (Dies muß im J. 1795 gewesen seyn.) Schon traf er Anstalten zur Abreise, allein neue Ereignisse eröffneten ihm eine höhere Laufbahn.

D. Ueb.

zehn französische Regimenter aufopfern, um dem eilften den Sieg zu verschaffen. Seine Worte rechtfertigten damals, was ein Schriftsteller achtzehn Jahre nachher behauptet, Bonaparte habe uns in die Zeiten der Unwissenheit und Barbarei zurückbringen wollen, wo der König bloß das Oberhaupt der Soldaten war.

Wenn er zum Unglück der Völker Europens einen Theil der Entwürfe gerechtfertigt hat, die er auf Asien machte, so habe ich den süßen Trost zu vernehmen, daß er die Hoffnung nicht verwirklicht hat, welche die letzten Worte seines Gesprächs verrathen. Nein! ich glaube nicht, daß er zur Wahl eines Verweisungsortes geschaffen sey, wo er das Glück findet, von dem er sich stets ein verführerisches Bild gemacht hat. Er hat zwar dies Glück genossen, allein der schwache Mensch und der getäuschte Tyrann hat es sich mit Hülfsmitteln rauben lassen, die für jeden Andern hingereicht hätten, seine Laufbahn anzufangen. Ich will bloß noch eine Bemerkung beifügen: hätte Bonaparte die Erlaubniß erhalten, nach Asien zu gehen, und hätte er daselbst die nämliche Nachgiebigkeit gefunden, wie in Frankreich, was würde aus Europa, was aus der Welt geworden seyn? An welchen dünnen Fäden hängt nicht das Schicksal der Nationen!

Ich bekam nunmehro von dem General der italienischen Armee eine ganz andere Meinung, ja ich ließ mich sogar auf der andern Seite zur Ausschweifung verleiten. Ich war in dem Alter des Enthusiasmus, und wenn jemand sich schämen muß, ihm fast zwei Jahre lang geschmeichelt zu haben, so bin ich es. Damals näherte ich mich ihm nicht; ich beurtheile ihn nach seinen Siegen und nach dem Gespräche seiner Hofleute; denn er hatte dergleichen und zwar sehr gefährliche. Als mich aber auf einmal die Umstände seiner Person näher brachten, verschwand der Zauber und dies war in Zeit von vierzehn Tagen: denn jemehr man sich den Großen nähert, desto kleiner kommen sie dem Beobachter vor.

Niemand kann eine stärkere Probe bestehen, als die war, welche ich damals auszuhalten hatte; ich fühlte mich bei meiner Entdeckung auf eine peinliche Art gedemüthigt. Am meisten ärgerte es mich, daß meine Freunde mehrere Briefe in Händen hatten, worin ich die Talente und das Genie meines Helden in den pomphaftesten Ausdrücken gerühmt hatte. Ich mußte mich jedoch trösten, und ich konnte es ohne eine zu starke Beleidigung meiner Eigenliebe auf eine ehrenvolle Art, wenn ich bedachte, daß ganz Europa noch im Irrthum schwebte, aus dem ich mich mit Mühe loszuwin-

den begann. Ich that noch mehr, ich rühmte mich Einer der Ersten zu seyn, welcher die Größe dieses kleinen Colosses (man erlaube mir diesen Ausdruck, indem ich keinen passendern für meine Idee weiß) durchschauete.

Damals entwarf ich mir den unbegreiflichsten, schwierigsten, ja vielleicht gefährlichsten Plan, den jemand fassen kann. Dieser Plan hatte ein beständiges, ununterbrochenes und durchdachtes Studium der ganzen Person Bonapartes sowohl in Betreff seines Geistes, als seines Körpers, insgeheim und öffentlich, bei Tage und bei Nacht, kurz so oft ich ihm nahe kommen und ihn hören konnte, zur Absicht. Ich sah ihn täglich, aber doch nicht beständig. Bei wichtigen Sachen gieng ich heraus, außer wenn er aufbräuste; dann war ich Herr. Die Art von Einfalt und Sorglosigkeit, wovon ich mir in seiner Gegenwart den Schein zu geben gewußt hatte, sicherte mich gegen jeden Verdacht und überlieferte ihn mir gänzlich. Nie hat ein Sterblicher einen Auskundschafter gehabt, der sich mit mehr Hartnäckigkeit und Aufmerksamkeit um alle, selbst die geringsten Kleinigkeiten bekümmert hätte. Ich drang in die despotische Maschine ein und entdeckte ihre kleinsten Springfedern, selbst durch die Unordnung hindurch, welche sie in Bewegung setzte. Indessen kamen mir meine er-

sten Beobachtungen zu schwer vor, als daß ich sie hätte mit einander verbinden können, allein nichts war für mich leichter, sobald ein tieferes Studium des Mechanismus meines Helden mir den Schlüssel zu seinen Abweichungen und seinen beständigen Ungleichförmigkeiten verschafft hatte. Mein Gedächtniß und die Gewohnheit hatten mir so gute Dienste geleistet, daß ich sogleich an dieser oder jener Bewegung diese oder jene gethane oder zu thuende Handlung, an diesem oder jenem Worte dieses oder jenes vergangene oder zukünftige Ereigniß errieth, und ich schloß, wenn man einige Modificationen ausnimmt, fast immer richtig. Dies System von Beobachtung hatte anfänglich einen unbestimmten Zweck, allein in der Folge und so wie der Ruf des Mannes zunahm, wurde mein Plan fest bestimmt. Anfänglich war es Neugierde, dann ein Vergnügen und bald eine Leidenschaft: dieser Leidenschaft habe ich Vieles zu verdanken; denn nunmehro rechne ich die Arbeit, die Mühe, ja bisweilen die Unruhe, in welche sie mich stürzte, für nichts. Was für ein Vergnügen ist es für ein denkendes Wesen, sich in seinem Innern sagen zu können: es ist wahr, wenn dieser stolze Mann, vor dem der große Haufe auf die Knie fällt, dessen Name in Aller Munde ist, der Könige macht und absetzt, die Diener Gottes erniedrigt und sei-

nen Stellvertreter in Ketten wirft; wenn dieser Mann, von dem ein Wort die Hoffnung eines ganzen Volks, seine Jugend, in den Tod schickt, seine Schätze verschlingt, das Gewissen der Einen fesselt, den Muth der Andern versteinert, das Verdienst verweiset und die Rechtschaffenheit mordet; wenn dieser Mann an seinem Platze wäre, den ihm sein Genie und seine persönlichen Eigenschaften, seine Weisheit und seine Tugenden, seine guten Sitten und seine Menschenliebe anweisen; ich, ja ich, der ich ihm diene, würde ihn unbekannt, verachtet und unter dem großen Haufen vermischt sehen, der ihn fürchtet oder bewundert!

Diese verschiedenen Betrachtungen, die ich in meinem Zustande anstellte, machten den ganzen Reitz und die Freude desselben aus. Meinen Nachforschungen verdanke ich die Kenntniß des menschlichen Herzens. Aus dem Geiste des Gebieters war mir das Hinabsteigen in das Herz der Hofleute und Bedienten leicht. Was habe ich nicht gesehen? Was für eine ekelhafte Vereinigung von Niederträchtigkeiten und Betrug, von Eigennutz und Schmeicheleien, von Bestechung und Albernheit! Zu was erniedrigte man sich nicht vor dem Götzenbilde! Alles war an Bonaparte falsch und erdichtet, aber ein Theil seines Hofes war es noch mehr. Wenn er Frankreich mit eiserner

Hand niederdrückte, so haben seine Schmeichler sie geschmiedet. Von Pharamond bis auf ihn giebt es keinen Monarchen, dem so niederträchtig und so ununterbrochen geschmeichelt worden wäre: das Militair und die Gerichtshöfe, die Beredtsamkeit und die Dichtkunst, haben ihm nach der Reihe Weihrauch gestreuet. Im Verfolge dieser Denkwürdigkeiten werde ich meine Behauptungen durch mehrere Beweisstücke unterstützen. Frankreich hat zwar die schimpflichen Beifallsbezeugungen getragen, die man sträflichen Entwürfen gegeben hat, allein die Beifallgeber haben auch ihren gepriesenen Gegenstand eingebüßt. Bonaparte hat ihnen seinen Sturz zu verdanken.

Nach seiner Rückkehr aus Aegypten *) zog Bonaparte meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Kaum waren wir zu Paris eingetroffen, so bemerkte ich, daß er insgeheim an einem großen Entwurfe arbeitete. In seinen Gesichtszügen verrieth alles Unruhe und Ehrgeiz. Den 2. Brumaire (d. 24. Okt. 1799) war zu Malmaison ein prächtiges Gastmahl, bei dem sich Leute von allen Class-

*) Den 9. Okt. 1799 landete er an der südlichen Küste von Frankreich bei Frejus.

D. Ueb.

sen eingefunden hatten. Der General Murat und Lucian Bonaparte waren dabei. Nach Tische gieng die ganze Gesellschaft in den großen Saal. Der Streit war sehr heftig. Eine halbe Stunde darauf verließen Bonaparte und Roger Ducos den Saal; der Letztere sah weit lebhafter aus, als der General. Sie giengen beide in den Garten, wo sie ungefähr zwanzig Minuten blieben. Auf einmal fuhr der Wagen der Madame Bonaparte in den Hof. Der General Murat gieng ihr entgegen. Sie hatte keine Zeit, ihm die Hand zu reichen, um ihr aus dem Wagen zu helfen, aus dem sie schnell heraussprang. Wo ist der General? fragte sie ihn. Ich weiß es nicht. Er ist mit Roger fortgegangen, aber Herr Lucian ist da. — Suchen Sie geschwind den General auf, ich muß sogleich mit ihm sprechen. Ich sagte ihr, daß er im Garten sey. Sie lief dahin. Ich stellte mich an ein Fenster im ersten Stockwerke, wo ich leicht in die Alleen sehen konnte. Meine Hoffnung täuschte mich nicht. Sobald Bonaparte seine Gemahlin herbeigelaufen kommen sah, verließ er Roger Ducos und gieng auf sie zu. Alle beide giengen in eine nahe Allee. Ich sah sie deutlich; Josephine sprach mit Feuer; der General gieng immer fort: sie hielt ihn mehrmals auf. Endlich schlugen sie den Weg wieder nach dem

Schlosse zu ein; ich gieng herunter und traf sie auf der Treppe vor der Thür.

Madame Bonaparte hielt ihren Gemahl bei der linken Hand. Ihre lebhaft ausgedrückten Züge hatten, ich weiß nicht was Stolzes und Sanftes; es war eine angenehme Mischung von Zärtlichkeit und Heldensinn. Bonaparte sah bleich und ernsthaft aus, aber seine Blicke verweilten auf seiner Gemahlin mit Vergnügen: sie wollte nicht in den großen Saal treten; sie begab sich in ihr Zimmer. Bonaparte rufte Roger Ducos und beide giengen wieder zur Gesellschaft. Es entstand alsdann eine allgemeine Bewegung. Alle Gäste setzten sich wieder in ihre Wagen und fuhren nach Paris zurück. Bloß Lucian, Murat und Bonaparte blieben da; Madame Bonaparte gesellte sich zu ihnen; sie waren gerade im Vorzimmer. Als sie Murat erblickte: wie, General! sagte sie zu ihm, Sie sind noch hier? Sie bedenken nicht, mein Herr, setzte sie hinzu, indem sie sich gegen ihren Gemahl hinwandte, der General sollte zu Paris seyn: fort! schnell! zu Pferde, Straße Varennes, oder ich fahre selbst hin. Murat fing an zu lachen, allein vier Minuten darauf ritt er im Galop auf dem Wege nach der Hauptstadt hin. Alle drei kehrten in ihre Zimmer zurück. Ich war sehr begierig zu erfahren,

wovon die Rede wäre, allein da ich im Schlosse nichts zu thun hatte, so wollte ich mich auch zu Pferde setzen, um nach Paris zu reiten, als ich Fußvolk gerade aufs Schloß zu marschiren sah. Ich glaubte, dem General davon Nachricht geben zu müssen; er saß zwischen seiner Gemahlin und seinem Bruder. Wie? rief er aus, indem er schnell aufstand, Truppen! Das hat nichts zu sagen, fiel Madame Bonaparte lachend ein; Sie verlassen Ihre Gesellschaft, es kommt die Meinige. Es ist eine Zusammenkunft, aber was Sie trösten muß, Sie sind dabei nicht überflüssig. Alle drei giengen in den Hof, wo sich die Truppen in Schlachtordnung stellten, ohne die Trommel zu rühren. Sie sind ein herrlicher Mann, mein Herr! redete Madame Bonaparte den Capitain an, fast so schnell als ich. — Madame, erwiederte der Offizier, seit vier Stunden waren wir schon zum Abmarsche bereit. Die Offiziere folgten dem General in den Salon und die gemeinen Soldaten erhielten Erfrischungen: es war eine Compagnie Grenadiere.

Gegen neun Uhr Abends traf ein Courier ein, der Bonaparte Depeschen überreichte; sogleich reiseten er, seine Gemahlin und sein Bruder nach Paris ab; die Grenadiere erhielten Befehl, sich augenblicklich und in der größten Stille ebenfalls dahin zu begeben.

Den Tag nach unserer Rückkunft nach Paris hatte ich nichts dringenderes zu thun, als die Ursachen der gestrigen Ereignisse aufzusuchen. Den ersten Tag erhielt ich nur schwache Spuren davon; erst den 6. Brumaire (28. Okt.) bekam ich vollen Aufschluß über die Sache.

Im 4. Jahre (1796) hatte Bonaparte beim Uebergange über den Mincio Einem seiner Schulkameraden unrecht gethan, der unter seinen Befehlen diente, und der es ihm nie hatte verzeihen können. Ich weiß nicht, wie er erfahren hatte, Bonaparte wolle um jeden Preis und in Uebereinstimmung mit mehreren Andern die Regierungsform ändern. Daher begab er sich zum Direktor Gohier und theilte ihm seine Entdeckungen und Vermuthungen mit. Gohier fand die Sache ernsthaft und ließ Moulins sogleich zu sich einladen. Moulins war nicht zu Hause und erst den Tag darauf begab er sich auf Gohiers Einladung zu ihm. Dieser gab ihm sogleich Nachricht von dem, was er gestern erfahren hatte. Moulins erstaunte und wollte den Angeber sprechen, der bald kam, allein es fehlte ihm an Beweisen zur Unterstützung seiner Angabe; Gohier war unentschlossen, allein Moulins siegte. Die beiden Direktoren beschlossen, den General unterwegs von Paris nach Malmaison verhaften zu lassen, indem sie wußten,

daß er an diesem Tage an letzterm Orte ein Mittagsmahl ausrichte. Unglücklicher Weise faßten sie diesen Entschluß nicht vor demjenigen, der ihnen Nachricht von der Verschwörung gegeben hatte; sie hatten ihn vielmehr in eine besondere Stube einsperren lassen.

Gohier hatte sogleich die andern Direktoren davon unterrichten lassen wollen, um mit ihnen in Uebereinstimmung zu handeln. Nein! versetzte Moulins, Einer unserer Collegen ist abwesend; Einer von den beiden Andern ist Bonapartes vertrauter Freund, und Barras ist sein Beschützer; ohne ihn würde man nichts von diesem Corsen wissen. Wir brauchen durchaus niemand. Wir wollen uns kühn über die Formen hinwegsetzen; wir wissen allein davon, wir wollen rasch handeln. Nichts ist leichter, als die Verhaftung des Generals. Ich kenne bei der hohen Polizei zwei Männer von Kopf, die, von einem Dutzend Soldaten unterstützt, gern die Vollziehung des Befehls übernehmen werden. Vor den Folgen braucht man sich nicht zu fürchten. Sobald der General verhaftet ist, wird er das Schicksal aller der Verschwörer haben, denen ihr Unternehmen nicht gelingt; sein Anhang wird vernichtet seyn.

Die beiden Direktoren giengen aus und wollten sich der Leute versichern, welche sie zur Aus-

führung ihrer Entwürfe brauchten. Bis hierher gieng alles gut; allein als Moulins wieder zu Gohier kam, fand er seinen Gefangenen nicht mehr im Zimmer, in das sie ihn eingesperrt hatten. Da die Direktoren ihm wenig Zusicherung gegeben hatten, so hatte er sich für verloren gehalten und war während ihrer Abwesenheit durchs Fenster entflohen. Bei dieser Entdeckung rief Moulins aus: wir sind verloren! Dieser Mensch war ein Schuft, der von unsern Feinden bestochen war. Diese Verschwörung ist erdichtet; sie ist eine Schlinge, die man unserer Ehrlichkeit gelegt hat: man hat uns den General und folglich die Truppen zum Feinde machen wollen. Wir wollen eilig, wenn es noch möglich ist, die Befehle zurücknehmen, die wir ertheilt haben. Diese Befehle wurden wirklich zurückgenommen; bloß Einer von den Leuten, die zur Verhaftnehmung befehligt waren, hatte zu Einem seiner Freunde gesagt, der ihn ins Schauspielhaus eingeladen hatte: ich kann nicht, ich habe diesen Abend eine wichtige Unternehmung; ich glaube, es gilt die Verhaftung eines sehr bedeutenden Mannes.

Diese Aeußerung wurde in einem Hause wieder erzählt, wo sich gerade Madame Bonaparte befand, die, ohne weitere Nachrichten als diese hingeworfene Aeußerung, errieth, es gelte ihren

Gemahl. Als eine kluge Frau sorgte sie sogleich für Rettungsmittel für ihn, im Falle man ihm wirklich zu Leibe gehen wolle. Die Wache des gesetzgebenden Körpers war für ihn. Sie versicherte sich der vornehmsten Offiziere, ohne ihnen zu sagen, wozu sie dieselben gerade brauche.

Sie besuchte den Obersten Petrin. Ich weiß nicht, was sie ihm gesagt hat, allein er versprach ihr, eine Compagnie Grenadiere nach Malmaison zu schicken, wenn sie ihm nicht zu spät einen Befehl vom General Murat verschaffen wollte. Sie versprach ihm denselben und man hielt Wort. Dies war die Grenadiercompagnie, die den 2. Brumaire nach Malmaison kam. Diese trefliche Gattin hatte auch Mehrere von ihren Freunden bei einem Mitgliede des Raths der Alten in der Straße Varennes versammelt. Hierhin sollte sich sogleich der General Murat begeben, um neue Befehle zu erwarten. Während Madame Bonaparte alle diese Vorsichtsmaßregeln ergriff, um die Gefahr zu entfernen, mit welcher sie ihren Gemahl bedroht wähnte, blieben Moulins und Gohier nicht müßig: sie waren so gescheut, einen reichen Hamburger verhaften zu lassen, der sich zu Paris in Handelsangelegenheiten aufhielt. Sie schoben ihm Verbindungen mit Frankreichs Feinden unter. Diese Sache wurde so vortreflich

geleitet, daß selbst Madame Bonaparte noch an demselben Abende gestand, sie habe sich zur Unzeit in Unruhe setzen lassen. Das Sonderbarste bei dieser Sache war, daß beide Parteien aufrichtig glaubten, sie hätten sich in ihren Vermuthungen geirrt. Erst lange nachher erhielt ich die bestimmteste Versicherung, daß der Vorschlag, Bonaparte verhaften zu lassen, vierzehn Tage vor seinem Siege wirklich Statt gefunden hatte, denn so kann man den berufenen 18. Brumaire (9. November) nennen.

Mehrere Schriftsteller haben von diesem Tage gesprochen, der wegen seiner Folgen für Frankreich auf immer denkwürdig ist. Die Einen schrieben unter Bonapartes Einflusse und haben uns bloß Lügen statt der Wahrheiten gegeben, die wir zu erwarten berechtigt waren. Die Andern haben voll gerechten Unwillens zu sehr auf die man sagt gebauet und Einiges übertrieben, Anderes gänzlich erdichtet. Das ist alles, was man diesen letztern Schriftstellern vorwerfen kann. Ich will sie nicht zu widerlegen versuchen, weil ich das Vergnügen habe, eine neue Geschichtserzählung des 18. Brumaire zu liefern. Ich will hier bloß die Anmerkungen mittheilen, die ich in meine Schreibtafel eingetragen habe.

Von Tage zu Tage sah sich das Direktorium in Gefahr, daß ihm die Gewalt aus den Händen entwischen werde; besonders sahen es zwei von seinen

Mitgliedern ungern, daß die Jacobiner den Sieg über die Königlichgesinnten davon getragen hatten. Barras fürchtete die Ersten und sein College scheuete beide Parteien. Jedoch vereinigten sie diese beiden Meinungen in einem einzigen Stücke, sich auf einen General zu stützen, der schon einen großen Namen habe. Beide wünschten eine neue Ordnung der Dinge, allein beide wollten auch herrschen. Bloß zwei Krieger konnten zur Unterstützung ihrer Entwürfe dienen, aber der Eine war in Italien getödtet worden *); es blieb also bloß noch Moreau übrig. Man that ihm Anträge, in Verbindung mit den beiden Direktoren zu einer Veränderung der Regierungsverfassung mitzuwirken, allein Moreau, der ein vollendeter Krieger, bei seinen Feinden geehrt und bei seinen Truppen beliebt war, hatte eine Art von Widerwillen, sich in solche politische Erschütterungen zu mischen, zu denen er sich aus Bescheidenheit als nicht gewachsen ansah. Er gab daher auf die ersten Anträge der Direktoren bloß ausweichende und unbestimmte Versprechungen. In diesem Zustande von Ungewißheit befand sich die Unterhandlung, als Bonaparte an Frankreichs Küsten landete.

---

*) Wahrscheinlich Joubert. D. Ueb.

Wenn die Absicht der Direktoren auf eine Veränderung der Regierungsform gieng, so war dies auch Bonapartes Plan. Seit langer Zeit und troß der weiten Entfernung stand er mit den Unzufriedenen in Frankreich in Verbindung. Mit dieser Classe von Menschen verband sich jene gefährlichere Classe von Leuten, die ihr Glück bloß in Unruhen und in Neuerungen finden.

Der General kannte den Zustand der Dinge vollkommen und wußte die Unzufriedenheit der Einen und die gefährlichen Grundsätze der Andern zu benutzen. Auf gleiche Weise schmeichelte er allen Parteien, und verbarg diesen dreifachen Kunstgriff vor ihnen. Freilich glaubte ich damals, er besitze die Eigenschaften eines geschickten Staatsmannes und was ich für Genie hielt, war bloß eine klug angewandte Verschlagenheit. Alle Parteien fanden bei ihm Zutritt, aber zu verschiedenen Stunden und Tagen; man ergriff die geschicktesten Vorsichtsmaßregeln, daß sich zwei Personen von verschiedenen Parteien einander nicht im Hause und in den Gesellschaften begegneten, die in den ersten Tagen unserer Ankunft zu Paris nicht aufhörten.

Wenn er indessen allen Parteien schmeichelte, so schonte er doch Eine sichtbar mehr, als alle Uebrigen, und zeigte gegen sie die größte Ehrfurcht: dies waren die Jacobiner. Er liebte sie nicht; er ver-

abscheuete sie vielmehr unter allen Parteien von Grund der Seele. Ich weiß, daß er in Frankreich im Rufe eines wüthenden Jacobiners stand: ich versichere aber, daß er es nie in der Bedeutung gewesen ist, die wir gewöhnlich diesem Worte beilegen; allein er war es bloß in dem Sinne seiner ehrgeitzigen Entwürfe. Wenn er Menschen schonte, die sich zum Jacobinismus bekannten, so geschah es, weil er sie wirklich fürchtete und diese Furcht folgte ihm auf den Thron nach. Es ist noch nicht drei Jahr her, wo er mir einen Beweis davon gab, indem er einen ziemlich gemeinen, obschon kraftvollen, Ausdruck wiederholte.

Bonaparte hatte so eben jemand, der sich oft auf dem Rednerstuhle der Jacobiner gezeigt hatte, ein Amt von der größten Wichtigkeit gegeben. Der Erzschatzmeister (Lebrun) machte ihm deshalb auf eine sehr feine Art Vorwürfe. Ich weiß alles recht gut, was Sie sagen wollen, erwiederte Bonaparte, allein die Gründe, weshalb Sie glauben, daß man ihm dies Amt abschlagen müsse, sind gerade diejenigen, die mich dazu bestimmt haben, ihm dasselbe zu geben. Ich weiß, daß er ein wildes Thier ist, allein sein Amt wird für ihn sein Maulkorb. Der Erzschatzmeister wandte dagegen ein, es sey die Zeit vorbei, wo man diese Art von Menschen zu fürchten habe. — Sie bleiben, mein Herr! immer

und ewig jene Camäleons — Uebrigens ist die Sache vorbei; nichts mehr davon: ich sage Ihnen noch einmal, daß, wenn ein Wolf den Rachen voll hat, er nicht mehr beißen kann.

Nach diesen Gesinnungen wären die Jacobiner also diejenigen, die er am meisten schonte. Hierauf kamen die Republikaner, im reinsten Sinne dieses Worts. Er haßte die Letzteren und verachtete sie. Nun blieben noch die Royalisten übrig, die wie die Andern in die Schlinge giengen, die er ihnen gelegt hatte. Ich bemerkte, daß er bei ihnen seinem Charakter eine ganz besondere Gewalt anthat: er war süßer, sanfter und daher zweideutiger. Ihre Verführung gelang ihm durch Versprechungen und erdichtete Hoffnungen; jedoch schien es, als ob ihn Einige davon durchschaueten oder in starkem Verdacht hätten. Folgendes ist Wort für Wort und ohne die geringste Veränderung der Auszug aus einem Briefe, den er an einen Royalisten schrieb:

„Sie sind dringend, allzu dringend. Sie werden alles verderben. Ich bin noch nicht aus den Stiefeln und schon wollen Sie sagen, alles sey geschehen. Nein, mein Herr! Lassen Sie die Sache gehen und eilen wir zu dem Nothwendigsten, ich meine die Vernichtung einer gehässigen Gewalt und den Tod aller kleinen Mächte. Dann soll Ihnen das geringe Uebergewicht, das ich in den Geschäften

habe, wenn ich überhaupt dergleichen besitze, beweisen, daß Ihre Antwort von gestern Abend für mich nicht passend war, allein ich vergesse gern diese kleine Scene; vergessen Sie von Ihrer Seite nicht, daß ich mit der Zeit in Ihren Sinn eingehen werde."

Solche Briefe unterzeichnete er niemals, und setzte auch keine Aufschrift darauf; ein Vertrauter überbrachte sie.

Ich kann unmöglich unbemerkt lassen, daß dieser Brief ein Muster von Zweideutigkeit, Arglist und Treulosigkeit ist. Indessen ließ sich doch alles, was es damals von Männern von Verdienst und Scharfsicht in Frankreich gab, in fast ähnlichen Schlingen fangen.

Kurz, bei der ersten Nachricht von seiner Rückkunft beschlossen die beiden Direktoren, ihm ihre Entwürfe anzuvertrauen, indem sie sich vorbehielten, ihn nicht zu spät eine Belohnung und Stellen anzuvertrauen, die den Verdiensten angemessen wären, die er leisten würde. Da sie nichts von seinem ungemessenen Ehrgeitze argwöhnten, so glaubten sie, er sey mit der Aussicht zufrieden und ihnen gänzlich ergeben; besonders hatte Barras, der sich ohnstreitig der Verbindlichkeiten erinnerte, die ihm der General schuldig war, bei der Darlegung seiner Entwürfe nicht alle Freigebigkeit seiner Versprechungen

und allen vertraulichen Eifer gezeigt, welchen der Ehrgeitz seines ehemaligen Schützlings verlangte. Dies war die Hauptursache seiner Verweisung; diejenigen, denen man sie hat beilegen wollen, sind höchstens Nebenursachen. So groß auch Moreaus Ruf ist und was für große Tugenden er auch besitzt, so wird er es doch immer gegen Frankreich zu verantworten haben, daß er den Entwürfen seines Nebenbuhlers nicht sein Genie, sein Uebergewicht, besonders die deutlich erklärte Liebe aller Truppen entgegengesetzt hat, die ihn damals anbeteten.

Bonaparte kannte die Hindernisse, welche ihm Moreau in den Weg legen konnte, genau; er war innig davon überzeugt. Das ist noch nicht alles; das Publikum weiß noch gar nichts davon, daß seine Gemahlin und sein Bruder Lucian keinen größern Wunsch hatten, als diese beiden Männer zusammen zu bringen. Bonaparte war über den Ausgang der Ereignisse unruhig. Die Ursache davon lag in seiner außerordentlich großen Liebe zum Leben: dies Gefühl hat ihn nie verlassen und wird ihn auch nie verlassen; er hat unwiderlegliche Beweise davon gegeben. Vergebens führt man neue Beweise vom Gegentheile an; sie waren immer übertüncht. Wenn sich Bonaparte ausgesetzt hat, so geschah es aus Pralerei und an Orten, wo keine Gefahr war. Endlich habe ich mit eigenen Augen

gesehen, daß seine Angst, je näher der Tag kam, desto mehr zunahm: er verbarg sie so viel als möglich. Oft schöpfte er Kraft und Muth aus den Reden derjenigen von den Verschwornen, welche mit ihm von dieser Sache mit der Gewißheit eines glücklichen Erfolges sprachen. Sein Auge fieng Feuer, seine Stellung wurde gerader und seine Stimme erhielt mehr Umfang: er war ein ganz anderer Mann. Diese Veränderung aber war bloß vorübergehend; sobald er wieder allein war, erhielt seine Kleinmüthigkeit wieder die Oberhand; dann wurde er düster, besorgt, ungleich und wenig umgänglich. Diese verschiedenen Beobachtungen, die damals wenige Menschen, wie ich, machen konnten, waren tägliche Fortschritte, die ich in der durchdachten Kenntniß dieses herrlichen Mannes machte; ich sage herrlichen, aber bloß in den Augen des großen Haufens.

Ich war nicht der Einzige, welcher seine Furcht und die geringe Energie bemerkte, die er kurz vor einem so entscheidenden Augenblicke gezeigt hatte. Seine kluge Gemahlin war davon überzeugt. In der Nacht vom 9. zum 10. Brumaire sagte sie zu ihm nach einer ziemlich lebhaften Unterredung: Nun, wohlan! wenn Ihnen die Klugheit Zweifel über den glücklichen Ausgang dieses großen Ereignisses eingiebt, so bringen Sie einige Opfer, so setzen Sie leere Bedenklichkeiten bei Seite; lassen Sie

Moreau zu sich kommen: Sie und Moreau und ich bin ohne Besorgnisse. Unterdessen kam Lucian dazu. Madame Bonaparte unterrichtete ihn von dem Inhalte des Gesprächs. Ihr Schwager vertheidigte auf eine beredte Art die Sache des bescheidenen Siegers. Folgendes war Einer von seinen Ausdrücken: Sie und Moreau werden der Sieg und die Stärke zusammen seyn. Alles, was er sagte, blieb fruchtlos: Bonaparte war unerbittlich. Wenigstens zwei Stunden nach dieser Scene brummte er immer noch und zwar etwas lauter. Ah! mein Herr Bruder! ich und Moreau werden der Sieg und die Stärke zusammen seyn! — Fort! fragen Sie Pichegrü! er wird Ihnen sagen . . . Moreau — — Ich konnte nichts weiter verstehen. Einen Augenblick darauf: — Herr Lucian! — Sie machen mir bisweilen Langeweile. Ich fürchtete Lucians Ausdruck zu vergessen und schrieb ihn daher ins Innere meines Hutes.

Wenige Personen haben etwas davon gewußt, daß Bonaparte seine Gemahlin in bürgerlichen Angelegenheiten, ja selbst von der höchsten Wichtigkeit, zu Rathe zog. Diese Thatsache ist jedoch durchaus wahr, allein er würde wüthend aufgebracht worden seyn, wenn er erfahren hätte, daß seine Hofleute etwas davon wüßten. Wäre es mir möglich gewesen, mich zu theilen, mit welchem Vergnügen

würde ich dieser herrlichen Frau gefolgt seyn! Was für ein Unterschied zwischen ihr und ihrem Gemahl! Sie waren wie Himmel und Erde von einander verschieden. Ich würde einige Züge von ihr anführen, wenn ich nicht wüßte, daß Hr. M. B. D., der in dieser Hinsicht weit besser unterrichtet ist als ich, eine Lebensbeschreibung von ihr veranstaltet. Ich weiß nicht, wie es in den ersten Jahren der Frau v. Beauharnois hergegangen ist, allein wenn sie ihren funfzehn letzten gleichen, so werden wir die Geschichte einer vollendeten Frau erhalten. Sie hat mich kaum gekannt; also leitet meine Feder kein Eigennutz, kein anderes Gefühl, als das der Wahrheit. Indessen näherte sich unter verschiedenen Lagen, in die Bonaparte sein Mangel an Kraft versetzte, der große Tag der Auflösung einer Gewalt, die beinahe von allen Franzosen verabschcuet war. Die Ausführung wurde in der Nacht vom 13. auf den 14. auf den 17. Brûmaire bestimmt, welches der 8. November 1799 war. Den 16. Morgens hatte sich nichts, weder im Plane noch in den zur Ausführung ergriffenen Mitteln, verändert, als Bonaparte insgeheim Nachricht erhielt, der Befehlsbaber der 17. Division wäre nicht ganz entschlossen, ihn bei dieser wichtigen Sache zu unterstützen; er habe sogar gesagt, er wolle lieber den Befehl über seine Truppen niederlegen. Diese Nachricht war für ihn, als

er sie erhielt, ein Donnerschlag. Er ließ sogleich seine Gemahlin unterrichten. Sie kam und sobald sie ihn erblickte, rief sie aus: mein Gott! was fehlt Ihnen? Wirklich befand er sich in einem mitleidswürdigen Zustande; die Farben des Zorns und des Schreckens waren ihm auf dem Gesichte zerrieben. Er gab seiner Gemahlin den Brief, der ihm die unglückliche Nachricht mittheilte. Alle beide schlossen sich eine Viertelstunde lang ein. Nach Verfluß derselben kam sie wieder zum Vorschein und glänzte vor Freude. Sie sagte mir, ich möchte mich wieder zu ihrem Gemahl begeben. Der Kutscher erhielt Befehl, anzuspannen, und sechs Minuten darauf war Madame Bonaparte fortgefahren. Ich weiß nicht, was zwischen ihr und ihrem Gemahl vorgefallen war, allein als ich eintrat, fand ich ihn ganz ruhig. Sie sind gestern im Schauspielhause gewesen? fragte er mich. — Ja! General. — Was führte man auf? — Manlius. — Wie hat man diesen Henker gegeben? — Zum Grauen. — Was sagt man Neues in Paris? — Die Gemüther sind unruhig; jedermann seufzt nach Ruhe. — Ich glaube es; man muß es satt seyn.

Vielleicht hätte er noch mehr gefragt, allein die Ankunft Murat's, Lucians und eines Generals, den ich nicht kannte, machte dieser Unterredung ein Ende. Den ganzen Tag hatte er Gesellschaft im

Hause, und troz allen getroffenen Vorsichtsmaßregeln, um nichts bekannt werden zu lassen, sah man doch leicht ein, daß nicht alle einstimmig waren.

Madame Bonaparte kam erst gegen eilf Uhr zurück; sie gieng hinauf in ihr Zimmer und ließ mich rufen. Richten Sie es so ein, sagte sie, daß Sie an meinen Mann kommen, ohne daß es jemand von der übrigen Gesellschaft merkt; sagen Sie ihm, er möchte zu mir kommen und durch die kleinen Zimmer gehen. Ich fand einige Schwierigkeiten, meinen Auftrag auszurichten, endlich aber gelang es mir doch. Bonaparte entfernte sich, ohne daß man es bemerkte, und kam auf dem angezeigten Wege zu seiner Gemahlin. Nach Verlauf von zehn Minuten sah ich ihn hinabsteigen und wieder zur Gesellschaft gehen. Es begannen neue Erörterungen, die aber sogleich ruhig wurden. Es war zwei Uhr Morgens, als sich Eines nach dem Andern entfernte. Bonaparte schien sehr zufrieden, legte sich aber nicht zu Bette, sondern schlummerte bloß auf einem Stuhle.

Seit dem 14. Brumaire (5. Nov.) hatte ich sehr viel Mittel und Wege ergriffen. Ich wußte, daß die Ausführung des Unternehmens auf den 17. des nämlichen Monats festgesetzt war, allein ich konnte mir das nicht erklären, was bei Tage und in der Nacht vorgefallen war; ich machte tau-

fend Bemerkungen, und keine schien mir treffend zu seyn. Wen hätte nicht, wie mich, die Neugierde und die Ungewißheit geplagt! Es war in der Nacht vom 16. auf den 17. Der Tag, der bald anbrechen sollte, sollte die Umwälzung eines großen Reichs bescheinen, seine Regierung, seine Heere und seine Gesetze verändern, Einige stürzen, Andere erheben, die Schwäche verweisen, den Ehrgeiz krönen und die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich ziehen. Noch einige Augenblicke, und dies große, aber gefährliche Unternehmen nahm seinen Anfang. Ich befand mich in dem Hause, wo das Oberhaupt, die Seele dieser großen Maschine, wohnte. Alles um ihn war ruhig; er selbst, ja er selbst schlummerte. Wo sind die Zubereitungen? Wo sind die Verschwornen? Das Pferd, das den General tragen soll, liegt auf der Streu; der Reitknecht schnarcht auf seinem elenden Bette; ich allein, der ich närrischer und thörichter bin, als das Pferd und der Reitknecht, kann weder Ruhe noch den Schlüssel zu dem Räthsel finden, das mich beschäftigt.

Doch durfte ich nicht lange mehr auf Aufschluß warten. Ich erfuhr den andern Tag, daß Bonaparte gegen den Rath aller Verschwornen die Ausführung der Verschwörung auf den 18. Brumaire (9. Nov. 1799.) verschoben habe. Der ein-

zige Grund, den er anführte, bestand darin, daß die Nachricht, die er des Morgens erhalten, bei ihm starken Verdacht erregt hätte; daß er den 17. zur Aufklärung desselben benutzen und sich zugleich mit mehrern Oberoffizieren und dem General Lefebre besprechen wollte. Er setzte aber lachend hinzu: auch wäre dies ein Freitag; dieser Tag sey von keiner guter Vorbedeutung; an einem Freitage sey der Gott der Christen gestorben. Daher sagte Herr von la Chabeaussiere: „dieser große Mann würde eine gute Frau seyn." Der Tag wurde ruhig zu Versicherung aller Personen angewandt, die zur Expedition mitwirken sollten; denn so nannte er diese Sache. Er kam erst Abends wieder nach Hause, wo ihn eine Menge bedeutender Personen besuchten. Endlich brach der 18. Brumaire an. Der Rath der Alten war in der Nacht benachrichtigt, sich an dem Orte seiner Sitzungen zu versammeln. Es war ihm in der Nacht ein Entwurf zu einem Beschlusse vorgelegt worden, den gesetzgebenden Körper nach St. Cloud zu verlegen. Dieser Entwurf wurde ohne Schwierigkeit angenommen; man war den Tag zuvor darüber übereingekommen. Man schickte Bonaparte sogleich eine Abschrift dieses Beschlusses zu, dem ein Befehl beigefügt war, ihn zu vollziehen. Dieser glückliche Anfang machte ihm eine ganz besondere

Freude; er ließ seine Gemahlin davon unterrichten. Eine Viertelstunde darauf waren wir alle zu Pferde. Bonaparte ritt, von einem zahlreichen Generalstabe umgeben, geraden Wegs nach dem Palaste der Tuilerien. Der Garten stand voll Truppen, die er musterte und anredete; er sagte zu ihnen: er übernähme den Befehl bloß in der Absicht, um Frankreich den Greueln der Anarchie und des Bürgerkrieges zu entreißen. Ein Theil erhielt Befehl, nach St. Cloud abzumarschiren, wohin wir uns auch in Galopp begaben *). Hier befanden sich die beiden Räthe. Jedermann wußte, was im Rath der Fünfhundert vorgieng. Ich bemerke bloß, daß, als Bonaparte sprechen wollte, das Geschrei, die Drohungen und das Rufen: nieder mit dem Diktator! einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er sich verwirrte und den Faden seiner Rede nicht wieder finden konnte. Er wandte sich dann gegen uns und befahl nachzusehen, ob der General Murat an der Spitze seiner Truppen sey; als er sich aber besann, wollte

*) Folgende Schrift giebt noch mehr Aufschluß und auch auf eine andere Art über den 18. Brumaire: Bonaparte à St. Cloud ou la fameuse journée; tableau exacte et fidèle de ce, qui s' est passé a St. Cloud le 18. Brumaire an 8. Par L. Paris 1814.

er selbst nachsehen. Er gieng hinaus, setzte sich zu Pferde und ritt nach der Seite der Brücke hin: er war sehr bewegt. Als er Murat antraf, wurde er etwas ruhiger und wir ritten wieder nach dem Schlosse zurück. Kurz darauf erhielt er die Nachricht von seiner Ernennung zum Consul nebst den Herren Roger Ducos und Sieyes. „Meine Herren! sagte er den andern Tag zu ihnen, Frankreich hat einen großen Schritt zum Glück und zum Frieden gethan. Wir wollen alles aufbieten, um ihm beide zu verschaffen. Ich weiß, daß unser Werk groß ist, aber mit dem guten Willen, den wir dabei zeigen, und besonders mit den Lehren der Erfahrung werden wir diesen großen Zweck erreichen." Es war ein großes Gastmahl veranstaltet; eine Menge Menschen von jedem Alter und von jedem Stande wünschten ihm Glück. Nun fand eine völlige Veränderung in seinem ganzen Aeußern Statt. Bei allen über seine Person gefällten Urtheilen hatte ich ihn jederzeit für unfähig gehalten, sich öffentlich so ganz zu verstellen. So lange ich ihn als General gekannt hatte, verrieth sich sein Stolz, seine Geringschätzung und seine Verachtung Anderer selbst in seinen geringsten Handlungen. Kaum aber war er Consul, so heiterte sich seine Stirn auf; sein Ton war nicht mehr so trocken, sein Auge sanfter und sein Aeußeres nicht

mehr so zurückstoßend. Erwies er jemand eine Gefälligkeit, eine Gnade, oder gab er ihm ein Amt, so that er es ohne Grobheit, ja er setzte bisweilen verbindliche Worte hinzu. Mit den Schönheiten der Sprache war er wenig bekannt; er wußte nichts von jenen glänzenden Ausdrücken, von jenen Wortversetzungen, die für den Staatsmann unentbehrlich sind, dessen Reden nicht immer das ausdrücken dürfen, was er sagen soll, sondern das, was er darunter verstanden zu wissen wünscht. Um dieser Armuth an rednerischen Mitteln abzuhelfen, machte er sich eine Sammlung von ausgesuchten Wörtern und Redensarten, die er nach dem Orte, den Personen und den Umständen einrichtete und formte. Seine feierlichen Reden waren alle im voraus vorbereitet. Er bekam Nachricht von dem, was man ihm sagen würde; er hatte schon das in Bereitschaft, was er darauf zu erwiedern hatte. Daher jene Trockenheit der Ideen, jener pomphafte Mischmasch, welchen gemeine Hofleute Erhabenheit nannten. Mehr als einmal sah ich ihn die Schreibart des Herrn M. . :. studiren, unter dem Vorwande, die Briefschaften zu durchgehen, welche er die Minute vorher gelesen hatte. Freilich würde dies alles wenig zu bedeuten haben, wenn es einen nicht so berufenen Mann beträfe, allein die Thatsache ist wichtig, ja selbst nützlich,

wenn man bedenkt, daß ein solcher Mann die Krone auf sein Haupt gesetzt und alle Staaten des festen Landes erschüttert oder vernichtet hat.

Ein guter Schriftsteller hat Bemerkungen gemacht, gegen die ich ein Paar Einwendungen machen will, nicht bloß weil sie das Gepräge der Verläumdung tragen, sondern auch weil sie gänzlich falsch sind. „Seine ungeheuere Gewalt, sagt er, besonders aber seine zahlreichen Hofleute haben Bonaparte verdorben; ihnen hat er seinen Ehrgeitz, seine Verbrechen, vorzüglich aber seinen Despotismus zu verdanken; ohne die Niederträchtigkeit seiner Schmeichler und die Beifallsbezeugungen eines ganzen Volks, das durch die Lobeserhebungen eines treulosen und verkauften Hofes irre geführt war, hätte er ein guter Fürst werden können, wenn es überhaupt ein Usurpator seyn kann.“

Diese letzte Meinung dient mir zum Beweise, daß er dem Despoten nie nahe gekommen und daß er mit seinen körperlichen und geistigen Eigenschaften gänzlich unbekannt ist. Vergebens entwirft er mir ein tröstendes Bild von den ersten Tagen seiner Consularregierung; vergebens erinnert er mich an die Hoffnungen, die Frankreich schöpfte; er vergißt, und dies vernichtet seine Behauptung, er vergißt, sage ich, die Zeit und die Umstände, wo diese Hoffnung von einer angenehmen Zukunft ge-

faßt wurde. Gequält und der Regierung Mehrerer überdrüßig und durch zwölfjährige Stürme abgemattet, glaubte Frankreich einen Hafen da zu erblicken, wo es beinahe Schiffbruch gelitten hätte. Bonaparte war ein geborner Despot; die Leidenschaft, Menschen zu beherrschen und sie zu vertilgen, war ihm angeboren und mit seinem Seyn und Wesen verschmolzen; er konnte keine mildere Gesinnung annehmen. Zwar sind ihm die Menschen und Umstände vortheilhaft gewesen, allein dieser beiden Reizmittel beraubt, würde er nie ein guter Fürst geworden seyn; Ort und Umstände würden bloß die Wuth seines hochmüthigen Strebens nach der Oberherrschaft verändert haben. Schulmeister oder auf dem Throne, Escadronchef oder Wachtcorporal, zu Paris, wie auf Kamtschatka, würde der Tyrann durchgeblickt haben.

Mehrere von seinen Hofleuten haben zwar den Ausbruch dieses Vulcans nicht aufgehalten, aber sie sind doch nicht der Feuerheerd desselben gewesen.

Der ungemessene Ehrgeiz eines solchen Mannes konnte, wie er bewiesen hat, nicht damit zufrieden seyn, die Gewalt mit zwei Collegen zu theilen. Diese Theilung aber war der erste Schritt zum Throne, und dies war schon viel. Seine Heuchelei und seine verstellte Mäßigung dienten anfänglich dazu, die Rolle zu verbergen, die er spielen

wollte. Sein erster Zweck war, alle Parteien zu ersticken, den Haß auszutilgen und die Gemüther etwas zu beruhigen. Der Erfolg krönte seine Unternehmungen. Wir können nicht leugnen, daß dies ein Vortheil war, allein wie ein Strohhalm in der Hand eines Bösewichts eine gefährliche Waffe wird, so war diese öffentliche Aussöhnung, dieser Tod fast aller Parteien, ihm auch zu seinen ehrgeitzigen und sträflichen Absichten föderlich. Der Franzose, der ruhiger und nicht mehr so aufbrausend war, betrachtete die Bestrebungen des Ehrgeitzigen nicht mehr mit der Aufmerksamkeit und Widerspenstigkeit, mit welcher er seit zwölf Jahren die verschiedenen Tyrannen beobachtet hatte, welche ihn in Ketten schmieden wollten. Sein marktschreierisches Wesen wurde freilich von Manchem durchschauet; Mehrere bemerkten unter dem Mantel, in den er sich hüllte, den Mann, der vor Begierde brannte, die Consularscherpe wegzuwerfen, um mit der Monarchenbinde sein Haupt zu zieren. Er wurde gewahr, daß man seine Absichten beargwöhnte, und seine Gemahlin bestärkte ihn in diesem Verdachte. Kaum war er sechs Wochen Consul *), als er auf einmal grämlich, ungeduldig

*) Der Verfasser sagt provisorischer Cosul. Denn 11. Nov. wurde Bonaparte Mitglied der provisorischen

und immer in sich verschlossen wurde. Wenn er sich öffentlich Zwang anthat, so hielt er sich reichlich insgeheim dafür schadlos; er war dann unzugänglich und schwer zu bedienen; er wollte niemand sehen, nicht einmal seine Gemahlin. Am dritten Tage dieses wilden mürrischen Wesens schrieb sie folgendes an ihn:

„Mein Herr! Wenn man großen Aerger hat, so erleichtert ihn nicht die Einsamkeit. Wenn man ihn mildern will, so ist es das sanfteste, so wie das sicherste Mittel, ihn treuen Freunden anzuvertrauen. Ich glaube, Ihre aufrichtige Freundin zu seyn, und in dieser Hinsicht verdiene ich Ihr Zutrauen mit Recht. Sie versagen sich den süßen Trost, Ihren Kummer mitzutheilen, und rauben mir dadurch das Vergnügen, die Last desselben zu theilen und vielleicht denselben zu heilen. Mein Geschlecht ist vielleicht bei dieser Gelegenheit ein Hinderniß Ihrer Offenherzigkeit, allein Ihre Gattin glaubt Ansprüche auf gewisse Ausnahmen zu haben, und Ihre Geheimnisse, wenn sie einmal in Ihr Herz hinabgesenkt waren, fanden darin immer ihr Grab. Ich thue noch mehr, mein Herr!

Vollziehungscommission und den 13. Dec. 1799 erster Consul.

D. Ueb.

ich komme Ihnen in Ansehung dessen entgegen, was Sie vor mir verheimlichen, sollten Sie meine Verwegenheit auch mißbilligen."

„Consul! Ich kenne Ihren edlen Ehrgeitz und die Größe Ihrer Absichten. Eine getheilte Gewalt behagt Ihnen nicht und Ihre vorübergehende Würde ist eine Last für Sie. Diese beiden Wahrheiten stehen für diejenige auf Ihrer Stirn geschrieben, die Sie zu kennen Anspruch macht. Mein Freund! Fangen Sie an, über sich Meister zu werden, um in der Folge die Ereignisse beherrschen zu können. Verschiedene Parteien haben Sie in Verdacht, suchen Sie zu durchschauen und könnten Ihnen schädlich werden. Hier schweige ich. Ueber die Wichtigkeit der Rathschläge erschrocken, bitte ich Sie, mich als die anzusehen, welche sowohl an Ihrem Ruhme, als an Ihrem Glücke den größten Antheil nimmt."

Wenn man einen ächten Biedermann antrifft, so bleibt man stehen und betrachtet ihn mit Vergnügen; dies ist ein glücklicher Augenblick. Wenn man auf eine liebenswürdige, sanfte, edelmüthige und gefühlvolle Frau stößt, so ist dies ein bezaubernder Anblick, von dem sich unsere Augen nicht losreißen können: dies ist ein Augenblick von Glückseligkeit. Ach! Josephine! Als ich eine Abschrift von deinem Briefe nahm, fühlte ich dies

köstliche Gefühl, das Antheil reiner und gefühlvoller Herzen. Eine meiner Thränen benetzte die Urschrift. Warum hätte ich nicht sollen sanft gerührt werden? Bonaparte war es ja; seine Eisenseele wurde auf einmal hämmerbar.

Kaum hatte er den Brief durchgelesen, so heftete er seine Blicke auf den Fußboden; that mehrere Schritte im Zimmer herum und setzte sich wieder an seinem Schreibepulte nieder; ich verschlang seine Geberden, seine Bewegungen, kurz alles, ja sogar seine Seufzer. Seine Bewegung war sichtbar, hatte aber nichts Finsteres und Beunruhigendes. Lassen Sie meiner Frau sagen, redete er mich sanft an, daß ich diesen Abend bei ihr zubringen will, aber wir wollen beide allein seyn. — Um vieles nicht hätte ich gewünscht, diesen Auftrag Andern zu übertragen; es war mir zu viel daran gelegen, ihn selbst auszurichten. Ich eilte schnell ins Zimmer der Gemahlin des Consuls. — Der theuere Freund komme! Wie befindet er sich? Sie, ja Sie kennen ihn genau. — Madame! viel besser, als vor einer Stunde; er hat mit mir in einem sehr sanften Tone gesprochen. — Desto besser! Dies ist seit drei Tagen die erste gute Nachricht, die ich bekomme.

Es vergiengen zwei Stunden, ehe sich der Consul zu seiner Gemahlin verfügte; erst nach Mit-

ternacht kam er wieder in sein Zimmer zurück. Ich weiß nicht, was zwischen beiden Gatten vorgegangen ist, ich will nicht einmal einen Versuch machen, es zu errathen, allein den andern Tag glich er sich nicht mehr.

Ob er sich schon seit dem 18. Brumaire alle Mühe gegeben hatte, die getrennten Gemüther zu vereinigen, die Rotten zu zerstreuen und alle Parteien zu vernichten, so war ihm sein Unternehmen doch erst halb gelungen: einige Republikaner und noch mehrere Jacobiner verursachten ihm die größte Unruhe. Die Royalisten, die in ihren Hoffnungen betrogen, vereinzelt und ohne Stütze waren, hatten sich zerstreuet und warteten auf einen für ihre Sache günstigen Augenblick.

In einem solchen Zustande der Dinge sah Bonaparte recht gut ein, daß, wenn er die höchste Gewalt erlangen wolle, ihm daran gelegen seyn müsse, diejenige auf seinem Haupte zu befestigen, welche er jetzt erst vorläufig besaß. Seine Freunde setzten sich in Thätigkeit, die Gemüther wurden bearbeitet, einige Jacobiner bestochen, und Frankreich ernannte ihn, von seiner geheuchelten Mäßigung und seinen erkünstelten Tugenden geblendet, zum ersten Consul: nach seinem Plane war dies mehr als die Hälfte des Wegs zum Throne, und dies war alles, was er für den gegenwärtigen Augenblick wünschte.

Die Republik war bloß noch dem Namen nach vorhanden; der größte Theil der Republikaner fand seine Rechnung besser bei den Aemtern, die sie erhalten hatten, und wagte nicht mehr zu murren. Die Jacobiner, die am meisten zu fürchten waren, schwiegen unter der Last der Würden; Einige veränderten sogar ihre Rolle, standen ihm auf alle Art und Weise bei und wurden die Hauptstützen seines Ehrgeizes. Er sah deutlich ein, daß, wenn er einen Thron besteigen wolle, dessen Monarch auf dem Schaffotte gestorben war, er den großen Haufen geblendet haben müsse und daß zur Verführung der Völker nichts kräftiger beitrage, als rauschender Glanz kriegerischer Thaten: er traf daher Anstalt, sich an die Spitze der Armee von Italien zu stellen. Er hatte sich eine Compagnie von Spionen gebildet; alle Theile der Verwaltung, sowohl der kriegerischen als bürgerlichen, hatten die Ihrigen. Die Großen des Staates hatten dergleichen sogar in ihren Familien und in ihren Gesellschaften. Diese Rotte, die er im Scherz seine telegraphische Compagnie nannte, war von der allgemeinen Polizei unabhängig, deren Agenten auf die Masse des Volks Acht geben mußten und wiederum selbst bewacht wurden. Die Anzahl dieser gefährlichen Söldlinge stieg im März 1803 auf 3692, mit Einschluß der hin- und herziehenden Compagnie: diese bestand in hundert

der Unterrichtetsten, der Verschlagensten, besonders aber der Kühnsten der Rotte. Mit diesen Eigenschaften mußte man noch eine schöne Gestalt, eine richtige und deutliche Schreibart verbinden und seine Sprache und seine Haltung nach den Orten, Zeiten und Umständen einzurichten wissen. Diese Aufpasser vom ersten Range hatten den Auftrag, sich an die großen geheimen Agenten an den auswärtigen Höfen anzuschließen und ihnen Rechenschaft von ihren Verbindungen, die sie machten, und von ihren gewöhnlichen Beschäftigungen abzulegen. Die Aufsicht der Familie der Bourbons und die wichtigen Verhaftungen im Auslande gehörten ebenfalls mit zu ihrem Geschäfte. Von Einem dieser unseligen Menschen rührt auch der Brief her, der den Consul auf den Entschluß brachte, den Herzog von Enghien ermorden zu lassen.

Der Leser wird es nicht übel nehmen, wenn ich ihm Nachricht von der Art gebe, wie dieser mit Verbrechen belastete Spion gestorben ist.

Dieser gefährliche Meuchelmörder starb vor zwei Jahren in der Blüthe seiner Jahre. Das letzte Jahr seines Lebens war das Leben eines Heiligen; er verabscheuete sich selbst; seine Reichthümer verminderten seine Reue nicht. Die Ursachen seiner Bekehrung sind mir nicht bekannt; diese war aber so aufrichtig, daß der Geistliche, der ihm in den

letzten Augenblicken das Abendmahl reichte, folgendes an den Herrn Cardinal von Belloi *) schrieb, dem an dem Heile dieses großen Sünders gelegen war;

„Monsim **) ist diesen Morgen um sieben Uhr gestorben. Seit einem Jahre, wo ich ihn leite, habe ich nie mehrere Gewissensbisse, eine aufrichtigere und schmerzlichere Reue gesehen. Wegen seiner ungeheuern Vergehen wollte er gar nicht an die Vergebung seiner Sünden glauben und nur mit Mühe konnte ich ihn überzeugen, daß Gottes Barmherzigkeit noch größer sey. Ehe er den Geist aufgab, wollte er noch einmal seine Familie sehen; seine Gattin, seine jüngere Tochter und sein Sohn traten herein. Sein Sohn fiel an seinem Bette auf die Knie nieder. — Ich hinterlasse Euch ein sehr schreckliches Beispiel, mein theurer Sohn! — Er konnte nicht weiter sprechen, drückte seine Lippen auf ein Crucifix und starb. Seine Familie brach in Thränen aus; ich konnte die Meinigen nicht zurückhalten. Es ist ein Seliger mehr."

Wollte Gott, sein Beispiel hätte Nachahmer gefunden, allein solche Bekehrungen sind heut zu

---

*) Er war Erzbischof von Paris. D. Ueb.

**) Vielleicht Simon, Simmon. D. Ueb.

Tage seltene Erscheinungen und der Despot würde seine Rechnung nicht dabei gefunden haben.

Kaum war indessen diese macchiavelistische Einrichtung beendigt, so stellte er sich eilig an die Spitze der italienischen Armee. Da er sich immer auf Kosten der übrigen Generale mit allem dem zu umgeben verstand, was seinen Ruf vergrößern und seine Siege vervielfältigen konnte, so bestand seine Armee aus den bravsten Männern, welche Frankreich damals aufzuweisen hatte.

Ich will mich in keine weitläufigen militairischen Erörterungen einlassen und wenn ich hier von dem berühmten Tage von Marengo *) spreche, so geschieht es nicht deshalb, weil er das Schicksal Italiens entschieden, sondern weil er Bonaparte zu einer neuen Art von Kampf Veranlassung gegeben hat, welche er beständig beibehalten und welcher er sogar alle mögliche Ausdehnung gegeben hat: hier war es, wo er sich zum erstenmal eine Idee von einer schrecklichen und mörderischen Taktik machte, welche die Kämpfe in Metzeleien verwandelte, wo die Kunst des Kriegers nichts mehr galt; eine Taktik, die Menschenblut

---

*) Die Schlacht bei Marengo wurde den 14. Juni 1800 geliefert.

D. Ueb.

in Strömen vergoß und die erste und vorzüglichste Ursache seiner Siege war.

Der erste Consul sah recht gut ein, von welcher Wichtigkeit der Sieg für ihn sey; das Schicksal Italiens, ja vielleicht seiner Entwürfe hieng davon ab. Den 24. Prairial Abends sah ich, wie er manöuvriren ließ, um der Schlacht auszuweichen. Dies war das erstemal und ich glaube das einzigemal, wo ich ihn habe Bedenken tragen sehen, eine Schlacht zu liefern. Demohngeachtet brachten ihn einige Berichte, die er noch des Abends erhielt, zum Entschlusse einer Schlacht. In der Nacht traf er seine Anordnungen. Mit Tagesanbruch zeigte uns der Feind, der drei Reihen hoch stand, eine ungeheuere Fronte, worüber er erschrack. Sogleich giengen Eilboten an die Divisionen Lemonier und Dessaix mit dem Befehle ab, ihren Marsch zu beschleunigen und noch zur rechten Zeit einzutreffen. Der Kampf nahm sogleich von beiden Seiten seinen Anfang. Von sechs Uhr Morgens stritten beide Theile mit der nämlichen Erbitterung und mit gleichem Vortheile, als der Feind seine Fronte in der Mitte enger zusammen drängte. Bonaparte machte jetzt einen Fehler, der ihn beinahe zu Grunde gerichtet hätte; statt in Masse auf den Mittelpunkt des Feindes zu manöuvriren, entblößte er den Seinigen, um seine beiden Flü-

gel zu verstärken und folglich die österreichische Armee zu umringen. Der feindliche Anführer bemerkte die Bewegung und rückte schnell mit seinem Mittelpunkte in Masse gegen den entblößten Mittelpunkt der Franzosen vor; diese waren nicht zahlreich, konnten das dreifache Feuer der Colonne nicht aushalten und rissen aus. Der Feind verlor keine Zeit, theilte seine siegreiche Colonne in zwei und marschirte gerade auf unsern rechten Flügel los, der, als er den Mittelpunkt in Verwirrung sah, seinem Beispiele folgte. Berthier, der mit Schweiß und Staub bedeckt war, gab dem Consul sogleich Nachricht davon. Vergebens ließ er allen obern Offizieren Befehl ertheilen, die Flüchtlinge aufzuhalten; die Tapfersten wurden von dem großen Haufen mit fortgerissen: es war alles verloren und die französischen Waffen erhielten eine schimpfliche und blutige Niederlage, als auf einmal ein Staubwirbel und ein verworrenes wiederholtes Geschrei die Divisionen Lemonier und Dessaix ankündigten.

Da man vor dem Staube und dem Lerm nichts deutlich erkennen und wahrnehmen konnte, so sagte mir der Consul, der seine ganze Kaltblütigkeit behalten hatte, ich möchte doch nachsehen, was es gebe. Ich gieng nicht weit, und erhielt Aufschluß; ich eilte zurück und sagte ihm, daß es die Divi-

sionen Dessaix und Lemonier wären. Er eilte augenblicklich ihnen entgegen und stellte sie in zwei geschlossenen Colonnen, mit denen sich alle Flüchtlinge vereinigten, in Schlachtordnung. Es war nun eine Menschenmasse, die in der That Schrecken zu erregen im Stande war. Die Stärke dieses dichten Phalanx wurde noch dadurch erhöhet, daß durch einen Zauber, der nur auf Franzosen wirkt, alle frischen Muth gefaßt hatten; alles eilte vorwärts und jeder beeiferte sich um die Wette. Der General benutzte diesen Enthusiasmus und warf diese Masse von Kriegern auf den Feind, der nicht Zeit gehabt hatte, sich in Masse zu verstärken, und auf einmal vernichtet wurde, ohne sich besinnen zu können. Ich versichere, daß ich Trupps von sechzig bis achtzig Soldaten, ohne Reihe und Glied zu halten, habe auf ganze teutsche Bataillons stürzen, sie durchbrechen und fast ohne allen Widerstand zerstreuen sehen: so schnell war der Blitz und so schnell ihr Schrecken gewesen. Nie ist noch ein Sieg in so kurzer Zeit entschieden worden und selten bekommt man so völlig geschlagene Truppen zu sehen. Bei der feindlichen Armee gab es nicht zwei ganze Regimenter mehr.

Frankreich verlor jedoch einen Held. Dessaix fand seinen Tod auf dem Schlachtfelde. Ich war nicht bei dem Consul, als man ihm diese

Nachricht hinterbrachte; ich weiß nicht, ob er die Worte sagte, die man ihm in den Mund legt; aber wenn es wahr ist, daß er gesagt hat: „warum darf ich nicht weinen?" so wußte er recht gut, daß ihm das Geschenk der Thränen jederzeit versagt war und daß uns das, was uns unmöglich ist, verboten ist.

Wie es aber auch seyn mag, so war der Umstand, der das Geschick dieses Tags entschied, für ihn ein Lichtstrahl. Diese Menschenmasse, die sogleich auf die Andern losstürzt, sie vernichtet und zerstreuet, war für sein gefühlloses Herz das schmeichelhafteste Gemälde; seine Augen konnten sich daran gar nicht satt sehen. Lange Zeit wiederholte er, wenn er allein war, die letzten umständlichen Nachrichten von dieser Schlacht. „Aber das ist einzig! Was! Alles war verloren: man schließt sich an einander an, man stürzt sich darauf und alles wird über den Haufen geworfen. Diese Schlacht ist soviel werth, als alle Jahrbücher des Julius Cäsar."

Wirklich nahm die Kunst zu fechten von nun an eine ganz andere Gestalt an. Es war nicht mehr die Rede von den geschickten Vereinigungen, von den Kriegslisten, die, ohne Ströme von Blut zu vergießen, die Streitigkeiten der Könige endigten. Man manövrirte nicht mehr auf dem

Schlachtfelde, als bloß in der Absicht, den Augenblick abzupassen, wo man über seine Beute herfallen und sie zerfleischen könne. Hätte Bonaparte die Wahl gehabt, 2000 Mann mit dem Verluste von 400 der Seinigen, oder 12,000 mit dem Verluste von 15,000 der Seinigen zu werfen, so würde seine Wahl keinen Augenblick zweifelhaft gewesen seyn: wir hätten 15,000 Franzosen zu beweinen gehabt. Daher haben mich alle Siege, die er seit der Schlacht von Marengo bis an seinen Sturz erfochten hat, ja nicht ein Einziger seiner Siege in die geringste Verwunderung gesetzt. Nie sagte ich zu Kriegern von meiner Bekanntschaft: morgen werdet ihr euch schlagen, sondern morgen werdet ihr vertilgen.

Die Uebereinkunft, welche auf diese blutige Schlacht folgte, verstattete beiden Parteien wieder Ruhe. Wir kehrten nach Mayland zurück: Bonapartes Ankunft war die Loosung einer allgemeinen Veränderung in der Regierung. Das alte System wurde vernichtet und diese Völker, die unter den Gesetzen des Hauses Oesterreich grau geworden waren, sahen sich wider ihren Willen auf einmal in Republikaner verwandelt. Schon von langen Zeiten her hatte man Anstalten dazu gemacht. Italien war mit zahlreichen Kundschaftern Bonapartes bedeckt, wo sie alle Tage

Aufrufe ausstreueten, deren Zweck dahin gieng, dem großen Haufen das revolutionaire Ansteckungsgift beizubringen, wobei Ränkesucht, Kühnheit und Ehrgeitz leicht ihre Rechnung finden. Der Erfolg entsprach der Erwartung des ersten Consuls und seine kriegerischen Thaten litten nichts bei dem revolutionairen Anstoße, den er ganz Italien gegeben hatte. Die cisalpinische Republik wurde organisirt. Er hatte sich wie in Frankreich Anhänger im Lande gemacht; alle Verwaltungszweige waren voll davon. Niemand wußte, daß er damals für die Zukunft säete und daß, wenn seine Entwürfe in Ansehung Frankreichs scheiterten, Italien sein größtes Unglück (son pis aller) werden würde. Nach seiner Rückkehr nach Paris durchdachte er die ganze Größe seines Hauptentwurfs, nämlich sich auf den französischen Thron zu setzen. Seine Kühnheit konnte ihm nicht den ungeheuern Raum verbergen, den er zu überspringen hätte, aber dies schreckte ihn nicht. Er sah bloß ein, daß er zur Erreichung dieses großen Zwecks den ganzen Umfang seines Genies brauche; daß jede Zerstreuung nach außen den Fortschritten der im Innern angesponnenen Anschläge schaden werde. Er entschloß sich daher, mit Oesterreich Friede zu machen, und dieser Friede wurde zu Lüneville von seinem Bruder Joseph

und dem Grafen Cobenzl unterzeichnet *). Aber was war dies für ein Friede! Kann man einen erzwungenen Vertrag so nennen, von dem alle Bestandtheile feindselig gestimmt sind? Er war höchstens das, für was ihn beide Parteien angesehen wissen wollten: Oesterreich verlangte bloß Ruhe, um seinen Verlust ersetzen zu können und neue Kämpfe zu beginnen, und die unermeßlichen Entwürfe des ersten Consuls brauchten bloß einen Waffenstillestand. Zur Unterstützung meiner Behauptung will ich hier einen Auszug aus den geheimen Verhaltungsbefehlen Bonapartes an seinen Bruder, den französischen Bevollmächtigten, einrücken:

„Fodern Sie viel und Sie werden es leicht erhalten. Ich habe Nachricht, daß Oesterreich die Absicht nicht hat, die Bedingungen des Vertrags lange zu halten; es erkauft bloß eine Frist. Es glaubt mich hinters Licht zu führen und doch geht es in meine Absichten ein. Frankreichs Interesse fodert noch nicht, daß man seine Hoffnungen beschränke."

(Von dem Original abgeschrieben.)

Dies Pröbchen wird, wie ich glaube, zureichen, um eine Vorstellung von der Aufrichtigkeit

---

*) Den 9. Februar 1801.

D. Ueb.

zu geben, mit der er unterhandelte. Darf man sich nach einem solchen Systeme noch wundern, daß auf ganz Europa ein ewiger Krieg lastete?

Auf der Seite Teutschlands für einen Augenblick ruhig, wandte er bald seine vorgeblichen friedlichen Absichten nach England. Durch Vermittlung des Herrn Otto wurden dem englischen Cabinette Anträge gethan. Endlich wurde den 4. Germinal des 10. Jahres (den 25. März 1802) ein sogenannter Definitiv-Friedensvertrag zu Amiens unterzeichnet. Kurz darauf wurde mit dem Pabste ein Concordat unterschrieben *).

Diese verschiedenen Verträge, deren Unzweckmäßigkeit und geringe Dauer selbst der am wenigsten scharfsichtige Politiker entdeckte, machten ihm jedoch in der Meinung des großen Haufens unendliche Ehre; besonders waren seine Anhänger ganz unerschöpflich in seinen Lobeserhebungen: hörte man sie sprechen, so war er ein Gott, ein Heros, der uns die schönen Tage des goldenen Zeitalters zurückbrächte. Das Volk, der oberflächliche Haufe, der immer über Tyrannei schreiet, wenn er sich selbst einen Tyrannen gegeben hat; das Volk, sage ich, glaubte durch das Getös des

*) Den 18. April 1802 wurde es bekannt gemacht.
D. Ueb.

Beifallsgeschreies verführt, in ihm einen Mann zu erblicken, den der Himmel zu seinem Wohle und zu seinem Glücke gesandt hätte.

Bonaparte, der von der Stimmung des großen Haufens zu seinem Gunsten unterrichtet war, verlor keine Zeit, sie zu benutzen und zur Oberherrschaft einen Schritt mehr zu thun. Die großen Staatsgewalten wurden auf alle Art und Weise bearbeitet; sie bestanden aus Leuten, welche nicht alle gleiche Gesinnungen in Ansehung des ersten Consuls hatten. Die Einen waren oberflächliche redliche Männer; sie hatten sich durch den Zauber und den Glanz seiner Siege verführen lassen, und waren bereit, alles für ihn zu thun; die Andern, die weiter kein Vermögen besaßen, als ihre Aemter, versprachen ihre Stimmen unter der Bedingung, daß man ihnen ihre Stellen lasse. Noch gab es eine kleine Anzahl ächter Republikaner; Einige verwalteten Aemter, welche sie von der Hauptstadt entfernt hielten; Andere wurden erkauft und die Wenigen, die unbestechlich waren, zogen sich zurück, oder folgten langsam dem Strome. Nun blieben noch die Jacobiner übrig und dieser mußte man sich vorzüglich versichern: eine glänzende Zukunft und große Hoffnungen waren die Schlinge, in der sie sich fangen ließen. Bonaparte, der sich des Spiels der Springfedern ver-

sichert hatte, setzte die Maschine schnell in Bewegung und bald wurde er zum Consul auf Lebenszeit ernannt *). Dies war ein Riesenschritt zur Ausführung seiner Absichten und nunmehro zweifelte er nicht mehr an einem glücklichen Ausgange.

Doch entfernten ihn seine Entwürfe in Ansehung Frankreichs nicht von denen, die er in Betreff Italiens gemacht hatte. In seinen Papieren fand sich die Entwickelung seines Systemes; man findet darin den überzeugenden Beweis, daß alle seine Entwürfe von zukünftiger Größe, von welcher Art sie auch waren, nicht eher ausgeführt werden konnten, als bis er Ströme von Blut vergossen hatte.

Wenn Bonaparte einige Geschicklichkeit bewiesen hat, so war dies offenbar während seines Consulats. Seine Entwürfe auf Italien verrathen den gewandten Politiker und den vollendeten Ehrgeitzigen. Hätte ihm Frankreich das Scepter verweigert, so gieng sein Plan dahin, dasselbe zur Eroberung jenes von Italien zu benutzen. Sein Bruder Joseph, den er zu der Erschütterung des Ehrgeitzes verdammt hatte, war damals allein in sein Geheimniß eingeweihet. Als der er-

---

*) Dies geschah den 2. August 1802.

D. Ueb.

ste Consul nach dem Siege bei Marengo die cisalpinische Republik von neuem organisiren wollte, war die Rede davon, seinen Bruder an die Spitze dieses neuen Staats zu stellen. Er schrieb deshalb an ihn und erhielt folgende Antwort. Die Sprache, welche Joseph Bonaparte darin führt, ist die Sprache eines ächten Biedermannes, der die Annehmlichkeiten des Privatlebens den Stürmen vorzieht, welche mit jeder mit Unrecht angemaßten Gewalt verknüpft sind. Wollte Gott, er hätte immer so gedacht! Hier ist seine Antwort an seinen Bruder:

„Bürger Consul!"

„Ich habe Ihren Brief vom 3. Messidor erhalten; ich bin in Verzweiflung, daß ich die hohe Stelle ausschlagen muß, welche Ihre Güte mir anzubieten würdigt. Sie haben von meinen Kräften eine zu günstige Meinung. Ich will Ihnen offenherzig gestehen, daß ich durchaus nicht die Eigenschaften in mir fühle, welche zur Regierung eines so widerspenstigen Volks erfoderlich sind, als das italienische ist. Auf alle Welt eifersüchtig, besonders auf die Franzosen, würden die Italiener mich nur mit Widerwillen an der Spitze ihrer Regierung sehen, und alle der Einfluß, den Sie im Lande

haben, würde mich nicht gegen das Gallus cantat *) sichern. Ich bitte Sie, Bürger Consul, meine abschlägliche Antwort nicht ungütig aufzunehmen und versichert zu seyn, daß ich bei jeder andern Gelegenheit ohne Bedenken bereit seyn werde, Ihnen zu dienen" . . . .

. . . .

Als der Consul diesen Brief erhielt, ließ er eine Bewegung von Verdruß blicken. Er knitterte ihn in seiner Hand zusammen, warf ihn auf das Camin und sagte: er hat Recht, er ist ein Schwachkopf. Ich wandte mich an den Unrechten, Gallus cantat. Der Narre weiß nicht, daß die Antwort eben so treffend war. — Er gieng mehrmals im Zimmer herum, dann setzte er hinzu: es ist vorbei, Geduld! Wirklich war nicht mehr die Rede davon, und bei seiner Rückkunft nach Paris äusserte er deshalb gegen seinen Bruder keinen Unwillen. So viele Nachsicht schien mir ein Räthsel; bald darauf gab er mir die Auflösung desselben.

Die vornehmsten Bürger der cisalpinischen Republik erhielten Befehl, sich nach Lyon zu bege-

*) Der Hahn oder der Franzose krähet. Diese treffende Anspielung wurde im vollen Conclave auf einen berühmten französischen Cardinal gemacht.
D. Ueb.

ben und daselbst eine außerordentliche Consulta zu bilden, bei der Bonaparte selbst den Vorsitz führen wollte. Die Hälfte der Mitglieder war an ihn verkauft, die Andere zitterte. Doch welcher höllischer Genius schützte damals den ersten Consul? Dieser Zeitpunkt seines Lebens erweckte in mir den Glauben an ein Fatum. Mit Milde, Freundlichkeit und großen Versprechungen verführt man Menschen, besonders Italiener, die ein eifersüchtiges, zänkisches und von jeher gegen die Franzosen feindselig gesinntes Volk sind. Bonaparte kümmerte sich um alle diese Verführungsmittel nicht. Nie sind die Stellvertreter eines Volks mit so viel Stolz, Ruhmredigkeit und Verachtung behandelt worden, als diese Herren Abgeordneten bei der Consulta.

Einige Tage vor der allgemeinen Versammlung ließ er Mehrere zu sich kommen. Wahrscheinlich waren es diejenigen, welche er wegen ihrer Einsichten und Meinungen am meisten fürchtete. „Meine Herren! redete er sie an, seitdem ich Sie zu einem Staate gebildet, haben Sie mich bloß mit Widerwärtigkeiten und Aerger belohnt. Es wimmelt unter Ihnen von Ränkemachern und Feiglingen, die von Oesterreich bezahlt sind. Ich erkläre Ihnen, meine Herren! daß Ihnen bloß die Wahl übrig bleibt, entweder als ein erobertes Land an-

gesehen und als solches behandelt zu werden, oder unabhängig zu seyn; im ersten Falle werde ich meine Eroberung schon zu behaupten wissen; im Andern werde ich die Macht, die ich errichtet habe und deren Oberhaupt ich seyn will, beschützen und geachtet machen. Nie würde ich das gethan haben, wenn ich unter Ihnen jemand gefunden hätte, der standhaft, mächtig und besonders von örtlichen Vorurtheilen frei genug gewesen wäre.

„Theilen Sie, meine Herren! diesen kurzen Abriß meiner Absichten, welche alle bloß das Wohl Ihres Landes zum Ziele haben, Ihren Collegen mit. Sie werden Ihre Antworten schon nach dem einrichten, was ich die Ehre haben werde, Ihnen in der allgemeinen Versammlung vorzulegen."

Alle Zuhörer verstummten vor Erstaunen; er bemerkte es.

„Sie wundern sich, meine Herren? Ermannen Sie sich; Sie nähern sich einem Zeitpunkte, der Sie in den ersten Rang der zweiten Mächte von Europa erheben soll; alles, was auf dieses große Werk folgt oder vor demselben vorausgeht, muß mit dem Stempel der Kraft und Festigkeit bezeichnet seyn. Ich habe übrigens niemand beleidigen wollen und ich will gern glauben, daß Sie es auch nicht gedacht haben."

Diese letzten Scheinmittel brachten nicht alle die gehoffte Wirkung hervor; Einige von den Abgeordneten giengen höchst unzufrieden fort. Allein ob dies schon der Fall war, so wurde doch nichts in der Ordnung der Entwürfe abgeändert, und vier Tage darauf wurde er zum Präsidenten der italienischen Republik ernannt *). Als diese wichtige Sache beendigt war, wandten sich seine Blicke auf die Schweitz, welche eine Zeitlang seinen Absichten nicht nachgeben wollte. Er ließ Truppen dahin marschiren **); nach einigen leichten Gefechten brachte die Gewalt die Gerechtigkeit zum Schweigen und alles kehrte wieder in die von ihm vorgeschriebene Ordnung zurück.

Kurz vorher waren Verträge mit der hohen Pforte und mit dem Dey von Algier abgeschlossen worden. Der erste Consul überließ sich gänzlich seinen Entwürfen, als ihm die zahlreichen Spione, die er nach allen Provinzen ausgeschickt hatte, die Nachricht brachten, die Departements der untern Seine, der Eure und der Oise seyen nicht günstig für ihn gestimmt; Mehrere der

---

*) Den 26. Januar 1802.

D. Ueb.

**) Den 21. Oktober 1802.

D. Ueb.

ausgezeichnetesten Männer des Landes trügen nicht wenig dazu bei, diese üble Stimmung in den Herzen der Einwohner zu unterhalten; eine Reise an Ort und Stelle werde durchaus nothwendig und er müsse sich da gefällig und herablassend zeigen.

Dieser Rath wurde nicht vernachlässigt. Kurz darauf besuchte er die Departements, welche ihm seine Kundschafter angezeigt hatten. Seine Aufmerksamkeit richtete er vorzüglich auf Hammerwerke, Manufakturen und Werkstätte. Große Versprechungen, schwache Aufmunterungen, einige Wohlthaten und viele Aufschneidereien erwarben ihm einen Ruf, der für ihn vortheilhafter war, als ein Sieg. Wenn der Enthusiasmus des großen Haufens etwas köstliches ist, so gestehe ich, daß er sich schmeicheln konnte, ihn bei den Einwohnern dieser Gegenden erregt zu haben. Hier ist ein Pröbchen davon. Als er durch Eine von den Städten fuhr, die er bereisete (ich habe ihren Namen vergessen), gieng sein Wagen über den Leib eines Menschen hinweg, der seinem Gewerbe nach ein Uhrmacher war. Dieser Mann war alt und seine Wunde sehr bedeutend. Der erste Consul ließ ihn untersuchen, und derjenige, dem er dies Geschäft aufgetragen hatte, brachte von dem Sterbenden ein Billet mit zurück, das folgende Strophe enthielt:

Des enfers maintenant je puis bercer l' abime;
J'ai vu ce que la France a de plus parfait,
J'ai vu ce que le monde avait de plus sublime,
J'ai vu Bonaparte et je meurs satisfait.

Das ist schön, rief er aus, aber ich habe ihm das Bein entzwei gefahren.

Diese kleine Anekdote dient zum Beweise, daß sich nichts leichter verführen läßt, als der große Hause, und daß ein geschickter Marktschreier, der Macht mit Gewandtheit verbindet, ihn immer nach seinem Belieben bearbeiten kann.

Als der erste Consul nach Paris zurückkam, glaubte er, es sey Zeit, den großen Schlag zu wagen, nämlich sich der kaiserlichen Würde zu bemächtigen und sie in seiner Familie erblich zu machen. Zu seinem großen Erstaunen aber stieß er auf Hindernisse, die er nicht geahnet oder die er vielmehr nicht für möglich gehalten hatte. Dies waren die Jacobiner. Einer der Ausgezeichnetesten darunter, den er verführt hatte, bekam den Auftrag, sie über diese wichtige Angelegenheit auszuforschen, ohne sich jedoch merken zu lassen, daß man wirklich eine solche Absicht habe. Sein Bericht fiel nicht zu seiner Zufriedenheit aus. „Wie? riefen sie aus, Sie wünschen, daß wir einen Mann auf

den Thron setzen, der nie vergessen wird, daß wir Feinde der monarchischen Regierung gewesen sind? Er würde nicht an das Opfer unsrer Meinungen glauben. Da wir dem Monarchen immer verdächtig seyn würden, so müßten wir beständig gegen ihn auf unsrer Hut seyn. Bonaparte hat sich überdies stets in seinem Briefwechsel mit den fremden Mächten angelegen seyn lassen, sie zu überzeugen, daß er nie an den Ereignissen Antheil genommen, die den Umsturz des Thrones bewirkt haben. Diese Unterscheidung, die er von jeher zwischen den damaligen Meinungen und den Seinigen gemacht hat, ist ein unwidersprechlicher Beweis, daß, wenn er sich die Krone aufsetzte, unser Leben und unser Glück in Gefahr gerathen würden."

Diese vertraulichen Aeußerungen wurden Bonaparte von Wort zu Wort hinterbracht. Das hätte ich nicht erwartet, sagte er zu seinem Agenten, daß sich Leute, die ich einst mit Vermögen und Ehrenstellen überhäufen wollte, so geradezu meiner Erhebung widersetzen würden. Haben Sie ihnen wenigstens nicht gesagt, daß ich etwas bei Ihnen gelte und Ihr Vertrauen besitze? — Seyn Sie außer Sorgen, Bürger Consul! Die Unterredung, die ich Ihnen mitgetheilt habe, ist

bloß der Inhalt der verschiedenen Nachforschungen, die ich in eines Jeden Herzen angestellt habe.

Dieser angebliche Widerstand war den Entwürfen Bonapartes gewaltig entgegen. Den Tag nach diesem Berichte hatte er mit Cambaceres, C . . . s*) und F . . . é**) eine lange Unterredung. Als er sie verließ, schien er ganz in sich selbst versunken. Cambaceres kam sogleich zurück und beide schlossen sich wieder zusammen ein. Nach einer halben Stunde giengen sie in den großen Saal, sprachen eine Zeitlang mit einander und giengen zusammen fort. Den Tag darauf war Bonaparte unpäßlich, blieb in seinem Zimmer und wollte niemand sehen, außer seinen Bruder Joseph, der Nachmittags kam. Sie speiseten zusammen. Die Unterhaltung schien sehr lebhaft — Sie malen sich alles ins Schwarze, sagte Joseph, und halten alles für verloren. — Das ist der Fall nicht, lieber Bruder! nichts ist verloren, aber man wird zu großen Maßregeln seine Zuflucht nehmen müssen; denn ich sehe keinen

*) Vielleicht Curée, der zuerst im Tribunate den Vorschlag that, Bonaparte zum Kaiser zu erheben. D. Ueb.

**) Der Letztere ist wahrscheinlich Fouché. D. Ueb.

Ausweg, wie ich es ihnen eröffnen kann. Ich lasse sie alle Tage auf allen Seiten ausforschen. — Sie werden kommen, glauben Sie mir, aber es ist Zeit nöthig.

Die beiden Brüder giengen als die besten Freunde von der Welt aus einander. In diesem Zustande blieben die Sachen beinahe vierzehn Tage. Dies war für den ersten Consul ein Jahrhundert. Er wollte seine Wünsche beschränken und sich als Oberherr von Italien anerkennen lassen, ohne sich jedoch an dem Kirchenstaate zu vergreifen. Sein Plan war sorgfältig durchdacht und war folgender:

Endlich fieng er unter verschiedenen Vorwänden an, den Friedensvertrag von Lüneville zu brechen. Er ließ dem Kaiser am Rheine zusetzen, während er sich an der Spitze einer großen Armee auf Tyrol warf und den Krieg in das Herz Teutschlands spielte. Er verließ sich auf seine Taktik, auf die Menge und den Muth der Truppen, die er befehligte, und er schien am Siege nicht zu zweifeln. Nach dem, was ich gesehen habe, war das nicht zu viel vorausgesetzt.

Der Kaiser von Oesterreich war für seine Hauptstadt besorgt, wenn sie schon nicht erobert war, verlangte Frieden und erhielt ihn ohne Mühe, ja unter Bedingungen, die er in Betracht der Umstände gar nicht hätte verlangen können. An-

fänglich hätte man einen Waffenstillestand abgeschlossen, und dann Frankfurt am Main zum Abschluß eines festen und dauerhaften Friedens bestimmt. Der Bevollmächtigte für Frankreich war schon gewählt; es war Bonaparte selbst. Wenn die beiden Gesandten beisammen gewesen wären, so hätte der erste Consul ohne weiteres die Sache in Anregung gebracht und er hätte folgendes vorgeschrieben:

Frankreich giebt ohne alle Entschädigungen und ohne alle Hülfsgelder Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich *) alle Eroberungen zurück, welche es seit dem Anfange des Kriegs im J. 1792 bis zur Genehmigung des gegenwärtigen Vertrags gemacht hat, mit Ausnahme seiner Besitzungen in Italien, welche jetzt unter dem Namen der italienischen Republik begriffen sind.

Napoleon Bonaparte, Präsident der besagten italienischen Republik, wird zum Oberherrn derselben unter dem Namen eines Königs der Lombardei erklärt und als solcher anerkannt.

---

*) Damals war der Kaiser noch nicht Kaiser von Oesterreich, sondern Kaiser des h. röm. teutschen Reichs.

D. Ueb.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich macht sich verbindlich und verspricht, ihn als solchen von den Churfürsten Teutschlands anerkennen zu lassen. Das Königreich der Lombardei ist in der Dynastie Napoleons erblich und bloß das männliche Geschlecht zur Thronfolge geeignet.

Die königlich französische Familie und die kaiserlich österreichische Familie werden auf immer von dem Throne der Lombardei ausgeschlossen.

Da man den Parteiungen ein Ende machen will, welche Frankreich zerfleischen, so wird Ludwig Stanislaus Xaver, Bruder des letzten Königs, auf den Thron der Franzosen zurück gerufen.

Napoleon, König der Lombardei, macht sich verbindlich, wenn es die Noth erfodert, was er aber nicht glaubt, mit der Macht seiner Waffen und der Gewalt, die ihm Frankreich anvertrauet hat, die Rückkehr Ludwigs XVIII. in seine Staaten zu unterstützen und ihm in Vereinigung Sr. Majestät des Kaisers von Teutschland beizustehen, um sich auf dem Throne seiner Vorfahren zu befestigen.

Se. Majestät Ludwig XVIII. macht sich verbindlich, Napoleon Bonaparte als König der Lombardei anzuerkennen und seine guten Dien-

sie bei den fremden Höfen zu verwenden, um ihn als solchen anerkennen zu lassen.

Frankreich behält als Unterpfand Hannover bis zum Abschlusse des Friedens mit England.

Dieser letztere Artikel steht jedoch in dem Belieben Sr. Majestät des Königs von Frankreich.

Alle eroberten Länder kehren wieder unter die Herrschaft ihrer vorigen Herren zurück, absonderlich Holland.

Der gegenwärtige Vertrag wird der Genehmigung aller übrigen europäischen Mächte ohne Ausnahme vorgelegt.

Die kriegführenden Mächte legen die Waffen erst nach der vollständigen Genehmigung des gegenwärtigen Vertrags nieder.

Nun bitte ich alle Politiker, einen Blick auf diesen entworfenen Vertrag zu werfen, und ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht die Hand eines scharfsinnigen Politikers und eines verschlagenen Ehrgeitzigen darin erkennten.

Hätte Bonaparte einen so klug ausgesonnenen Plan zur Ausführung gebracht, so würde ganz Europa seine Ruhe wieder erlangt haben. Er war sicher, auf kein Hinderniß von Seiten der fremden Mächte zu stoßen. Das Gleichgewicht von Europa ward aufrecht erhalten, ja vielleicht durch

die Errichtung des Königreichs der Lombardei unter Bedingungen, welche auf immer die Häuser von Frankreich und Oesterreich ausschlossen, befestigt; besonders gern würden Preussen und Holland diesen entstehenden Staat gesehen haben. Der Kaiser von Teutschland würde, ich weiß es, allein dabei gelitten haben, aber in welcher Lage befand er sich damals? Durch zwölfjährige Unfälle abgemattet, die Franzosen im Herzen seiner Staaten, ja vielleicht in seiner Hauptstadt siegreich, alles, was er am Rheine, an der Maas, der Sambre und Mosel besaß, in der Gewalt des Feindes; seine schönen Provinzen in Belgien und in Brabant auf immer verloren; konnte er in diesen Tagen wohl einen Augenblick Bedenken tragen, seine Besitzungen in Italien zum Opfer zu bringen? Außerdem gab man ihm alles zurück. Es war viel, ich weiß es, allein in dem damaligen Zustande der Dinge waren die Bedingungen des Vertrags die schönsten, die vortheilhaftesten, die man ihm vorlegen konnte. Auch dürfen wir den köstlichen Vortheil nicht vergessen, durch die Provinzen, die er abtrat, die Staaten einer benachbarten Macht nicht vergrößert zu sehen. Solche wichtige Gründe räumten sicherlich von dieser Seite alle Hindernisse aus dem Wege.

Nunmehro kommen wir auf den für Frankreich wichtigsten Artikel, der am kühnsten ausgesonnen und für Napoleon, sein Glück und seinen persönlichen Vortheil am entscheidendsten war. Ich meine den Artikel, welcher Ludwig Stanislaus Xaver auf den Thron seiner Väter zurückruft. Ich will nicht ausführlich in Hinsicht der Resultate eines solchen Planes seyn; sie lassen sich sowohl in Ansehung der Vortheile Frankreichs und Europas, als für jene des Mannes nicht berechnen, der ihn entworfen hatte.

Wenn der erste Consul den rechtmäßigen Thronerben zurückrufte, so vernichtete er mit einem einzigen Schlage die Partei derjenigen, welche ihm den Weg zur Krone hatten versperren wollen. Seine Rache war um so vollständiger, da er Oberherr wurde, indem er ihren Fall bestimmte. Sein Ruhm und seine Ehre erhielten eine Festigkeit, welche nichts mehr vernichten konnte.

Was für Parteien auch damals Frankreich theilten, so würde doch Bonaparte, wenn er im Namen Ludwigs XVIII. Befehle ertheilt hätte, den großen Haufen unter seinen Fahnen sich sammeln gesehen haben; die Königlichgesinnten im Auslande und im Innern würden herbeigeeilt seyn; selbst die Republikaner, die von ihren Träumen zurückgekommen wären und nie einen zu hohen Geistes-

schwung gezeigt hatten, hätten sich darauf beschränkt, ihrem Vaterlande Dienste zu erweisen; diese Menschen, sage ich, unter denen es sehr achtungswerthe Männer gab, würden bald mit den Königsfreunden gemeinschaftliche Sache gemacht haben.

Was würde dies für Europa und für Frankreich für ein Schauspiel gewesen seyn, wenn man an der Seite des Siegers von Italien die Pichegrüs und die Moreaus den Erben des letzten Monarchen hätte zurückbringen sehen! Als ich die Materialien entdeckte, aus denen ich sah, daß dies herrliche Gemälde hätte vorhanden seyn sollen, ach! da war es nicht mehr Zeit, an sein Daseyn zu denken; ein gräßliches Verbrechen hatte es unmöglich gemacht.

Wir befanden uns im Anfange des Monats Februar 1804, als der Bataillonschef Rosey, der bei dem damaligen englischen Gesandten am Hofe zu Stuttgart, Herr Drake, beglaubigt war, dem ersten Consul melden ließ, der englische Gesandte unterhalte vermittelst gewisser Agenten Einverständnisse in Frankreich, die er auf dem rechten Rheinufer, sowohl zu Weissenburg *), als zu Offenbach hätte, wo vorzüglich die Baronesse

*) Dieses liegt auf dem linken Rheinufer.
D. Ueb.

von Reich genannt wurde. Man verlor keine Zeit, und schickte sogleich schlaue Kundschafter auf das rechte Rheinufer, denen man Befehl gab, die Gesellschaften der Agenten der englischen Regierung fortdauernd zu besuchen, oder sich wenigstens Zutritt zu ihnen zu verschaffen. Der Bataillonschef Rosey sollte sie bei ihren Aufträgen insgeheim unterstützen. Den 2. März übergab man dem ersten Consul einen Brief, der von Einem der Spione herrührte, welche sich in die Gesellschaft der Baronesse von Reich eingeschlichen hatten. Nach vielen umständlichen Berichten über die Verständnisse der besagten Baronesse und ihre Geschäftsführer fand man darin folgende unselige Nachrichten:

„Dienstag Abends war ich bei der Baronesse; die Gesellschaft war zahlreich; ich spielte mit Herrn Stelaubenz; man war in einen lebhaften Streit wegen der Siege des ersten Consuls gerathen. Die Einen schrieben sie seinen großen Einsichten in der Kriegskunst zu; die Andern leugneten dies kühn, als uns ein Mann von der Gesellschaft sagte, daß, wenn man diese Aufgabe entscheiden wolle, man das gehört haben müsse, was eine sehr wichtige Person davon dächte, welche besonders dazu geeignet sey, ein Urtheil über solche Arten von Gegenständen zu fällen.

„Bonapartes Thaten, sagte dieser scharfsinnige Mann zu mir, beweisen sehr wenig zu Gunsten seines kriegerischen Genies. Seit langer Zeit besitze ich das Geheimniß seiner Siege und seiner Taktik. Sein Glück im Kriege verdankt er bloß dem geringen Werthe, den er auf das Leben seiner Soldaten setzt. So lange ihm die andern Mächte nicht ein solches Kriegssystem entgegensetzen, können sie beständig auf Niederlagen rechnen. Ja, meine Herren! setzte er hinzu, diesem angeblich großen Heerführer ist es gelungen, Europa durch den Glanz seiner kriegerischen Thaten zu verführen, weil er ganze Bataillone auf die Säbel der feindlichen Reiterei warf und die Todten und Verwundeten für nichts rechnete.

„Seine Bemerkungen machten auf alle einen großen Eindruck; man fragte nach dem Namen der Person, die dies Urtheil gefällt hätte; der Erzähler war unerbittlich und wollte sie durchaus nicht nennen.

„Seit einer Viertelstunde spielte ich nicht mehr. Ich hatte mir meinen Mann genau gemerkt; ich ließ ihn nicht aus dem Gesichte. Wir fiengen mit einander zu sprechen an; ich bezeugte ihm halb und halb meinen Wunsch, den Namen der Person kennen zu lernen, welche über das kriegerische Genie des ersten Consuls ein so bestimmtes Urtheil fäl-

le. Ich erhielt nichts, ja ich merkte sogar, daß ihm meine Bitten kein Vergnügen machten; ich stand davon ab, um keinen Argwohn zu erwecken. Den andern Tag suchte ich mir über meinen Mann Auskunft zu verschaffen; anfänglich erfuhr ich bloß unbedeutende Dinge, allein den dritten Tag sagte man mir: dieser Mann stehe beim Herzoge von Enghien sehr gut; ja er habe sich sogar drei Wochen lang zu Ettenheim aufgehalten. Dies war für mich ein Lichtstrahl, und nach einigen freilich schwachen Anzeigen müßte ich mich gar sehr irren, wenn nicht der Herzog von Enghien der Urheber der oben angeführten Bemerkungen wäre. Die Baronesse von Reich ist der gemeinschaftliche Mittelpunkt aller Einverständnisse, die man in Frankreich unterhält. Pellier wird Aufschluß von den übrigen Sachen geben. Diejenigen von Seiten M. und L. befinden sich auf dem weißen Blatte, das zum Umschlage dient; man muß alles unter den erhitzten Cylinder legen."

Dieser geheime Bericht machte auf Bonaparte einen eben so schnellen als schrecklichen Eindruck. Er schloß sich in sein Cabinet ein; eine Stunde darauf ließ er den Gouverneur von Paris, den General Murat, holen. Sobald er kam, hatte Bonaparte eine lebhafte Unterredung mit ihm. Der General setzte sich an ein Schrei-

bepult und schrieb eine gute Viertelstunde lang Bemerkungen nieder, worauf er sich entfernte. Der Consul war nunmehro allein und stellte sich ins Fenster; im Garten waren viele Menschen. Er begab sich in sein Cabinet und ließ seine Gemahlin holen. Ich weiß nicht, wovon zwischen ihnen die Rede gewesen ist, allein als sie fortgieng, sah sie bleich und traurig aus. Ihr Gemahl sagte zu ihr: was wollen Sie? das ist das einzige Mittel. — Er blieb stehen; sie nahm sogar wieder den Weg mit ihm nach dem Cabinette, allein sie giengen nicht hinein. Seyn Sie ruhig, sagte sie zu ihm. — Ich bin ruhig, sehr ruhig; übrigens habe ich die Sache überlegt. — Leiser oder wir wollen zurückkehren. — Nein! ich bin in zu starker Bewegung: ich verlasse Sie. — Ach! mein Freund! Ich werde Ihnen schreiben. Um Gottes Willen, übereilen Sie nichts. — Noch denselben Abend reisete sie nach Malmaison und hier besuchte sie, wie ich erfahren habe, den andern Tag Cambaceres.

Als Bonaparte seine Gemahlin verließ, gieng er wieder ans Fenster nach dem Garten zu. Seine Stirn hatte sich aufgeheitert; eine schwache Schattirung von Freude schwebte in seinen Gesichtszügen. Mehrere Großwürden besuchten ihn; er unterhielt sie sämmtlich mit Güte und Ruhe. Um acht Uhr fuhr er ins Schauspielhaus, wo er aber

nicht lange blieb; denn um halb zehn Uhr war er schon wieder da. Der General Bessieres trat fast zugleich mit ihm ein. Er hatte mit ihm wegen einer Gesellschaft von Lieferanten zu sprechen, welche die ganze Macht des Consuls in Anspruch nahmen, um die Verwerfung des Obercommissairs der Sättel und des Geschirres aufheben zu lassen, das sie während des Jahres 12 an die Artillerie geliefert hatten.

Wenn der Comissair, sagte er zu Bessieres, diese Lieferungen nicht von gutem Gehalte gefunden, so hat er wohl gethan, daß er sie verworfen hat. — Dies ist durchaus nicht der Fall, versetzte der General, sondern hieran ist ein alter Groll von Seiten des Obercommissairs Schuld. Die Waaren sind gut, ja sehr gut, und die Lieferanten wollen es beweisen. Es sind ehrliche Leute aus meinem Geburtsorte, ich nehme an ihnen Antheil: wäre ihre Foderung nicht rechtmäßig, so würde ich ihnen dies zu allererst gesagt haben.

Bessieres gerieth bei der Vertheidigung der Lieferanten in Hitze. Bonaparte sagte lächelnd zu ihm: General, sprechen Sie ja mit niemand anderm davon; denn man würde sagen, daß Ihre Schützlinge Ihnen einen goldenen Sattel geschenkt haben, damit man ihre Sättel annehmen solle. Bessieres wollte antworten, als man den

General Lannes und Duroc meldete. Die Unterhaltung wurde allgemein. Der Consul ertheilte ihnen Befehle zu einer Musterung auf den 18. Ventose. Den andern Morgen früh bemerkte der erste Consul unter den verschiedenen Personen, welche ihm ihre Aufwartung machten, den Exjacobiner, den er verführt hatte, den Nämlichen, dem er den Auftrag gegeben, seine Sekte über die Absichten auszuholen, welche Bonaparte auf den französischen Thron hatte. Ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen, sagte er zu ihm ganz sachte, lassen Sie die Leute erst fortgehen. Kaum waren sie allein, so nahm ihn Bonaparte beim Arme und gieng mit ihm in der Breite und in der Länge im Zimmer herum und sprach stets mit ihm. Ich weiß nicht, was ihm der Andere für einen Einwurf machte. Der Consul gab ihm zur Antwort: ich will Sie überzeugen, kommen Sie und er zog ihn mit in sein Cabinet, wo sie lange beisammen blieben. Man meldete Cambaceres, der geraden Wegs von Malmaison kam und ihm einen Brief überreichte.

„Dieser ist von meiner Gemahlin," versetzte der Consul, indem er ihn in die Hand nahm, ohne ihn jedoch zu öffnen. Ich wette, ich weiß den Inhalt desselben, aber alles, was man mir sagen kann, ist vergebens. Mein Entschluß ist gefaßt;

alles macht ihn mir zur Nothwendigkeit, ja, mein Herr! alles macht mir ihn zur Nothwendigkeit. Cambaceres stand mit dem Rücken nach dem Camine zugekehrt, und erwiederte nichts darauf. Alle beide giengen fort. Ich bemerkte, daß der Consul den Brief in seine Hosentasche steckte.

Von diesem Zeitpunkte an, bis zum 19. Ventose (10. März) waren im Cabinette des Consuls alle Tage geheime Zusammenkünfte. Nur wenige Personen wurden dabei zugelassen und es waren stets die nämlichen Personen. Ich war ganz Auge und Ohr, aber ich sah und hörte nichts. Jedoch wußte ich, daß man mit irgend einem großen Entwurfe umgehe. Ich war fest überzeugt, daß Bonaparte bei diesem Unternehmen alles günstig und daß es für ihn von einer großen Wichtigkeit sey. Eine düstere, aber doch sehr deutliche Freude schimmerte wider seinen Willen durch.

In der Nacht vom 10. auf den 11. März (1804) wurden der Gouverneur von Paris, der Brigadegeneral Hullin und eine andere Militairperson, die ich nicht kannte, zu dem Consul in sein Cabinet geführt. Eine Viertelstunde darauf kam Murat mit einem versiegelten Packete heraus. Ich erfuhr, daß, als er wieder ins Cabinet zurück war, dieses Packet zum Polizeiminister ge-

schickt worden war. Murat, Hullin und die andere Militairperson giengen kurz darauf fort.

Zwei Tage darauf kam Madame Bonaparte von Malmaison zurück. Sobald ihr Gemahl Nachricht davon erhielt, nahm er mehrere Papiere zusammen und gieng zu ihr.

Ich benutzte die Befehle, die er mir gegeben hatte, die Papiere in Bezug auf den Bau des Pantheons durchzusuchen und aus denselben das auszuziehen, was der Baumeister, Herr Viel, über diesen Gegenstand niedergeschrieben hatte.

Es befanden sich Papiere von der höchsten Wichtigkeit mit darunter, allein sie bezogen sich auf Dinge, die mit meinen Nachforschungen nichts gemein hatten. Ich hatte sehr wenig Zeit, ich eilte daher.

Ein Brief der Madame Bonaparte an ihren Gemahl gab mir halb und halb Aufschluß über die Dinge, die seit einigen Tagen meine Neugierde erregten. Ich hatte keine Zeit, eine Abschrift davon zu nehmen; ich las ihn bloß durch. Wenn mein Herz mich nicht trügt, so war er ein Meisterstück von Vernunft und Zärtlichkeit; sie vertheidigte darin den Vortheil und den Ruhm ihres Gemahls und die Sache eines Prinzen, den sie durch weiter nichts als durch diesen Namen bezeichnete. Im ganzen Briefe war jedoch die Rede

bloß von der Einsperrung dieser Person in einem Staatsgefängnisse. Ich will nur folgende Stelle daraus anführen, die ich behalten und in meine Schreibtafel eingetragen habe:

„Wäre ich nicht überzeugt, daß diese That Ihren Ruhm verdunkeln werde, so können Sie versichert seyn, daß ich geschwiegen und Ihnen nicht den Verdruß gemacht haben würde, mich mit Ihnen im Widerstreite zu sehen.“

Das Lesen dieses Briefs war viel für mich, jedoch nannte er mir den Prinzen nicht, auf dessen Freiheit es abgesehen war und diese Kenntniß war für mich das Wichtigste. Ich hatte damals noch keine Nachricht von dem unseligen Berichte, den die Spione eingeschickt hatten, welche der erste Consul auf dem rechten Rheinufer unterhielt: erst sieben Monate nach der Catastrophe, die dazu Veranlassung gegeben hatte, fiel mir der Bericht in die Hände, d. h. drei Wochen vorher, ehe er mit verschiedenen andern Papieren, die auf diese unselige Sache Bezug hatten, verbrannt wurde.

Ich war so außer Fassung, daß ich es mir gar nicht einfallen ließ, an das Schlachtopfer zu denken, auf das es abgesehen war. Wie konnte ich auch auf den Herzog von Enghien fallen? Ich wußte, daß er sich seit drei Jahren zu Ettenheim aufhielt, daß er vorher, ehe er sich da-

selbst niederließ und ankaufte, den Churfürsten von Baden um seine Einwilligung gebeten; daß dieser, bevor er ihm etwas zugestanden, Bonaparte davon unterrichtet hatte, welcher auf die günstigen Berichte des Churfürsten in diese Niederlassung gewilligt hatte. Noch mehr; ich wußte, daß Herr Rosey, welcher sich bei dem englischen Gesandten zu Stuttgart befand, den geheimen Auftrag erhalten hatte, auf den Prinzen Acht zu geben, oder auf ihn Acht geben zu lassen; daß er sich unter dem 20. Januar 1804 in Ansehung seiner folgendermaßen ausdrückte:

„Der Herzog von Enghien lebt völlig eingezogen. Alle Berichte, die ich darüber erhalte, stimmen darin überein, daß er sich von allen politischen Ereignissen abgesondert hat. Alles, was er thut, verräth einen Privatmann, der keine Erinnerungen mehr hat."

Wie konnte es mir nach einem solchen Berichte einfallen, daß der Prinz in Gefahr sey? Ach! Mir ward das Schicksal zu Theil, es zu erfahren, als zu seiner Rettung keine Zeit mehr war.

Den 11. März, der dem 20. Ventose entspricht, wurde gegen eilf Uhr des Nachts in Bonapartes Cabinet die nämliche Militairperson eingeführt, welche einige Tage vorher mit den Ge-

neralen Murat und Hullin da gewesen war. Der erste Consul war allein. Nachdem er sie eine starke Viertelstunde bei sich behalten hatte, verabschiedete er sie: sein letztes Wort war besonders Schnelligkeit. Dieser Mann war der General Ordener: dieses erfuhr ich noch in derselben Nacht.

Vier bis fünf Tage nachher ließ Madame Bonaparte ihren Gemahl einige Augenblicke um eine Audienz bitten. Sie komme! sagte er ganz laut, allein wenn es das ist, was ich vermuthe, so sagen Sie ihr nur, daß sie nichts erhalten wird. Einige Augenblicke darauf sahen wir sie ankommen. Der erste Consul empfieng sie an der Thür des Cabinets, die er nicht zumachen wollte, damit sich seine Gemahlin nicht laut erklären könne; doch machte sie die Thür selbst zu. Dann vernahm man ungefähr zehn Minuten lang nichts weiter, als ein dumpfes Geräusch. Josephine gieng wieder in ihr Zimmer; ihr Gesicht war mit Thränen überschwemmt, die sie nicht zu verbergen suchte. Ihr Gemahl befahl mir, ihr bis ins Zimmer zu folgen und ihm zu melden, was ihre Frauen dazu sagten. Ich blieb wohl eine halbe Stunde da. Madame Bonaparte hatte geweint und sich zu Bette gelegt. Ihre Frauen sagten mir bloß, sie hätte bei ihrem Gemahl um

eine Begnadigung nachgesucht, allein dieser habe sie ihr abgeschlagen. Die Nachricht war nicht von der Art, daß ich sie dem Consul mittheilen konnte; ich erwähnte daher gegen ihn bloß den Zustand, in dem sich seine Gemahlin befände. „Das ist ihre Schuld, versetzte er barsch und ohne darauf zu merken, daß er mit mir spräche; der Herzog hat sein Schicksal verdient; keine Welt kann ihn retten. Ich habe es ihr zwanzigmal gesagt, allein sie besteht darauf." Als er bemerkte, daß ich da war: „ich weiß nicht mehr, was ich sage; das macht mich ganz verwirrt." Er sah an seiner Uhr nach. „Ich will in einer Stunde ausfahren." Hierauf trat er ans Fenster und sprach noch immer sehr laut allein; da er den Kopf hinaushielt, so konnte ich durchaus nichts verstehen.

Kaum war ich in mein Zimmer, so fielen mir die Worte des Consuls wieder ein. Wer ist denn der Herzog, den keine Welt retten kann? Der Unglückliche muß also sterben? Das ist nicht der Prinz, dessen Sache Josephine in dem Briefe vertheidigte, den ich vor einigen Tagen durchgelesen hatte? Nein! dieser sollte bloß in Verwahrsam gehalten werden. Ein Herzog! Das ist der Herzog von Enghien; es ist kein Zweifel. All' mein Blut drang nach meinem Herzen zurück.

Doch versuchte ich diesen Gedanken los zu werden; das Verbrechen kam mir unmöglich vor. Bonaparte, Er, der so laut verkündete, daß er keinen Antheil an dem Tode Ludwigs XVI. habe, sollte einen Nachkömmling des großen Condé meuchelmorden? Nein, nein! ich täusche mich Aber, ach! meine Ungewißheit dauerte nicht lange. Den 19. März brachte ein Courier die Nachricht, der Herzog von Enghien sey bloß noch sechs und dreißig Stunden von der Hauptstadt entfernt. Den andern Morgen meldete ein anderer dem Consul, der Prinz werde spätestens um 5 Uhr Abends an der Barriere St. Martin eintreffen. Es wurde sogleich ein Eilbote mit dem Befehl entgegengeschickt, den Wagen an den Mauern hinfahren zu lassen und den Herzog nach dem Thurme von Vincennes zu schaffen. Bonapartes Adjutant wurde sogleich an den Gouverneur von Paris mit dem Befehle geschickt, auf der Stelle ein besonderes Kriegsgericht von sieben Mitgliedern, unter dem Vorsitze des Generals Hullin, zu versammeln; dies Kriegsgericht sollte sich um 10 Uhr Abends nach dem Schlosse von Vincennes verfügen, um einen Verschwörer gegen die Sicherheit des Staats und gegen die Person des ersten Consuls zu richten. (Der Name des Herzogs von En-

Bayerische Staatsbibliothek München

ghien war nicht in den zu Paris mitgetheilten Befehlen erwähnt.)

In der nämlichen Nacht befand sich eine Gesellschaft von mehrern Personen beim ersten Consul. Gegen 2 Uhr Morgens überreichte ein Eilbote, der von Vincennes kam, Bonaparte einen Brief. Dieser geht in sein Zimmer, bleibt nur kurze Zeit darin, ruft einen Adjutanten, giebt ihm einen Brief und befiehlt ihm, nach Vincennes zu eilen und nur mit einer Antwort wieder zu kommen. Nach Beendigung dieser Sache kam er wieder zur Gesellschaft zurück, allein so sehr er sich auch anstrengte, so konnte er doch keinen Antheil an der Unterhaltung nehmen. Um 5 Uhr Morgens kommt der nämliche Adjutant wieder zurück, und überreicht dem ersten Consul einen Brief, der ihn erbricht und liest, worauf er ganz laut sagte: „es hat lange genug gewährt; ich werde also nicht länger mehr davon sprechen hören."

Den andern Tag wußte man es im ganzen Schlosse, daß der Herzog von Enghien in den Schloßgräben von Vincennes erschossen worden sey.

Man kann sich unmöglich eine Vorstellung von dem Eindrucke machen, welchen der Tod des Prinzen fast bei allen Personen hervorbrachte, welche gewöhnlich um Bonaparte waren. Alles nahm

um ihn ein düsteres und zurückhaltendes Ansehen an; Einige gaben sich so wenig Mühe, ihre Unzufriedenheit zu verbergen, daß er es bemerkte, vorzüglich war dies bei einem der damaligen Minister Herrn C.....*) der Fall. Ich glaube, Bürger Minister, sagte er zu ihm vor jedermann, Sie thäten besser, das schriftlich aufzusetzen, was Sie mir vorzutragen haben; Sie wären wenigstens der Mühe überhoben, mit mir zu sprechen; denn seit einigen Tagen bemerke ich, daß dies Ihnen verdrüßlich ist und daß Sie sich nur ungern mit mir unterhalten. Wenn halbe Maßregeln nach Ihrem Geschmacke sind, so ist dies Jahrhundert, Bürger! nicht das Ihrige. (Wort für Wort.)

Herr C..... gab zur Antwort: „es giebt Umstände, Bürger Consul! wo es nicht in der Gewalt des Menschen steht, jedermann zu gefallen, ohne daß er jedoch irgend jemand, wer es auch sey, zu beleidigen wünsche." Diese Scene hatte weiter keine Folgen. Bonaparte, der fest überzeugt war, daß der Tod des Herzogs von Enghien ihm Vieler Herzen abgeneigt gemacht hatte, that alles mögliche, um den Eindruck wieder aus-

---

*) Wahrscheinlich ist dies Chaptal, der damals Minister des Innern war.

D. Ueb.

zulöschen. Sein von Natur strenger und despotischer Charakter wurde gefügiger und einschmeichelnder. Dies war die Zeit der Gnadenbezeugungen: wer etwas bat, der konnte beinahe sicher darauf rechnen, daß er keine abschlägliche Antwort erhalte. Wenn sich die Stärke und die Gewalt unter der Maske der Milde und Freundlichkeit zeigen, so widerstehen ihnen sehr wenige Menschen.

Indem ich die grausame Ermordung des Herzogs von Enghien berühre, bin ich es der Wahrheit schuldig, das Geständniß hinzuthun, daß man sich irrt, wenn man glaubt, Herr Armand Caulaincourt habe die Verhaftung des Prinzen geleitet. Caulaincourt (Herzog von Vicenza) wußte gar nichts von dem Geheimnisse der Sendung des Generals Ordener. Dieser reisete den 20. Ventose des Jahres 12 von Paris ab, und erst den 21. Ventose gab der Kriegsminister Berthier Herrn Caulaincourt Befehl, sich nach Straßburg zu begeben, um daselbst den Bau der gegen England bestimmten Flotte zu beschleunigen. Auch sollte er sich mit Herrn Mehee besprechen, um die Baronesse von Reich zu verhaften.

Man kann meiner Versicherung um so eher glauben, da ich eben keine Ursache habe, mit dem Benehmen des Großstallmeisters gegen mich zufrieden zu seyn.

Der Meuchelmord des Herzogs von Enghien wurde bald von einem Theile derjenigen vergessen, welche er vormals empört hatte; es traten sogar feile und strafbare Schriftsteller auf, die ihn zu rechtfertigen suchten.

Zwei von den Hauptursachen des Todes des Herzogs waren erstens der unselige Bericht von Bonapartes Agenten, und zweitens besonders der Wunsch des Letztern, sich den Jacobinern zu nähern, die er fürchtete. Diese Unterredung, die man vielleicht mit Unrecht dem Prinzen beigelegt hat, hatte die Eigenliebe des ersten Consuls außerordentlich beleidigt. Er war wüthend, daß er sich von einem Manne entlarvt sah, der einst die übrigen Mächte Europas dahin vermögen könnte, seine Entdeckungen zu benutzen; der Wüthrich schwur ihm daher den Tod.

Dieses Verbrechen diente zugleich zur Befriedigung seiner Rache und seines Ehrgeitzes. Das Blut des erlauchten Schlachtopfers errichtete eine diamantene Schranke zwischen den Bourbons und Bonaparte; allein dies kostbare Blut erwarb ihm den Beifall der Jacobiner und räumte das vornehmste Hinderniß hinweg, das ihm den Weg zum Throne, dem einzigen Gegenstande seiner Wünsche, versperrte. Indessen gab es noch zwei Männer, die er wenigstens eben so sehr fürchte-

te, als die Jacobiner; dies waren Moreau und Pichegru. Der Erste, ein wahrhaft großer Heerführer, der eben so leutselig als bescheiden und beim Volke und bei der Armee beliebt war, zeigte gegen Bonapartes Prahlereien und Fratzen eine Verachtung, die er nicht immer genug verbarg. Der erste Consul hatte zwei Spione um ihn bestellt, die ihn unter der Maske der Freundschaft beständig besuchten, und ihrem Beschützer selbst die unbedeutendsten Reden und Handlungen des Generals hinterbrachten. Folgendes ist ein getreuer Auszug aus dem Einen ihrer Berichte:

„Wir haben gestern bei Moreau gespeiset; es waren Fresnières *), Moreau der Bruder, Valubert, Desbordes, Lamartillière und Pichon **) da. Der Gegenstand der Unterhaltung war die französische Seemacht. Lamartillière sagte, er habe nie das Vergnügen

*) Fresnières war Moreaus Secretair.
D. Ueb.

**) Wahrscheinlich ist dies der ehemalige westphälische Staatsrath, der vor kurzem eine interessante Schrift unter folgendem Titel herausgegeben hat: de l'état de la France sous la domination de Napoléon Bonaparte. Nouv. éd. corrigée et considerablement augmentée. Paris 1814.
D. Ueb.

gehabt, bei uns eine furchtbare zu sehen. Wie ist dies auch möglich? Wir haben keinen Seemann. Und wie könnten wir Einen haben, versetzte Pichon, da aller Augen aufs feste Land gerichtet sind? — Noch sieht man nicht das Geringste davon, erwiederte scherzhaft Valubert. — Nicht so sehr, als Sie glauben, meine Herren! fieng Moreau an: es giebt Leute, die mich versichert haben, in kurzem würden die Corsen ins Fäustchen lachen. — Wie so? — Das ist ganz einfach; sie werden sagen: Frankreich hat uns keinen König lassen wollen, wir sind ehrlichere Leute, wir liefern ihnen einen Kaiser. Scherze folgten während des Nachtisches auf diesen Einfall des Generals. Desbordes drückte eine Pomeranzenschale (l' ecorce) aus und ließ sich den Saft in die Augen spritzen. Zum Henker! ich wußte es wohl, sagte er, daß man nichts dabei gewönne, wenn man eine Pomeranzenschale (l' ecorce, le Corse) auspresse, daß sie sogar oft Schmerzen verursache. Dies Wortspiel erregte ein Gelächter. Lassen Sie dies ja anderwärts nicht hören, versetzte der General: wenn es der große Corse erführe, er würde nicht darüber lachen."

So hatte also der General Moreau in seiner Gesellschaft schändliche Menschen, die seinem Feinde alles wieder erzählten, was er sagte, und

alles zutrugen, was er im Innern seiner Familie that. Einer dieser Unglücklichen, der nachmals bei der Armee von Spanien angestellt ward, wurde von den Einwohnern Saragossa's gehangen.

Es war weniger Treulosigkeit nöthig, um Bonaparte gegen einen Mann zu erbittern, auf dessen Einsichten und Ruhm er argwöhnisch war. Er war fürchterlich eifersüchtig und wollte ihn gern los seyn, allein er wünschte seinen Untergang mit jenem eines Mannes zu verbinden, den er nicht bloß wegen seines kriegerischen Genies, sondern auch noch mehr wegen seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an die Sache Ludwigs XVIII. tödlich haßte: dies war Pichegru.

Schlaue Kundschafter erhielten Befehl, sich nach England zu begeben, Verbindungen mit den Royalisten anzuknüpfen, die sich dahin geflüchtet hatten, um sie zu bereden, daß Frankreich bloß eine Losung erwarte, um sich Bonapartes Ehrgeitze entgegenzusetzen, der zur Besteigung des Thrones Anstalt treffe. Im Innern Frankreichs hatte sich ein Schwarm Agenten von der geheimen Polizei in die Häuser eingeschlichen, welche zur Partei des Königs gehörten; diese gefährlichen Menschen hatten alle Farben der Anhänger des Hauses Bourbon angenommen. Es war ihnen gelungen, die Meinung zu verbreiten, es befände

sich in allen Verwaltungen und in den ersten Staatskörpern eine Menge Menschen, die bereit seyen, sich den Entwürfen des Usurpators zu widersetzen, allein alles schweige, aus Mangel eines Vereinigungspunktes.

Die ersten Staatsbeamten schämten sich nicht, sich zu den Polizeispionen zu gesellen und ihre Betrügereien zu unterstützen. Dieser abscheuliche Kunstgriff gelang ganz nach Wunsch. Die Royalisten im Innern, die sich in Ansehung des Zustandes der Dinge hintergehen ließen, glaubten, der für die Sache des Königs günstige Augenblick sey gekommen. Sie schrieben an ihre Freunde im Auslande, die, verführt und betrogen wie sie, in die Schlinge giengen. Die Polizeibeamten an den Küsten und im Innern hatten Befehl, die Augen bei dem Verkehre zuzudrücken und ihnen sogar beizustehen. Diese Nachlässigkeit gieng sogar so weit, daß man eine Zeitlang nicht einmal den Aufenthaltsort Mehrerer von den Verschwornen entdecken konnte, die sich nach Paris begeben hatten.

Pichegru, den unglückliche Umstände mit Moreau entzweit hatten, hatte mit seinem ehematigen Waffengefährten einige Zusammenkünfte. Ein Mitglied der damaligen Regierung gab Bonaparte öffentlich Nachricht davon, noch ehe die Spione, welche Moreau nachgiengen, Bericht

davon erstattet hatten. Bei dieser Nachricht schrie er vor Freude laut auf. Ich sah ihn steif an; seine Lippen und das Spiel seiner Augäpfel verriethen ein Lächeln, das ich nicht beschreiben kann, ein Lächeln, das Furcht erregt. Eine Stunde darauf gab man ihm von Amtswegen Nachricht davon.

Das ist alles, was man braucht, sagte er kalt, und wirklich war es alles, was er verlangte, um seine beiden berühmten Gegner zu Grunde zu richten. Murat und der Großrichter bekamen sogleich Befehl; die Spürhunde der Polizei legten ihren Charakter ab, den man ihnen vorgezeichnet hatte: die Einen wurden Häscher, einige Andere Angeber. Jedermann kennt die unseligen Folgen dieser Angelegenheit; allein es giebt Dinge, wovon das Publikum nichts weiß und jedoch Kenntniß erhalten muß.

Dem Geschwornengerichte kam es allein zu, die angeblich Schuldigen zu richten: dies wollte der Consul nicht. Geschworne lassen sich nicht leicht verführen; man hätte zu viele und zu verwickelte Springfedern ins Spiel setzen müssen, und man würde Gefahr gelaufen seyn, die Absichten, welche man vor dem Publiko durchaus verbergen mußte, durchschimmern zu lassen. Man ernannte also Richter, um über diese wichtige Sache ein Urtheil zu fällen, das Bonaparte schon im voraus in sei-

nem Cabinette ausgesprochen hatte. Hemart wurde zum Vorsitzer des Tribunals ernannt.

Den Tag vor dem Anfange des Prozesses wollte Bonaparte, der gar nicht an die Liebe und Achtung glauben wollte, in der Moreau beim Volke und bei den Soldaten stand, sich selbst davon überzeugen; er gab daher der Polizei Befehl, der öffentlichen Meinung keine Gewalt anzuthun, sich jeden frei und öffentlich erklären zu lassen und davon dem Großrichter einen genauen Bericht abzustatten, der an ihn unmittelbar berichten sollte. Ich habe Gelegenheit gehabt, diesen Haufen von Papieren durchzulaufen, deren Resultat troz den zahlreichen Widersprüchen, welche sie enthielten, Bonaparte doch überzeugte, daß der General Moreau ein furchtbarer Feind sey, sowohl wegen des großen Ansehens, in welchem er bei der Armee stehe, als auch wegen der Theilnahme, die er beim Volke erwecke. Ohnstreitig glaubt man, die Freundschaft der Soldaten gegen ihren ehemaligen Heerführer habe dem Consul weit größere Unruhe verursacht, als die lebhafte Theilnahme des Volks zu Gunsten Moreaus; allein hier irrt man sich. Der Consul hatte alle mögliche Mittel ergriffen, um einem großen Schlage von Seiten der Truppen auszuweichen, und was auch Leute davon sagen mögen, welche von dem Ganzen dieser Sache

nichts wissen, deren einzelne Umstände immer ein Geheimniß waren und es noch lange seyn werden, so war er doch den Tag vor Moreaus Verhaftung von allen Geheimnissen der Militairverschwörung unterrichtet. Diese bestand aus Offizieren von allen Graden, mit denen sich eine große Anzahl Unteroffiziere und gemeiner Soldaten verbunden hatten: dies waren lauter sichere und verschwiegene Leute, auf deren Muth und Unerschrockenheit man rechnen konnte. Er wußte sogar, daß es in Teutschland und in Italien geheime bürgerliche und Militairgesellschaften gebe, welche zu dem großen Werke nebst der Menge der französischen Verschwörer mitwirken sollten; ihr einziger Zweck bestand für den gegenwärtigen Augenblick bloß darin, Moreau mit bewaffneter Hand zu entführen, wenn ihn die Richter zum Tode verurtheilen sollten. Nicht dann wollte man ihn entführen, wenn man ihn zur Hinrichtung schaffte, wie jemand behauptet hat, der von der Sache nichts weiß, sondern aus dem vollen Gerichtssaale, sobald das Urtheil gesprochen sey. Die Maßregeln, die man getroffen hatte, konnten ihren Zweck nicht verfehlen. Die Verschwornen, die alle verkleidet waren, um keinen Verdacht zu erwecken, sollten mit Dolchen und Pistolen bewaffnet seyn. Im Innern des Pallastes sollten auf einmal Gensdarmen, Schildwachen und

Polizeidiener, jeder wenigstens von zwei Mann, festgehalten werden. Im Falle man auf entschlossenen Widerstand stieße, sollte man ihnen den Hals brechen, wenn es nicht anders angienge, allein zu diesem Mittel sollte man nur im höchsten Nothfalle schreiten. Außerhalb sollten Trupps das Volk wegen des Generals versammeln, den es bedauerte, und sich der Gewalt widersetzen, welche die Macht etwa brauchen wollte. Andere sollten auf den Straßen und Queerstraßen herumlaufen; in den Casernen befanden sich Offiziere, die bereit waren, die Truppen anzureden; deren sie beinahe versichert waren. Zwei Wagen sollten, der Eine auf dem Dauphine Platze, der Andere auf dem Neumarkte halten. Zwei und neunzig gesattelte Reitpferde waren an verschiedenen Orten vertheilt und die Uniformen der Verschwornen befanden sich fünfhundert Schritte vom Justizpallaste. Einer der merkwürdigsten Umstände der Verschwörung war der Befehl, daß so viel als möglich niemand den Namen des ersten Consuls in die Reden mischen, die man während der Ausführung des Entwurfs hielte, und besonders das Volk nicht gegen die Regierung erbittern sollte. Ich weiß nicht, was man für eine Absicht bei diesen Vorsichtsmaßregeln hatte, aber ich weiß, daß sie Bonaparte in gewaltige Verlegenheit setzten und in ihm starken Verdacht

erweckten, daß mehrere Mitglieder der Regierung Antheil an der Verschwörung hätten: dies glaube ich jedoch nicht. Wie es aber auch seyn mag, genug er theilte die ganze Verschwörung Einem seiner Minister mit: dieser fragte ihn, ob der General Moreau seine Beistimmung dazu gegeben habe. Ich sehe vielmehr, entgegnete der Consul, aus einer Bemerkung Lajolais, daß er ihm bloß unbedeutende Antworten darauf gegeben und daß er ihm zuletzt sogar ein bloßes unterzeichnetes Blanket abgeschlagen hat. Als man zu dem Artikel kam, der den Verschwornen verbietet, den Namen des ersten Consuls in den von einer Verschwörung unzertrennlichen Lerm zu mischen und das Volk nicht gegen die Regierung zu erbittern, hatte der Minister Rechtschaffenheit und Herz genug, ihm zu sagen, daß er bei allem nichts weiter als eine lebhafte Theilnahme zu Gunsten Moreaus sehe und daß ihm Lajolais Bemerkung zum Beweise diene, daß es der General nicht auf seine Person angesehen habe und daß die Absichten der Verschwornen nicht dahin giengen, die gegenwärtig bestehende Regierung umzustoßen. Nun was soll ich thun? fragte Bonaparte, der von der Antwort des Ministers betroffen, aber nicht über sie aufgebracht war. Dieser erklärte ihm ohne Bedenken, die Hauptstadt Frankreichs sogleich über Moreaus

Schicksal zu beruhigen, besonders unter den Verschwornen, hauptsächlich aber unter den Soldaten das Gerücht ausbreiten zu lassen, daß für sein Leben nichts zu fürchten sey und so wenig als möglich von dem Daseyn dieser Verschwörung bekannt zu machen.

Das ist alles sehr gut, versetzte der erste Consul, allein Sie werden nicht ohne Erstaunen vernehmen, daß diese Verschwörung keine Entdeckung der Polizei, sondern Eines meiner geheimen Agenten in Teutschland ist: dieser hat mir den Plan und die einzelnen Umstände davon mitgetheilt und er setzt hinzu: „Fragen Sie mich nicht, Bürger Consul! woher ich diese wichtige Entdeckung habe. Alles ist meinem Bedienten von einer Dame in den besten Jahren überliefert worden, die wahrscheinlich meine Abwesenheit benutzt hat, um keine Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden. Ich habe alles mögliche gethan, um diese Dame oder den Namen einiger Verschwornen zu entdecken, allein ich habe nichts Befriedigendes darüber erhalten."

Wie! versetzte der Minister, das sind bloß vertraute Mittheilungen ohne Namen. Der Consul fiel ihm sogleich ins Wort: ich weiß, was Sie mir sagen wollen. Als ich diese Nachricht erhielt, dachte ich, wie Sie, allein weitere Untersuchungen, die man auf meinen Befehl angestellt, haben mich

diesen Morgen von ihrem Daseyn überzeugt: dies hindert jedoch nicht, daß mich in Frankreich niemand davon unterrichtet hält, Sie nunmehro ausgenommen.

Dieser Entwurf versetzte den ersten Consul in keinen Schrecken. Selbst die niedere Polizei bekam nicht einmal Nachricht davon; sie erhielt keine Befehle, welche der freien Aeußerung der verschiedenen Meinungen entgegen wären; es wurde ihr bloß befohlen, sich allenthalben hin zu verfügen, wo Auflauf entstehe, und den Anhängern der Regierung beizustehen. Die großen Agenten wurden an den gefährlichsten Stellen vertheilt und es wurde ihnen streng verboten, keine Verhaftung im Innern des Pallastes vorzunehmen, außer im Falle ganz offenbarer Versuche. Die Truppen stellte man in den umliegenden Gegenden des Tempels der Gesetze auf.

Mit allen diesen im Stillen genommenen Vorsichtsmaßregeln verband Bonaparte noch Eine, die, wie er vorausgesehen hatte, die größte Wirkung that: er ließ insgeheim das Gerücht ausstreuen, es sey für Moreaus Leben nichts zu besorgen. Die Verschwornen traueten nicht und änderten nichts in ihren Veranstaltungen.

Wenn diese Verschwörung dem ersten Consul einige Unruhe verursachte, so hatten ihn doch die

Vorsichtsmaßregeln, die er ergriffen hatte, um sie zu vereiteln, völlig beruhigt. Er war ganz ohne Besorgniß, als sich unter den mancherlei Berichten, welche er von den verschiedenen Polizeiagenten verlangt hatte, Einer befand, welcher der Sache beinahe eine andere Gestalt gegeben hätte. Er war um so merkwürdiger, da er nichts von der zweideutigen und gezwungenen Wendung eines Spions hatte, der nicht alles, was er gesehen und gehört hat, zu sagen wagt. Hier ist er:

„Seit zwei Tagen bin ich nicht aus der Gegend des Pallastes gekommen. Im Innern, aussen und auf den Straßen bewegt und drängt sich alles, um Nachrichten von dem Prozesse zu erhalten. Es scheint, als gebe es bloß einen Angeklagten; die Andern sind ganz vergessen. Der Name des Generals Moreau (denn man nennt ihn nie bloß Moreau) ist in Aller Munde; das Interesse, das er in Aller Gemüthern erregt; das lebhafte Verlangen, ihn frei gesprochen zu sehen, steht auf allen Gesichtern gemalt. Ich habe mich in alle Gruppen eingeschlichen, die aus Leuten von allen Classen, vom Reichsten bis zum Bettler herab, bestanden; allenthalben zeigte sich dieselbe Denkart. Die Theilnahme, welche der Angeklagte einflößt, vermehren noch die Soldaten. Unter das Volk gemischt, sprechen die Einen von

der Güte und Milde des Generals; die Andern führen seine Gefechte, seinen Rückzug, seine Siege und seine Bescheidenheit an; noch Andere weinen. Ich habe einen Regimentsquartiermeister von der leichten Artillerie wie ein Kind weinen sehen. Ich habe das Caffeehaus Desmoulins, dem Pallaste gegenüber, besucht. Zwei Offiziere und drei Bürger tranken an einem Tische; ich weiß nicht, was sie mit einander sprachen, allein auf einmal stand der Aelteste von den Offizieren auf, hielt in der rechten Hand sein leeres Glas, das er auf dem Tische zerbrach und sagte: „um Gottes Willen! Moreau auf der Bank der Uebelthäter! Das ist abscheulich! Ich halte es nicht länger aus! Fort!" Der andere Offizier hielt ihn zurück. Zwei von den Bürgern vereinigten sich mit dem Letztern und suchten dem Offizier begreiflich zu machen, daß er sich in Gefahr setzen könne. „Wer? ich! mich verhaften lassen! alle Teufel! Vorher schlage ich zehn todt. Siehst du?" Indem er dies sagte, riß er aus seiner Westentasche zwei Pistolen heraus, wovon das Eine geladen war. Es gelang seinen Freunden, ihn etwas zu beruhigen, und sie verlangten noch Bier, aber sie tranken es allein; er wollte nicht mehr trinken. Kurz darauf giengen sie fort, verfügten sich in den Pallast, und bahnten sich durch den großen

Haufen einen Weg, wo ich sie aus dem Gesichte verlor, ohne sie wieder finden zu können."

Die Unterschrift dieses Berichts war so gedrängt und in einander gelaufen, daß ich nicht weiß, ob der Name Borde, Baurié, oder Bornié hieß, allein es war, wie ich glaube, Einer der drei Namen. Wer aber auch der Verfasser seyn mag und trotz dem erhaltenen Befehle, genau die Wahrheit zu berichten, kann man doch nicht leugnen, daß er sehr kühn war. Ich glaube, daß unter solchen Umständen die Polizei nicht oft ähnliche Berichte zu sehen bekommt.

Wenn es jedoch wahr ist, daß der Verfasser dieses Berichts die Absicht hatte, den ersten Consul für den Angeklagten zu interessiren, oder wenn er es darauf angelegt hatte, ihn in Schrecken zu setzen, indem er ihm zeigte, wie gefährlich Moreaus Hinrichtung für ihn und sein Gefolge seyn würde, so verdient dieser Mann sicher Lob; allein er wußte nicht, daß die Mittel, die er brauchte, um einen großen Mann zu retten, gerade diejenigen waren, die seinen Untergang beschleunigen mußten.

Bonaparte war allein, als man ihm das Packet übergab, das ihm der Großrichter zustellen ließ. „Lesen Sie mir doch einmal diese Papiere vor!" sagte er zu mir. Kaum hatte ich ihm einen

Bericht vorzulesen angefangen, der ihm sehr wortreich und unbedeutend vorkam, so befahl er mir, damit aufzuhören und einen Andern anzufangen. Als er an denjenigen kam, wovon ich eben einen Auszug geliefert habe, sagte er, indem er aufstand: „Ah! das ist etwas anders! Fangen Sie ihn noch einmal an.“ Ich gehorchte. Er stand vor mir, hielt die linke Hand ans Kinn und horchte sehr aufmerksam zu. Sobald ich damit fertig war, rief er aus: „Der ist stark! Ist er wahr? Ich zweifle nicht mehr daran. Ich habe verlangt, man solle mir nichts verheimlichen. Ich habe strenge Wahrheit gefodert. Ein Einziger hat mir sie ohne Umschweife gesagt; ich bin überzeugt, daß er nichts übertreibt, denn er kennt die Gefahr, die er dabei läuft, wenn er es thäte. Das ist sehr gut, er treibt sein Gewerbe. Ich weiß es dem Minister Dank, daß er mir diesen Bericht nicht unterschlagen hat; thun Sie ihn in diese Pappe und schreiben Sie auf dem Rücken: Moreau.“ Hierauf sprach er mit sich allein: „Ah! Moreau! . . . Madame Bonaparte hatte es mir wohl gesagt, aber glaubt man das? Volk, Soldaten; das hat man noch nie erhört . . . Aber es ist immer noch Zeit. . . .“

Man meldete die Herren Chaptal und Lebrun; er erwartete sie nebst Fourcroi. Ich

entfernte mich. Den andern Tag kam Fourcroi, der gestern nicht gekommen war, frühzeitig, entschuldigte sich und sagte, er wäre unpäßlich gewesen und sey es noch. Wir haben nichts zu Stande gebracht, erwiederte Bonaparte, aber es ist auch nichts verloren. Sagen Sie mir doch, ob dieser Moreau wirklich Aufsehen macht? — Ja! beim Volke in den Vorstädten und auf einigen Hauptwachen. — Nein, das ist etwas anderes. Es ist wahr. — Sie übertreiben die Sache — Ich! ich übertriebe die Sache! Holen Sie mir doch jenen Bericht, sagte er zu mir. Hier, indem er ihn Fourcroi gab, lesen Sie einmal und sagen Sie mir, ob dies der Wahrheit gemäß ist. Nachdem Fourcroi den Bericht durchgelesen hatte, versetzte er: nun! was beweiset denn dies? Nichts weiter, als daß man wegen seines bischen Rufes mehr, auch von ihm etwas mehr als von den Andern spricht. In acht Tagen wird man von andern Dingen sprechen.... Das ist durchaus nicht, mein Herr! entgegnete der Consul; die Sache ist ernsthafter und ich würde strafbar seyn, wenn ich nicht den Folgen vorbeugen wollte.

Ich zweifelte nicht, daß Moreau verloren sey. Vor der Einleitung des Prozesses hatte das Tribunal Befehl erhalten, ihn zum Tode zu verurtheilen, um dem Consul die Freude zu lassen, ihn zu

begnadigen. Hätte sich das Gewissen der Richter nicht gegen diese treulosen Vorspiegelungen empört, hätten sie an Bonapartes Großmuth geglaubt, so würde sie dieser Ehrgeitzige zu Theilnehmern eines schändlichen Verbrechens gemacht und Moreau würde seine glorreiche Laufbahn unter dem Henkerbeile geendigt haben. Vergebens hatte der Consul zu seiner Gemahlin gesagt: „Wenn ich mir die Gelegenheit vorbehalte, ihn zu begnadigen, wer hat Ihnen denn gesagt, daß dies kein Mittel sey, uns mit einander auszusöhnen? Ich versichere Sie, daß dies bloß von ihm abhängt."

Diese hinterlistigen Versprechungen hatten keinen andern Zweck, als die dringenden Bitten los zu werden, die man tagtäglich zu Gunsten des berühmten Angeklagten bei ihm that Doch ließ Madame Bonaparte der Gemahlin des Generals insgeheim Nachricht von den Gesinnungen des ersten Consuls geben, damit sie ihren Gemahl dahin bringe, ihm einige Schritte entgegen zu kommen. Madame Moreau bot alles auf, um ihren Gemahl zu erweichen; Bitten, Thränen und Liebkosungen kamen nach einander an die Reihe, allein alles war vergebens. Moreau blieb unerbittlich. „Meine Freundin, sagte er zu ihr, indem er ihr die Hände drückte, ich liebe Sie innig, ich liebe Sie, wie mein Leben, aber ich liebe die Ehre

noch mehr. Verlangen Sie von mir nichts Unmögliches: ich würde mich mit Schimpf und Schande bedecken.“

Madame Moreau fiel in Ohnmacht; man mußte nach Hülfe rufen. Als sie wieder zu sich kam, begann sie ihre Bitten von neuem und endlich versprach der General, um sie zu beruhigen, an den ersten Consul zu schreiben. Dies that er den andern Tag. Man kennt seinen Brief; er enthielt ein Gesuch um einige Förmlichkeiten und eine edle einfache Betheuerung seiner Unschuld. Auch kennt man die Antwort, welche der Großrichter auf Bonapartes Befehl an ihn schrieb *).

Ich weiß nicht, wer dem ersten Consul von dem Schritte der Madame Moreau bei ihrem Gemahl Nachricht gegeben haben konnte, aber

*) Moreaus Brief an den ersten Consul, der vom 8. März datirt ist, machte zur Zeit seiner Erscheinung vieles Aufsehen und enthielt das Geständniß von Anträgen, die ihm gemacht worden wären, die er aber stets aus Grundsätzen zurückgewiesen habe. Man bedauerte Moreau damals wegen dieses Briefes: hier aber erfährt man die Ursache, warum er ihn schrieb. Damals schadete er ihm etwas in der öffentlichen Meinung. Die Antwort des Großrichters auf denselben ist, so viel ich weiß, in Teutschland nicht bekannt worden.

D. Ueb.

zwei Tage nach dieser Scene erzählte er dem Gouverneur von Paris alle Umstände davon. Diese verschiedenen Berichte nebst seinem tödlichen Hasse gegen den General würden ihn ohnstreitig bestimmt haben, ihn ermorden zu lassen, wenn sich das Tribunal durch das ihm gethane Versprechen hätte verführen lassen und so unglücklich gewesen wäre, das Todesurtheil gegen den General auszusprechen. Diese Meinung erhält eine starke Bestätigung durch das Folgende:

Als man ihm den Ausspruch meldete, der den General für schuldig, aber für zu entschuldigen erklärte und ihm bloß eine Besserungsstrafe zuerkannte, konnte er Aeußerung von Zorn und Aerger nicht zurückhalten. „Schüchterne und charakterlose Richter, sagte er öffentlich, sind der Untergang der Regierungen, ich will lieber verwegene Treulose haben.“

Einige Tage lang plagte ihn eine schreckliche Laune, zu deren Milderung das nicht beitrug, was ihm einige Tage darauf begegnete.

Als er in den Wagen stieg, um nach St. Cloud zu fahren, übergab ihm jemand ein Packet. Er nahm es und reichte es seinem Bruder Ludwig, der mit ihm im Wagen saß.

Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß kein Fürst, so viel ich weiß, so gern geheime Schreiben

gelesen hat, als Bonaparte, mochten sie nun unmittelbar an ihn gerichtet seyn, oder ihm verstohlen in die Hände gespielt werden, oder auch solche, von denen ihm seine Minister Kenntniß zu geben für gut befanden. Diese Bemerkung dient zum deutlichsten Beweise, daß Gefühllosigkeit, Despotismus und alle Furien des Ehrgeitzes in seinem Herzen gewurzelt waren und daß ihn nichts auf friedliche Gesinnungen zu bringen vermochte. Man würde eine große Menge Aufsätze zusammenbringen, die ihm heimlich eingehändigt worden sind. In Einigen ertheilt man ihm weise und vernünftige Rathschläge, ohne eine andere Absicht, als sein persönliches Glück und seinen Ruhm, und diese empörten ihn am meisten. Andere zergliederten sein Benehmen, seine physischen und moralischen Eigenschaften, und warfen ihm seine Fehler und die geringe Festigkeit seiner Einrichtungen vor. Ueber diese lächelte er kalt, oder gerieth auch bisweilen in Zorn. Noch andere beobachteten weder Maaß noch Ziel, überhäuften ihn mit Beschimpfungen und Beleidigungen und endigten sich damit, daß sie ihm ein noch schrecklicheres Schicksal voraussagten, als das, das ihn betroffen hat. Was nun diese Letztern anbelangte, so äußerte er eine Verachtung gegen sie, von der sein Herz nichts wußte. Doch habe ich nie bemerkt, daß er ihre Verfasser hätte

verfolgen lassen. Freilich war es beinahe eine Unmöglichkeit, sie bei der Leichtigkeit, mit welcher Gruppen um ihn her ihre Schreiben überreichen konnten, auszumitteln. Ein noch wichtigerer Grund bestand darin, daß er die Sachen nicht öffentlich bekannt machen wollte, die allein die Untersuchungen und Bestrafungen hätten rechtfertigen können, und er war im Verhältniß mit seiner ganz offenbaren Verachtung des Lebens und der Freiheit der Menschen in dieser letztern Hinsicht etwas nachsichtig.

Wegen dieser durchaus nothwendigen Abschweifung habe ich das Packet aus dem Gesichte verloren, das ihm bei seiner Abfahrt nach St. Cloud überreicht wurde. Noch an demselben Abende nahm er, wie aus Zerstreuung, Kenntniß davon. Es befanden sich fünf bis sechs Personen um ihn. Schwerlich kann man sich eine Vorstellung von der gänzlichen Veränderung machen, welche bei dem Lesen desselben in seinen Gesichtszügen Statt fand. Er konnte nicht fortfahren. Er näherte sich daher der Gesellschaft wieder und bot alle Kräfte auf, sich von neuem in die Unterhaltung zu mischen. Seine Bewegung war so sichtbar, daß D........e zu mir ganz leise sagte: es giebt etwas neues; Du wirst es uns schon sagen. Als die Gesellschaft fort war, fieng der Consul wieder fort zu lesen an.

Folgendes Schreiben war ihm eingehändigt worden, das ich zwei Monate nachher Wort für Wort abgeschrieben habe:

„Bürger Consul!

„Indem ich Ihnen dies geringe Werkchen, die Frucht meiner Liebe für das allgemeine Beste und der lebhaften Theilnahme an Ihrer erlauchten Person widmete, hatte ich keine andere Absicht, als einen undurchdringlichen Damm jenem Strom von Murren und Entschuldigungen entgegenzusetzen, welche der unbesonnene blinde und partheiische Haufe sowohl gegen Sie, als gegen das Tribunal erhebt, das den Muth gehabt hat, den größten Heerführer des Jahrhunderts, den berühmten Moreau, zu einer zweijährigen Einkerkerung zu verurtheilen.

„Bürger Consul! Wenn ich das Publikum zu einer gerechteren Gesinnung gegen Sie zurückbringe, wenn ich es von der Unpartheilichkeit und besonders von dem Edelmuthe überzeugen kann, den Sie bei dieser Gelegenheit bewiesen haben, so werde ich, ich wage es zu glauben, und Sie, Bürger Consul, werden eben so wenig daran zweifeln, so werde ich, sage ich, ein wichtiges Werk vollbracht haben. Es wird nicht geringer seyn, wenn mir der Beweis ge-

lingt, daß der Gerichtshof bloß sein Gewissen und die Gesetze der Billigkeit zu Rathe gezogen hat.

„Wenn Sie, Bürger Consul, meinem Werke sowohl den Glanz Ihres Rufs, als die Ehre Ihres Schutzes zu verleihen geruhen, so zweifle ich nicht an einem vollständigen Erfolge.

„Ich bin unter allen Franzosen derjenige, welcher Ihr unterthänigster Diener und Unterthan ist.

„Manassa,

„Staatsrechtlehrer und Gesetzesgelehrter."

Rechtfertigung des Urtheils gegen den General Moreau, oder unverwerfliche Beweise, daß er ohne Partheilichkeit auf eine gerechte und gesetzliche Weise verurtheilt worden ist.

Zwei Sonnen können die Welt nicht erleuchten,
sie würden sie verbrennen.

Daury von Bourges.

Hat sich Moreau in eine Verschwörung gegen den ersten Consul eingelassen? Ja! ich will es beweisen.

Moreau, der im hohen Grade alle die Eigenschaften besitzt, welche zu einem großen Feldherrn erfoderlich sind, hatte sich in Frankreich

und im Auslande einen Namen gemacht, vor welchem jener des ersten Consuls verschwand. (Erste Beschwerde.)

Moreau, von Natur einfach und bescheiden und ein Feind aller Aufschneiderei und Eitelkeit, wurde ein bitterer Tadel des ganz entgegengesetzten Betragens des ersten Consuls. (Zweite Beschwerde.)

Moreau, menschenfreundlich, gefühlvoll und liebreich gegen die Soldaten, wurde von ihnen angebetet, und erblickte in diesen jungen, aber unerschrockenen Kriegern bloß ein köstliches Blut, das man dem Vaterlande erhalten müsse.

Bonaparte, von Natur strenge und überzeugt, daß bei großen Aemtern Milde und Gefälligkeit Verachtung nach sich ziehe, lächelte bloß den Soldaten zu, wenn er ihren Muth anfeuern mußte, und rechnete das Leben für nichts, wenn es einen, obschon unnützen, Sieg galt. Daher diese kalte Gleichgültigkeit der Truppen, die in ihm von jeher bloß einen Herrn erblickt haben, dem sie folgen mußten.

Moreau läßt lieber zweitausend Oesterreicher und sechs Kanonen entwischen, als er viertausend Mann aufopfert, um den engen Paß von Clitast!!! zu erstürmen, wo sich die Teutschen verschanzt hatten.

Diese kleinmüthige Schonung war eine stillschweigende Anklage gegen die erste Obrigkeit des Staats, welche in ihren Feldzügen in Italien vier französische Regimenter vor Görz zusammenhauen ließ, um fünf Kanonen und acht Wagen mit alten Flinten und drei bis vier Markedenterinnen zu erobern.

Was kann Moreau auf diese, aller Welt bekannten, Thatsachen erwiedern? Nichts, außer daß sich diese zweitausend Teutsche, die er nicht mit dem Leben von viertausend Franzosen hatte erkaufen wollen, den andern Tag ohne einen Flintenschuß gefangen ergaben. Bei ihm war dies eine beinahe unbekannte Thatsache. Unter dem ersten Consul wäre dies ein blutiger und schöner Sieg gewesen, und die Zeitungen würden von den großen Einsichten wiedergehallt haben, die er bei diesem Gefechte entwickelt hätte. Zwar hätten fünf bis sechstausend Mann ins Gras gebissen, allein wie wenig hat das Leben von sechstausend Mann zu sagen, wenn man seinen Namen verherrlichen und die Armee seines Vaterlandes gefürchtet machen kann!

Aus allen diesen Umständen ergiebt sich, daß sich Moreau gegen den ersten Consul, wenn auch nicht gegen sein Leben, doch gegen die Gewalt, die

er sich zugeeignet, und gegen die großen Absichten verschworen hat, auf die er sinnt.

Es ist ausgemacht, daß der General Moreau durch seine Großmuth, sein Genie, seine Milde, seine Bescheidenheit, seine Rechtschaffenheit und seine Uneigennützigkeit Veranlassung gegeben hat und geben wird, eine Vergleichung zwischen ihm und dem ersten Consul anzustellen; eine Vergleichung, die um so beleidigender und strafwürdiger ist, da ihr Erfolg dahin geht, die Achtung und die Bewunderung zu schwächen, welche jeder Franzose blindlings für das höchste Oberhaupt des Staats haben muß: eine um so größere Beschwerde.

Moreau, der in allgemeiner Achtung steht, und bei der ganzen Armee beliebt ist, konnte sich mächtig dem erhabenen Geschicke des ersten Consuls widersetzen und Frankreich nnd Europa des Anblicks berauben, einen kleinen Bürger aus Ajaccio auf dem Throne Heinrichs IV. zu sehen. Was für eines glänzenden und schrecklichen Musters hätte er den Ehrgeitzigen beraubt! Welche Lehre hätte er der Welt entzogen! Welchen Gegenstand hätte er der Geschichte vorenthalten! Nein! Völker der Erde, und ich zittere davor, nein, ihr hättet nie jene fürchterlich erhabenen Aeußerungen gelesen: — Die Franzosen haben ihren König gemeuchelmordet, aber keiner unter ihnen wagte

seine Stelle einzunehmen. Ein Corse hat sie an Kühnheit übertroffen, und diese fünf und zwanzig Millionen Menschen zittern unter seinen Gesetzen.

Nun! was sagt ihr Anhänger des Siegers von Hohenlinden gegen diese Thatsachen? Vernichtet sie, ich fodere euch dazu auf. Ihr habt leise gemurret, ich sage leise; denn ich lasse euch Gerechtigkeit widerfahren; ihr seyd unzufrieden, aber keine Aufrührer; ihr habt, sage ich, leise gegen das Urtheil gemurrt, das man über euren Schützling ausgesprochen hat. Warum? Weil ihr aufrichtig geglaubt habt, er sey vor Gericht gezogen und seiner Freiheit beraubt worden, wegen einer oder zweier Unterredungen mit Pichegru und Lajolais. Ihr irrtet euch. Diese Unterredungen, die durchaus nicht einmal bewiesen sind, waren bloß ein Vorwand, dessen man sich bediente, um Gelegenheit zu erhalten, gegen größere Vergehen streng zu verfahren. Diese Vergehen, ich habe sie euch vor Augen gestellt und ich zweifle nicht, ihr seyd überzeugt, wie ich, daß sie von einer Beschaffenheit sind, welche eine um so größere Strafbarkeit begründen. So hat ihn auch der Gerichtshof vor Gott und Menschen beurtheilt. Es giebt gegen Moreau noch eine andere Beschwerde. Ich will diesen Gegenstand nur obenhin be-

rühren; die Thatsachen gegen den Angeklagten sind schon nur zu zahlreich und fallen ihm nur zu sehr zur Last.

Wenn der General Moreau von dem Gerichtshofe nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden wäre, den Riesengang des ersten Consuls aufzuhalten; wenn Moreau, wie er es gekonnt, ihn genöthigt hätte, seine ungeheuern Entwürfe aufzugeben, was würde aus jenem Schwarm von Menschen aller Classen geworden seyn, der schon anfängt, sich an seinen Wagen zu hängen und seinem Fluge zu folgen scheint?

Würden wohl Viele von ihnen, ohne hervorragende Geisteskräfte, ohne Hülfsquellen und ohne einen andern Vortheil, als eine eherne Stirne und eine große Geschicklichkeit, sich zu biegen, jetzt in einem Ozean einer herrlichen Zukunft schwimmen? Hier bleibe ich stehen: der Abgrund der zukünftigen Ereignisse setzt mich in Schrecken, und ich will das Unrecht des Angeklagten nicht noch vergrößern; es ist für mich genug, die Ungerechtigkeit des Murrens gegen den ersten Consul und die Unpartheilichkeit des Gerichtshofes gezeigt und aufs einleuchtendste erwiesen zu haben, der den Sieger von Hohenlinden in Fesseln schlug."

Man sieht leicht, daß der Verfasser dieses Aufsatzes der bitterste Feind des ersten Consuls und

seiner ehrgeitzigen Entwürfe war. Wenn ich auch seinen Grundsätzen Gerechtigkeit widerfahren lasse, so kann ich mich doch nicht enthalten, die Art und Weise zu tadeln, wie er den Mann damit bekannt machte, der ihn dafür grausam bestrafen konnte. Man hat ihn zwar nicht entdeckt, aber es sind deshalb Unschuldige in Verdacht gerathen, die sechs und achtzig Tage lang in Ketten geschmachtet und ihr Leben bloß dem Umstande zu verdanken haben, daß man gegen sie nicht die geringste Spur von bösem Willen entdecken konnte. Wenn ihm diese geheimen Nachrichten in die Hände fallen, so kann er sich schmeicheln, wenn dies ein Vortheil ist, der das Uebel wieder gut machen kann, das er veranlaßt hat, den gebieterischsten und boshaftesten Menschen seiner Zeit einige Minuten lang in den elendesten Zustand versetzt zu haben.

Auf seinen Befehl hatte ich die Fenster zugemacht, ob ich sie schon den Augenblick zuvor hatte öffnen müssen. Auf einmal, indem er vergißt, daß er Mensch ist, und daß man auf seinem Posten auf Haß und Widerwärtigkeiten gefaßt seyn muß; daß er besonders vor denen, die um ihn sind, sich selbst achten muß; auf einmal, sage ich, wurde er vor Zorn und Wuth purpurroth, und ich sah, wie er wüthend seine Fäuste gegen einander schlug, eiligen Schrittes herumlief und einen Globus von

Cassini zertrümmerte, auf Gefahr, sich zu verwunden. Mit dieser schrecklichen Scene verband er Verwünschungen und Drohungen, als ihm durch diese krampfhaften Bewegungen gänzlich erschöpft, seine Füße den Dienst versagten. Dann stürzte er auf einen Stuhl hin und hielt die beiden Hände auf das Gesicht. Ich betrachtete ihn. Thränen flossen mir aus den Augen, sollte man mir auch deshalb einen Vorwurf machen. Ach! wer hätte nicht geweint, wie ich, wenn er diesen Mann gesehen hätte, den so viele Arten von Ehrgeitz plagten, und der, wie der elendeste Troßbube, ein Raub der schrecklichsten Quaalen der Wuth war. Als er ruhiger war, stand er auf. Sein Gesicht war nicht mehr purpurroth; ein grünliches Gelb war an dessen Stelle getreten; von den Augenwimpern fielen ihm Wassertropfen herab. „Geben Sie mir ein Glas Wasser!" sagte er in einem sanften Tone zu mir. Er trank dasselbe auf einen Zug aus. — Sie weinen. Ach! wie glücklich sind Sie! Ich würde mich erleichtert fühlen, ich . . . . Ich habe so viel zu leiden . . . . Diese Menschen da quälen mich . . . . Ich will mich losmachen, dann werde ich Herr meiner selbst seyn. Ich werde nicht mehr ihr Schlachtopfer seyn. Oeffnen Sie die Fenster." Dann ließ er sich ruhig nieder, um zu schreiben. Einen Augenblick darauf: „Sie haben

gesehen . . . . Seyn Sie verschwiegen, ich bitte Sie darum."

Diese letztere Aeußerung überraschte mich, weil ich nicht daran gewöhnt war; was mir aber noch mehr Veranlassung zum Nachdenken gab, war der Anblick, ihn so schnell aus der heftigsten Bewegung zur vollkommensten Ruhe übergehen zu sehen. Zwanzig Andere hätten sich ins Bette gelegt. Ich schloß immer daraus, daß er eine starke Körperconstitution haben müsse. Ich weiß nicht, ob er den andern Tag D . . . . ., der damals sein Vertrauter war, sein Abentheuer mitgetheilt hat, allein ich hörte diesen Letztern zu ihm sagen: „an Ihrer Stelle würde ich das Packet verbrannt und nie wieder daran gedacht haben." — Sie haben recht, erwiederte der Consul, aber es giebt Dinge, deren Unverschämtheit uns in die größte Wuth versetzt.

Man kann sich nunmehro leicht vorstellen, daß so viele Umstände, welche zu Moreaus Gunsten sprachen, den Haß in dem Herzen des Consuls, den er schon seit langer Zeit gegen ihn hegte, noch mehr erhöheten. So sehr er ihn aber auch haßte, so rechnete er doch viel auf seine Rechtschaffenheit und auf seinen Abscheu vor jedem Verbrechen. Er hielt ihn nicht für fähig, sich an seinem Leben zu vergreifen. Ich glaube, daß diese Meinung niemand besser bestätigen kann, als ich. Den Tag nach dem

Ausspruche über Moreau sagte er zu mir: Sie kennen diesen Moreau? — Nicht persönlich, sondern bloß nach der öffentlichen Meinung; er ist, wie ich glaube, ein Mann von Verdienst. — Das Publikum ist Lumpenpack und Moreau ist ein schlechter Mensch (mauvaise tête). Wer ist denn Schuld, daß dies nicht alles vergessen ist? — Will er, daß wir uns stets herumkollern? — Doch genug! Das Nachdenken ist an ihm. Weil der Consul, als er mit mir sprach, herumgieng, so habe ich Vieles nicht verstanden.

Einige Tage darauf erhielt, wie ich glaube, der Senator F....*) den Auftrag, Moreau Vorschläge zu thun, um eine Annäherung zwischen ihm und dem ersten Consul zu bewirken, ohne sich jedoch merken zu lassen, daß der Letztere zu diesem Schritte Veranlassung gegeben habe. Moreau blieb unerbittlich. — Mein Loos, sagte er zu denen, die in ihn drangen, verdient den Vorzug vor jenem des Usurpators; es regt den Zorn der Nationen nicht auf, dessen Lasten den Unglücklichen früh oder spät zermalmen werden.

Als der berühmte Geächtete nach dem Orte seiner Verweisung abreisete, erhielt der Offizier,

---

*) Fabre, Fouché, Ferino?

D. Ueb.

der ihn begleiten mußte, weitläufige Verhaltungsbefehle von Seiten Murats. Er hatte Befehl, auf der Reise Moreau zu verstehen zu geben, daß sein Urtheil nicht unwiderruflich gesprochen sey. Er erklärte ihm sogar, daß er trotz allen Gefahren für sich die Besorgung eines Briefs an den Kaiser über sich nehmen wolle. — Ich kenne keine solche Würde in Frankreich. Ich danke Ihnen. Hätte Moreau auch nur das Geringste von seinen Grundsätzen nachlassen wollen, was auch Regnaud darüber gesagt hat, so würde er bald Einer der ersten Großwürden gewesen seyn. Zwanzig Personen wissen es eben so gut, als ich.

Dies war nicht der Fall mit Pichegru. Ob er schon nicht so berühmt als Moreau und auch bei dem Volke und bei der Armee nicht so beliebt war, so fürchtete sich doch Bonaparte noch weit mehr vor ihm, als vor dem Letztern. Seit langer Zeit hatte er diesem berühmten Verfechter des Königthums den Tod geschworen. Er wußte es recht gut, daß Pichegru nicht der Mann sey, der Schonung beobachte. Er fürchtete sich vor seinem Ungestüm, seiner Beredtsamkeit und seiner seltenen Unerschrockenheit. Was ihm denselben noch furchtbarer machte, das waren die wichtigen Geheimnisse, welche er über die Tage des 13. Vendemiaire, des 18. Fruktidor und Andere besaß. Diese Ge-

heimnisse stellten den ersten Consul in seiner ganzen Blöße dar; ihre Bekanntmachung mußte ihn in den Augen der Franzosen gänzlich zu Grunde richten. Pichegru hatte die Unvorsichtigkeit begangen, in England zu äußern, daß, wenn er nach Frankreich zurückkäme und Gelegenheit fände, öffentlich zu sprechen, er den Treulosen so völlig entlarven werde, der sein Vaterland beherrscht, daß man ihn steinigen würde. Diese mehr als unvorsichtigen Reden waren Bonaparte von zwei seiner berüchtigsten Spione in England, M......*) und M......d bald hinterbracht worden. Wie sehr sind diese beiden Menschen zu beklagen, wenn sie tagtäglich wegen der Schandthat, die sie begangen oder veranlaßt haben, von Gewissensbissen gefoltert werden! Nach solchen Berichten läßt sich leicht abnehmen, daß Bonaparte sich seines Feindes bald entledigen werde, wenn er seiner Person habhaft werden könne. Er fürchtete so sehr ihn zu verfehlen, daß man in seinem Verhaftsbefehle die schrecklichen Worte las: „wenn er Widerstand leistet, so stoßt ihn

*) Vielleicht Mehée, der Pichegru nach Frankreich gelockt hat.

D. Ueb.

nieder. Die Wichtigkeit der Geständnisse, die er thun konnte, war von keinem Gewichte gegen diesen grausamen Befehl, und hätte der Besieger Hollands den geringsten Widerstand geleistet, so würden die Gefängnisse der Conciergerie kein so abscheuliches Verbrechen gesehen haben.

Als sich Pichegru noch als bloßer Offizier zu Lyon aufhielt, machte er die Bekanntschaft der Demoiselle B..... Unerwartete Umstände hatten sie getrennt. Demoiselle B..... hatte sich verheirathet, aber die Ehe that der Freundschaft keinen Eintrag; sie gaben sich oft davon Beweise in ihrem geheimen Briefwechsel. Da sie einige Zeit vor der Verschwörung Wittwe worden war, in die sich Pichegru verwickelt fand, so reisete sie nach Paris. Sie hielt beim Großrichter um die Erlaubniß an, ihren Freund zu besuchen, allein sie wurde ihr abgeschlagen *). Diese Dame hatte zu Paris keine Bekannten und wollte aus Gründen, die ich nicht kenne, von Pichegrus Familie nicht erkannt seyn. Einsam und ohne Schutz, ließ sie beim ersten Consul um eine Audienz ansuchen,

*) Als Pichegru in Paris gefangen worden war, machte die französische Regierung bekannt, seine Mätresse habe ihn verrathen.

D. Ueb.

ohne ihm jedoch den Gegenstand anzugeben, womit sie ihn zu unterhalten gedenke. Sie erhielt Befehl, sich einzustellen. Beim ersten Worte Pichegru runzelte Bonaparte die Stirne und ließ die Bittstellerin nicht fortfahren. — Was kann ich für Sie thun, Madame? Welchen Antheil nehmen Sie an Pichegru? Wer sind Sie? — Ich bin seine Freundin, ich bitte für ihn, ich flehe Sie um die Erlaubniß, ihn zu besuchen; man hat mir sie allenthalben abgeschlagen. — Ihr Schritt ist äußerst unbesonnen, seine Folgen können traurig ausfallen. — Ich habe sie berechnet. — Ihr Freund ist ein Verschwörer, Sie wissen es. — Ich weiß nicht, ob er sich in eine Verschwörung eingelassen hat; nicht in der Absicht, mich davon zu unterrichten, bitte ich um die Erlaubniß, ihn zu besuchen. — Wie? Sie wissen nichts von seinen Entwürfen? — Nichts, durchaus nichts. Seine Rückkunft und seine Verhaftung habe ich an einem Tage erfahren. — Nun denn! Was kann Ihnen diese Unterredung nützen? — Ich werde das Vergnügen haben, ihn zu sehen, und seine Leiden auf einen Augenblick zu mildern. Ich werde ihm den Rath geben, sich nach den Umständen zu richten und seinen ungestümen Charakter zu mäßigen, um sich nicht selbst zu Grunde zu richten. — Sie kennen Ihren

Freund genau, und wenn Sie aufrichtig antworten wollen, so werden Sie mir eingestehen, daß Sie nicht viel auf die Hoffnung rechnen, ihn dahin zu bringen, sich Zwang anzuthun. — Bonaparte schwieg einige Augenblicke, dann gieng er in sein Cabinett, nachdem er sie hatte niedersetzen lassen. Es dauerte einige Zeit, ehe er wieder herauskam. Endlich trat er mit zwei Billets in der Hand herein; das Eine war versiegelt. Er gab mir ganz leise Befehl, es an seine Aufschrift abzusenden: es war an den Großrichter gerichtet.

Diese Dame, die ungefähr vermuthete, was es beträfe, hatte das Herz, dem ersten Consul zu sagen; wenn Sie sich meiner Person versichern wollen, so ist jeder Schritt in dieser Hinsicht unnütz. Auf dem Carroussel wartet ein Wagen auf mich, zeigen Sie mir den Ort an, wo ich mich hinbegeben soll; ich will der Bedeckung folgen, die Sie mir mitgeben wollen. — Beruhigen Sie sich, Madame! sagte Bonaparte zu ihr, es ist nicht auf Ihre Freiheit abgesehen; ich ersuche vielmehr den Großrichter, zu Ihren Gunsten von den Befehlen, die er erhalten hat, eine Ausnahme zu machen. Morgen wird er Ihnen eine Erlaubniß zustellen, Ihren Freund zu besuchen, aber ich habe in meiner Hand ein Billet, das, wenn es Ihnen gelingt, dasselbe ihn unterzeichnen zu lassen, Ih-

nen diese Gunst so lange verschaffen wird, als Sie davon Gebrauch machen wollen. Diese Schrift gefährdet die Ehre Ihres Freundes nicht; er wird mir bloß Gerechtigkeit widerfahren lassen und es kommt bloß auf ihn an, daß nie davon die Rede sey: sein Schweigen in dieser Hinsicht wird immer der Bürge des Meinigen seyn. Hören Sie, ich mache Sie selbst zum Richter. „Ich erkläre, ich Pichegru, daß sich der General Bonaparte bei dem Aufstande am 13. Vendemiaire im 4. Jahr als braver Soldat und hochherziger Bürger betragen hat; daß er nur das gethan hat, was jeder Andere an seiner Stelle gethan haben würde; daß, wenn ich hierüber anders, sowohl in Frankreich als im Auslande, gesprochen habe, dies von meinen Streitigkeiten mit ihm und von der Verschiedenheit unserer Meinungen herrührt; daß mich nichts zwingt, dies Geständniß zu thun; daß ich es der Wahrheit und der Ruhe meines Gewissens schuldig bin und daß in Zukunft jede Handlung, welche der gegenwärtigen Erklärung entgegen ist, als nichtig und als die Folge einer neuen Erbitterung angesehen werden muß. Geschehen zu Straßburg den 15. Nivose im 5. Jahre.“

Die Bittstellerin war während der Vorlesung dieses Billets bleich worden; in ihren Blicken las man die geringe Hoffnung, die sie sich machte, von

ihrem Freunde die Unterschrift zu einem solchen Billet erhalten zu können. Hätte der Consul die Dame in diesem Augenblicke angesehen, so würde er es sogleich selbst bemerkt haben. Doch wußte sie sich zu fassen. Bei dem Wunsch, bis zu Pichegru zu gelangen und ihm vielleicht das Leben zu retten, vergaß sie auf einen Augenblick die Schwierigkeiten, die es kosten würde, Bonapartes Verlangen zu befriedigen. Ich habe den Antrag angenommen, sagte sie, die Freundschaft thut bisweilen Wunder. Ich werde alles thun, daß das Unternehmen gelingt. — In diesem Falle haben Sie hier das Billet; ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß es durchaus niemand sehen darf. Ich erinnere Sie an die Gefahren, in die Sie sich stürzen könnten, wenn Sie sich nur die geringste Unbesonnenheit in dieser Hinsicht erlaubten. Diese Schrift kann mir in keinem Falle schaden; sie ist nicht von meiner Hand. — Er wollte hintergehen; er hatte sie selbst geschrieben.

Sobald diese Dame fort war, ließ er verschiedene Personen eintreten. Ich konnte mich nicht enthalten, den Leichtsinn zu tadeln, mit welchem er ihr eine so wichtige, von ihm selbst geschriebene Schrift anvertrauete. Konnte nicht Pichegrus Freundin einen schlechten Gebrauch davon machen? Konnte nicht selbst der Angeklagte sie vor Gerichte

vorzeigen? Was für ein Beweis zu Gunsten der Hülfsmittel, die er brauchen wollte, um das Gericht und das Publikum zu überzeugen, daß Bonaparte ein feiger Ehrgeitziger und der niederträchtigste Ränkemacher sey! Was für ein Gimpel war ich damals! Der Consul war nicht der Mann, der seine Beute auf diese Art fahren ließ.

Diese Dame, nach deren Wohnung man sich nicht einmal erkundigt hatte, wurde verhaftet, als sie nach Hause kam, wo sie zwei Polizeiagenten erwarteten. Sie baten sie, in einen Wagen zu steigen, den sie bei sich hatten und worin sie ihr folgten. Man hatte diesen Herren eine andere Person von dem nämlichen Geschlechte, wie die Verhaftete, beigesellt, welche ihr Tag und Nacht Gesellschaft leisten sollte.

Man muß gestehen, daß damals die Polizei eine ungewöhnliche Artigkeit und Zuvorkommenheit besaß. Freilich benahm sich in der Folge diese Gefährtin nicht verschwiegen; ja sie erlaubte sich sogar, sie zu hintergehen, um sich höchst wahrscheinlich deshalb zu rächen, daß ihre Gesellschaft nicht sehr offenherzig war. Vergebens ersann sie gegen Pichegrus Freundin ein Mährchen und erzählte ihr, sie wäre wie sie ein Opfer der Verfolgungen der Regierung; die Letztere, die von Natur etwas ungläubig war, hielt sie fortdauernd für eine sehr

unterthänige Dienerin der Polizei; daher benahm sie sich stets gegen sie sehr zurückhaltend. Doch hatten sich diese Damen nicht zu beklagen; zwar waren sie eingesperrt, aber nicht in einem Gefängnisse, sondern in einem Privathause, in der Straße Vaugirard. Eines von den Mitgliedern der allgemeinen Aufsicht hatte seine Wohnung zu ihrer Aufnahme hergegeben. Die beiden Zimmer, die sie bewohnten, hatten weiter nichts unangenehmes, als daß sie ganz abgesondert lagen und daß sich vor den Fenstern starke eiserne Stangen befanden.

Den andern Tag stellten sich zwei hohe Personen der Consularinquisition in zwei Wagen ein, um die beiden Gefangenen abzuholen. Diejenige, welche es mit Pichegrus Freundin zu thun hatte, erschöpfte sich bei ihr in Entschuldigungen, daß Umstände die Regierung nöthigten, sie auf einige Tage ihrer Freiheit zu berauben, daß aber die Achtung, die man ihrem Geschlechte schuldig wäre und der geringe Antheil, den sie an diesen Maaßregeln der Strenge hätte, nicht wenig zur Milderung ihrer Gefangenschaft beitrügen. Weiter unten wird man erfahren, woher ich diese Nachrichten erhalten habe.

Während der Polizeiagent seine aufgetragene Rolle bei der wirklichen Gefangenen spielte, die

ihm kein einziges Wort glaubte, führte ihre Gefährtin mit dem andern Alguazil, der, wie er sagte, sie ebenfalls abholen wollte, eine Art von Schauspiel auf. Was wollen Sie von mir? fragte sie ihn. Wo will man mich hinschaffen? Was habe ich für ein Verbrechen begangen? Will man meinen Tod? Ich willige ein, aber um Gottes willen kürzen Sie nur die Förmlichkeiten ab! Ich habe alles eingestanden, was man von mir erwarten konnte. Ich habe es allen denen gesagt, die es hören wollten, und ich wiederhole es hier noch einmal: Ja! die Bourbons sind mir theuer. Ich werde mit dem innigsten Wunsche sterben, sie wieder den Thron ihrer Vorfahren besteigen zu sehen. Thränen flossen ihr alsdann in Menge aus den Augen. Hierauf folgte eine Weigerung, ihrem Führer zu folgen. Dieser, der sicher keinen Befehl hatte, sie zu schonen, sagte mit einer verstellten Strenge zu ihr: Madame! ich bin Ihnen keine Rechenschaft schuldig; auch brauche ich Ihnen keinen Aufschluß zu geben; folgen Sie mir ohne Geräusch, oder ich werde Gewalt brauchen müssen; ersparen Sie mir diese Unannehmlichkeit. Nach einigen Grimassen folgte sie ihrem Führer, der niemand anders als ihr Mann war.

Pichegrus Freundin sah sie fortgehen, ohne sie zu beklagen; denn sie hatte sich keinen Augen-

blick durch diese Comödie täuschen lassen; doch schwur sie mir zu, jede Andere, als sie, hätte sich dadurch irre führen lassen können, so natürlich wäre ihr Spiel gewesen. Der Polizeiagent, welcher wartete, bis der erste Wagen entfernt war, hatte seiner Gefangenen noch nicht gesagt, wo er sie hinbringen sollte. Sie wagte ihn zu fragen. Madame! erwiederte er, Sie erhalten eine Gnade, um die viele Andere gebeten, aber sie nicht bewilligt bekommen haben; ich bringe Sie zum General Pichegru. — Der erste Consul hatte mir dies zwar versprochen, allein nach dem, was vorgegangen ist, rechnete ich nicht mehr darauf. — Wenigen Menschen ist ihr Wort so heilig. — Sie folgte also dem verstellten Angeber in die Conciergerie, wo sie einige Zeit in einem besondern Zimmer wartete. Hierauf holte man sie ab, um sie zu dem General zu bringen.

Ehe ich die Unterhaltung mittheile, muß ich dem Leser sagen, daß die Nachrichten, die er gelesen hat, mir von der Freundin des Generals Pichegru selbst mitgetheilt worden sind; ich war so glücklich, sie bei Gelegenheit von Bonapartes Reise nach Dijon bei meinem Schwager zu finden. Dieser, der ihr ganzes Vertrauen besaß, hatte sie oft von meiner Gesinnung über den neuen Kaiser unterhalten. Wir wurden mit einander be-

kannt. Ich bat sie, mir ausführliche Nachrichten von der unglücklichen Sache mitzutheilen, wobei sie eine Rolle gespielt hatte. Sie wollte dies durchaus nicht thun, weil sie Gefahr zu laufen fürchtete. Ihr Argwohn beleidigte mich; sie bemerkte es. Nun wohlan! versetzte sie, es hängt bloß von Ihnen ab, daß wir einander Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihr Bruder hat mir gesagt, Sie führten ein Tagebuch über Bonaparte; zeigen Sie mir Einiges daraus; Ihr Zutrauen wird Ihnen das Meine erwecken.

Ich nahm den Vorschlag an und gab ihr Einige von meinen Schreibetafeln; es war nicht mehr nöthig, um von ihr die Nachrichten zu erhalten, welche der Leser weiter oben gefunden hat. Sie setzte sogar noch Einiges von der Unterredung hinzu, die sie mit ihrem unglücklichen Freunde gehabt hatte. Ich hätte dies Vertrauen nicht nöthig gehabt; denn ich hatte die Nachricht von dieser Unterredung von der Handschrift des Stenographen (der mit Abkürzungen schreibt) und der Leute abgeschrieben, welche man dazu bestellt hatte, alles genau zu sammeln. Doch war es mir nicht unangenehm, diese Erzählung durch Eine der Hauptpersonen bestätigt zu sehen. Wenn der Leser in dem, was folgt, nicht allen den Zusammenhang fin-

det, dessen ein Bericht fähig ist, so darf er nicht vergessen, daß er von dem abgeschrieben ist, was Leute niedergeschrieben haben, welche alles durch Oeffnungen mit anhörten, die man in die Mauern oder anderswo gemacht hatte: denn ich weiß nicht, wie man dabei verfahren ist; ich kann nichts an dieser Erzählung ändern, die man in der Eile gemacht und Wort für Wort niedergeschrieben hat. Ich will bloß bemerken, daß wahrscheinlich der Consul Befehl gegeben hatte, alle mögliche Vorsicht anzuwenden, um kein Wort von dem zu verlieren, was bei dieser Unterredung gesagt oder gethan werden würde.

Ich lasse nunmehro die Spione schreiben.

„Vor der Ankunft der Dame gieng Pichegru in der Stube herum; er sah eine zeitlang durch seine Gitter; darauf setzte er sich an den Tisch, um zu schreiben; er hatte weißes Papier und zwei bis drei voll geschriebene Blätter vor sich. Nach einigen Minuten Nachdenken fieng er an zu schreiben. Er schien mit seiner Arbeit zufrieden zu seyn, die er ganz sachte bei jeder Phrase wieder durchlas. Auf einmal ließ sich der Schlüssel im Schlüsselloche vernehmen. Er steht sogleich auf, rollt seine beschriebenen Blätter zusammen

und steckt sie in sein Tuch, das er sich um den Hals bindet. Er gerieth in großes Erstaunen, als er hinter den Kerkerknechten eine Dame bemerkte, die er sogleich erkannte. Wie! Sie, Madame, an diesem Orte! Welcher Gott hat Ihnen seinen Beistand gegeben, daß Sie haben bis zu mir durchdringen können? Die Dame war zu gerührt und fiel in Ohnmacht. Sie waren allein; denn man hatte die Thüren zugemacht. Pichegru wollte um Hülfe rufen, als diese Dame ihn zurückhielt. Nachdem sie wieder zu sich gekommen war, warfen sie sich einander in die Arme, ohne sprechen zu können. Als sie ruhiger waren, sagte sie zum General: endlich sehe ich Sie wieder, dies Glück ist so groß, daß ich kaum daran zu glauben wage! — Aber sagen Sie mir, wer hat Ihnen die Erlaubniß verschafft, bis zu mir zu gelangen, da sie doch meiner ganzen Familie verweigert ist? — Kann man uns nicht hören und kann man nicht verstehen, was wir sprechen? — Ich glaube nicht; die Dicke der Mauern . . . doch wollen wir der Thüre nicht nahe kommen. — Sie fragen mich, wer mir die Erlaubniß verschafft haben kann, hierher zu kommen? Mein Freund! ich hatte bei dem Großrichter darum angesucht und nichts erhalten. — Ich glaube es wohl; er hat strenge Befehle; er ist übrigens ein

Heuchler, der des Herrn, dessen beständiger Ohrenbläser er ist, ganz würdig ist. — Da ich nicht wußte, was ich anfangen sollte und Sie doch durchaus sehen wollte, so wagte ich es, um eine Audienz bei dem ersten Consul anzuhalten. Ich bekam sie bewilligt. Nachdem ich ihm mein Gesuch vorgetragen und die verschiedenen Fragen beantwortet hatte, die er an mich that, erhielt ich die Erlaubniß, Sie zu besuchen. — Das ist unmöglich, Madame! Der Feige weiß nichts von den Gefühlen der Freundschaft! Es giebt Versprechungen, Bedingungen; er hat ein Interesse dabei. — Sprechen Sie leiser, ich will Ihnen alles mittheilen, allein zuvor sagen Sie mir, wollen Sie denn nichts thun, um sich aus dieser unseligen Verlegenheit zu reißen? — Madame! Man thut in seinen Meinungen keine Rückschritte; die Meinigen sind bekannt: was für ein Loos mich auch erwartet, ich werde mich immer gegen den arglistigen Charletan erklären, der nur zu lange schon an dem Unglücke meines Vaterlandes und an jenem von ganz Europa Schuld ist. — Ich will Ihre Meinung nicht bestreiten; Sie wissen, daß ich mir über solche Arten von Gegenständen immer Stillschweigen aufgelegt habe, aber ich frage Sie, wollen Sie nicht einige Schritte bei Ihrem Feinde thun? — Wie? Ich! — Leise,

mein Herr! ich mache Ihnen keinen Vorschlag, ich kenne Ihre Grundsätze, aber erlauben Sie wenigstens, daß Ihnen die Freundschaft, ob Sie schon überzeugt ist, daß ihr ihr Vorhaben nicht gelingt, einige Auskunftsmittel zeige. — Madame! Es giebt für mich keines in dem Sinne, in dem Sie meinen. Wie? Ich! Um mein Daseyn auf einige Tage zu verlängern, das doch endlich ein Ende hat, soll ich an einem einzigen Tage ein fleckenloses und vorwurfsfreies Leben besudeln; ich sollte vor den Augen der Welt das Mitleid eines Treulosen anflehen, den ich ihr als den Gefährlichsten und Niederträchtigsten aller Menschen geschildert habe? Ich will gern glauben, Madame, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen, und daß Sie mich nie einer solchen Schändlichkeit für fähig gehalten haben."

„Die Liebe zu meinem Vaterlande, die Ehre und meine Grundsätze haben zwischen mir und Bonaparte eine eherne Scheidewand errichtet. Er will mein Blut und seine Person ist mir ein Greuel. Er weiß es, aber was er nicht weiß, ist, daß wenn er dies Blut vergießen will, nach welchem er dürstet, er mir zu Richtern Henker, wie er, geben muß. Wenn die Richter, die Wachen, die Zuhörer, selbst seine Trabanten nur noch einen Funken von Menschlichkeit und Vaterlandsliebe be-

sitzen, so stehe ich für meine Sache; es hat seine letzte Stunde geschlagen. Sehen Sie, fuhr er fort, indem er sein Halstuch aufriß und die Papiere herauszog, die er darin versteckt hatte. Hierin befindet sich die Masse aller der Schandthaten, die er von der Belagerung von Toulon an bis auf den heutigen Tag, sowohl in Italien als in Frankreich, begangen hat. In voller Gerichtssitzung will ich den Meuchelmörder entlarven; ich will alle meine Kräfte zusammen nehmen, ich will meine Beredtsamkeit verdreifachen und auf mein Geheiß sollen Frotté, Hoche, Enghien, Kleber aus ihren Gräbern hervorgehen. Der Erste wurde feigerweise erwürgt, unter dem Vorwande einer Unterredung, der Zweite vergiftet, der Dritte gemeuchelmordet und der Letzte durch einen Dolchstich niedergestoßen. Zu diesen vier berühmten Schlachtopfern werden sich die unglücklichen Einwohner gesellen, die zu Lodi, Pavia, Venedig und in den Marken erschossen worden sind; in ihr Geschrei wird sich jenes der Franzosen mischen, die auf den Felsen von St. Roch mit Kartätschenkugeln niedergeschossen worden sind. Ich will die Zuhörer in die zahlreichen Kerker und Gefängnisse der Hauptstadt und des Reichs führen. Wird man da, ohne für sich selbst zu zittern, jene Menge von Unschuldigen sehen, welche

ein Ungeheuer daselbst auf einander häuft? Nein! Madame, solche Wahrheiten reißen den großen Haufen mit fort und wer sie mit Feuer darzustellen versteht, der ist stets seines Sieges gewiß. — Glauben Sie, mein Herr! daß man Ihnen nicht Stillschweigen gebieten wird? Sollte Bonaparte Ihre Absicht nicht im voraus gemerkt und deshalb Befehle gegeben haben? — Er weiß nichts von meinem Entwurfe; man hat mir acht Blätter Papier gegeben, die ich zwar beschrieben oder unbeschrieben zurückstellen muß, allein ich habe mir dergleichen noch von einer andern Seite zu verschaffen gewußt. — Ach! sind Sie nicht in Besorgniß, daß man Sie durchsucht, daß man Ihre Sachen nachsieht? — Man hat diese Durchsicht schon mit mir vorgenommen; auf jeden Fall muß man mich eher ermorden, als man mir diese Schrift entreißet. — Aber, mein Herr! ehe Sie zu diesen äußersten Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, giebt es nicht noch Andere? . . . . ."

„Der General steht schnell auf und faßt seine Freundin bei der Hand; halt, meine Liebe! Vergebens zaudern Sie; Sie haben mir etwas mitzutheilen; man hat Sie nicht bis hierher gelassen, ohne Bedingungen damit zu verbinden, man läßt uns ohne Zeugen; man hat die Thüre zugemacht, aus Furcht uns lästig zu fallen: dies ist mehr als

hinreichend, mich zu überzeugen, daß Sie mir etwas zu sagen haben. Verheimlichen Sie nichts vor mir; ich bitte Sie, Ihren Auftrag auszurichten, von welcher Art er auch seyn mag. — Ja! mein Herr! weil ich es Ihnen gestehen muß; ich habe Ihnen etwas zuzustellen; aber schwören Sie bei Ihrer Ehre, daß Sie mich ruhig anhören, mich nicht unterbrechen, das Billet lesen, das ich Ihnen übergebe, und es mir darauf, unterzeichnet oder nicht, wiedergeben wollen. — Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre alles, was Sie verlangen, weil Sie mir die Freiheit lassen, meine Unterschrift zu unterzeichnen oder auszuschlagen. — Mein Freund! Ich bin selbst eine Staatsgefangene; ich mußte dies erwarten, als ich um die Erlaubniß nachsuchte, Sie zu sehen, allein dies Unglück wird mir reichlich durch das Vergnügen vergolten, das ich jetzt genieße. Ich habe also diese ausgezeichnete Gunst nur unter der einzigen Bedingung erhalten, Ihnen dies Billet zu überreichen, und Sie dahin zu bringen, es zu unterzeichnen. Man rechnet viel auf meine Bitten bei Ihnen und auf unsere alte Freundschaft. Ich habe alles versprochen, aber, mein würdiger Freund! ich beschränke mich jetzt darauf, Ihnen diese Schrift zu überliefern; ich setze kein Wort zu ihren Gunsten oder gegen dieselbe hinzu; Sie haben mir es geschworen."

„Pichegru nahm das Billet, las es mit einem verächtlichen Lächeln durch und überreichte es ihr wieder, indem er sagte: Ach, Madame! Was für Erinnerungen erweckt diese Schrift in mir! Sie ist von ihm; sie würde ein tödlicher Stoß seyn, aber die Freundschaft gestattet mir nicht, sie zu behalten; ich würde Sie unglücklich machen. — Und sich auch, mein Herr! man würde zu dem Aeußersten schreiten, um Ihnen dies so wichtige Billet wieder aus den Händen zu reißen. — O die feige Memme! er hat mich nach sich beurtheilt. — Ihr Schwur, mein Herr! ich breche den Meinigen nicht. — Sie haben recht. Und Sie, meine Freundin! Sie, Ihrer Freiheit beraubt, und zwar meinetwegen, dies neue Unglück . . . Warum Unglück? Ich bin Ihnen ja hundert Stunden näher, rechnen Sie dies für nichts? — Edelmüthiges Weib! Sagen Sie mir, wie wollen Sie ihm sein Billet wieder zustellen? — Ich werde es nie jemand anders geben, als ihm selbst. Was er auch befehlen mag, ich werde Gelegenheit haben, mit ihm selbst zu sprechen. Vielleicht erhalte ich etwas; die Umstände können mich begeistern. — Sie haben recht; Ehre, Muth und Hoffnung, das ist mein Wahlspruch. — Mein würdiger Freund! ich (indem sie ihm die Hand drückt) verlasse Sie. — Thränen rollten ihnen

aus den Augen. Sie pochten an die Thüre; man öffnete sie und sie trennten sich."

Als wahr bescheinigt, D. V. V. *)

Der nämliche Aufseher, der sie in die Conciergerie gebracht hatte, führte sie auch wieder in ihr Gefängniß in die Straße Vaugirard zurück. Hier erwartete sie eine Scene anderer Art. Sie fand ihre vorige Unglücksgefährtin wieder. Ach! Madame, redete sie diese an, indem sie in Thränen ausbrach, wie sehr beklage ich Sie, wenn man Sie gemartert hat, wie mich! Die Grausamen! Ich habe ihnen alles eingestanden, was sie wissen wollten; ihre Barbarei ist noch nicht zufrieden. Sie verlangen, ich soll ehrliche Leute in Gefahr stürzen, welche ich bloß als treue Diener des Königs kenne. Nein, Madame! ich ziehe den Tod der Schande vor. Sie beklagen mich nicht, ich sehe es; Sie hegen gegen mich Verdacht, den vielleicht die abscheulichen Machinationen rechtfertigen, die jetzt die Regierung braucht, um eine Menge rechtlicher Leute zu Grunde zu richten. Sie lassen mir keine Gerechtigkeit widerfahren, und berauben mich des süßen Vergnügens, meinen Kummer in den

---

*) Vielleicht der Hauptspion Viel?

D. Ueb.

Schooß einer wahren Freundin auszuschütten und daraus Trost zu schöpfen.

Die Freundin Pichegrus, welcher die Comödie anfieng Langeweile zu machen, gab ihr ganz trocken zur Antwort: Mein Kummer, Madame! ist nicht von der Art, daß er sich mittheilen läßt; den Ihrigen verlange ich nicht zu wissen. Darauf gieng sie in das Zimmer, das man ihr angewiesen hatte. Wahrscheinlich schrieb die gefährliche Comödiantin an ihre Obern, sie wäre auf ihrem Posten unnütz: denn den andern Tag holte man sie unter dem Vorwandte ab, sie in ein anderes Gefängniß zu bringen. Diese Anekdote ist eine köstliche Lehre für die, welche das Unglück in die Staatsgefängnisse führt. Sie beweiset ihnen, wie vorsichtig sie bei den Verbindungen, die sie darin machen, und wie zurückhaltend sie in ihren vertraulichen Mittheilungen seyn müssen.

Den Tag nach der Unterredung mit Pichegru kamen S. und D. *) in einem Wagen, holten die Dame ab und brachten sie nach St. Cloud. Man führte sie zum ersten Consul, der sie in seinem Cabinette empfieng. Nach den Nachrichten,

*) Vielleicht Savary und Dubois. Der Letztere war damals Polizeipräfekt.

D. Ueb.

die sie mir zu Dijon mittheilte, will ich die Scene beschreiben, bei der ich nicht zugegen war, indem ich bei Herrn M.... *) in den Tuilerien geblieben war.

Kaum war diese Dame eingetreten, so fragte sie der erste Consul mit einem sardonischen Lächeln: Nun, Madame! Hat Ihr Freund Ihnen den Verlust Ihrer Freiheit mit einigen Gefälligkeiten vergolten? hat die Freundschaft Wunder gethan? In diesen beiden Fragen herrschte ein so auffallender Ton von Beleidigung und Verachtung, daß diese unglückliche Frau ganz zu Boden geworfen war.

Wie? setzte er grausamer Weise hinzu: Sie antworten nicht? Nun ich sehe wohl, daß Sie mir keine guten Nachrichten zu hinterbringen haben! Seyn Sie ruhig; nie hat Ihr Freund mir ein Vergnügen machen wollen. Es ist wirklich ein Unglück für ihn. Was hat er Ihnen denn gesagt? Verheimlichen Sie mir nichts, ich bin an seine Lobeserhebungen gewöhnt.

Sie gab ihm keine andere Antwort, als daß sie ihm sein Billet wieder überlieferte. Er nahm sich nicht die Mühe, es zu öffnen; er warf es auf

---

*) Murat.

D. Ueb.

sein Schreibepult, vergaß nunmehro, was er seiner Würde schuldig war, setzte die Ehrfurcht bei Seite, die dem Unglücke gebührt, und fuhr fort, auf eine unwürdige Art Pichegrus Freundin zu verspotten. Wenn Sie in Ihrer Jugend, sagte er zu ihr, nicht mehr Gewalt über das Herz Ihres Freundes gehabt haben, so zweifle ich, daß er den Kummer verdient, den er Ihnen jetzt verursacht. Es giebt in der That Männer, die an Undankbarkeit alles übertreffen. Aber ich vergaß Sie zu fragen, ob Sie auch meine Sache, oder vielmehr die Ihrige und die Seinige gut vertheidigt haben? Wie! Sie sind wie versteinert! Dieser Mensch sollte sie trotzig behandelt haben? Vielleicht sind Sie ein andermal glücklicher und er entließ sie.

Von dem Spotte des ersten Consuls tief erschüttert, seufzte sie nach dem Augenblicke, wo sie allein seyn könne, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen. Da sie sich niemand folgen sah, so glaubte sie sich frei, allein diese Hoffnung wurde ihr bald geraubt: kaum war sie im ersten Hofe, so kam ihr ehrloser Führer und bot ihr seinen Arm in einem honigsüßen Tone an. Sein Anblick machte augenblicklich einen solchen Eindruck auf sie, daß sie vor Schrecken laut aufschrie. Der Heuchler suchte ihr Muth zuzusprechen, allein sie hörte ihn nicht ein-

mal an. Sobald sie in dem Wagen war, überließ sie sich ganz ihrem Schmerze; sie vergoß Thränen in Menge. Ein doppelter Gegenstand des Schreckens vermehrte noch ihre Besorgnisse. Wo führte man sie jetzt hin? Was wollte man mit ihr machen? Doch als sie zu Paris anlangte, schlug man den Weg über den Boulevard ein, darauf fuhr man nach der Straße Vaugirard; jetzt wurde sie etwas ruhiger. Als sie in ihrem Gefängnisse ankam, fand sie ein neues Gesicht: es war ein Mädchen von ungefähr dreißig Jahren, das zu ihrer Bedienung bestimmt war. Dies Mädchen war gutmüthig, sanft und ohne Falsch. In diesem Hause blieb Pichegrus Freundin sieben und vierzig Tage lang, und hatte alle Ursache mit ihrem Dienstmädchen zufrieden zu seyn. Sie lebt jetzt mit ihr zu Puy-en-Velay: denn als diese Dame das Gefängniß de la Force verließ, wo man sie dreizehn Monate unter einem fremden Namen festhielt, ließ sie dies Mädchen aufsuchen und nahm sie mit sich.

An dem Abend des Tages, wo diese Dame die Unterredung mit Pichegru hatte, erhielt Bonaparte, wie er es verlangt hatte, die ausführliche Nachricht von ihrer Unterhaltung; sein Adjutant händigte sie ihm ein, aber es war nicht die Urschrift, sondern eine bloße Abschrift, in der man

alle beleidigende Ausdrücke des Generals Pichegru gemildert hatte. Er bemerkte es, weil das Papier reinlich war, die Ausdrücke in Ordnung und die Wörter ohne Abkürzungen waren. Dies ist, sagte er zu seinem Adjutanten, nicht die Handschrift des Stenographen; gehen Sie geschwind wieder zum Großrichter und sagen Sie ihm, ich verlange die Urschrift und nicht seine Arbeit.

Nach einer halben Stunde kam der Adjutant mit der verlangten Urschrift zurück. Der erste Consul hatte sich damals mit Mürat eingeschlossen und mir Befehl gegeben, ihm sogleich das Packet einzuhändigen, das der Adjutant brächte. Er theilte es nicht einmal sogleich dem General mit. Den andern Tag hielt er einen geheimen Staatsrath, wo bloß drei Personen, die Herren C. M. M. *) zugegen waren. Man beschloß, Pichegru nicht vor Gericht erscheinen zu lassen; seine Kühnheit, seine Beredtsamkeit und seine seltene Unerschrockenheit könnten den ersten Consul und die Sicherheit des Staats gefährden, und es wäre dringend nothwendig, das Uebel an der Wurzel anzugreifen. Dann wurde Pichegru einmüthig zum Tode im Gefängnisse verurtheilt. Eine Zeitlang setzte sie die

---

*) Vielleicht Cambaceres, Mürat und Maret.

D. Ueb.

Art des Todes in Verlegenheit. Bonaparte durchhieb den Knoten, indem er sagte: „meine Herren! es ist für mich genug, daß Sie den Ausspruch gethan haben, dieser Verschwörer dürfe um des Besten des Staats willen nicht öffentlich unter Henkershand sterben. Ich werde schon für Mittel sorgen, ihn heimlich und ohne Geräusch los zu werden. C. und M. machten die Bemerkung, daß man diese Sache je eher desto lieber beendigen müsse, denn bei einem solchen Manne sey viel zu besorgen; besonders drang der Letztere darauf, daß man es so einrichten müsse, daß das Publikum glaube, Pichegru habe sich selbst ermordet. Ich will noch mehr thun, sagte der erste Consul, ich will, daß ein Protocoll den Selbstmord bescheinige, und daß ihn ganz Paris ohne Verzug erfahre.

Den Tag darauf berathschlagte sich Bonaparte mit S. und M. über die Mittel, den gestern gefaßten Entschluß auszuführen. S. that den Vorschlag, vier Gensdarmen auszusuchen, sie tüchtig zu bezahlen und sie um Mitternacht in Pichegrus Gefängniß zu schicken, dann sollte man ihn unter dem Vorwande, ihn anderswohin zu schaffen, in die einsamsten Gänge führen und hier sollten ihn die Gensdarmen unvermuthet niederstoßen; hierauf sollte man ihn wieder in sein Zim-

mer tragen und neben ihm einen mit Blut gefärbten Dolch liegen lassen, um seinen Selbstmord wahrscheinlich zu machen.

M.... verwarf diesen Vorschlag lebhaft, und versicherte, kein Gensdarme werde sich jemals zu seiner Ausführung brauchen lassen. S. führte ihm die Sache mit dem Herzoge von Enghien an. — Das war etwas anderes, versetzte M.... Die Sache mit dem Herzoge von Enghien war eine Militairhinrichtung nach einem gesprochenen Urtheile, und wurde durch ein Peloton unter dem Befehl eines Offiziers zur Ausführung gebracht. Ein feines Gift scheint mir das Beste zu seyn. Der erste Consul hörte schon gar nicht mehr darauf, sondern gieng im Zimmer herum. Dann kehrte er zu ihnen zurück und sagte: „Geben Sie sich weiter keine Mühe. Pichegru wird diese Nacht erdrosselt, und zur Ausführung dieses Entwurfs habe ich die Leute gefunden, wie ich sie brauche. Ich gebe Ihnen auf, sie zu errathen." Auf ihr Geständniß, daß sie nicht wüßten, auf welche Leute sie rathen sollten, gab er ihnen zur Antwort: nun wohl! ich will vier von meinen Mamelucken zu ihm schicken. Ich habe Mehrere, die kein Wort französisch sprechen; übrigens will ich sie schon zum Schweigen bringen. Die beiden strafbaren Schmeich-

ler gaben der erfinderischen Grausamkeit des ersten Consuls ihren Beifall.

Noch in derselben Nacht um 1 Uhr wurden vier starke Mamelucken, an deren Spitze sich vier Beiläufer der hohen Polizei befanden, auf eine höchst geheime Art ins Innere der Conciergerie gebracht; man hatte dafür gesorgt, von dem Orte dieser Greuelthat alles zu entfernen, was den Lerm hätte hören und dahin laufen können. Die Obermeuchelmörder wurden in den Zugängen aufgestellt, wo sie den Ausgang abwarteten.

Kaum hatte sich die Thüre von Pichegrus Gefängniß geöffnet, so stürzten die vier halbbetrunkenen Mamelucken auf ihn los. Bei dem Getös der Riegel war er aufgestanden. Er schlief in Unterhosen. Um seinen linken Schenkel war das Halstuch gewickelt, in dem sich seine kostbaren Papiere befanden. Ob er schon von seinen Meuchelmördern unerwartet überfallen worden war, so balgte er sich doch mit ihnen herum; sie hatten alle Mühe von der Welt, ihm die unselige Schlinge um den Hals zu ziehen. Der Unglückliche hatte bloß ein- bis zweimal geschrien, ehe ihn seine Henker erstickt hatten. Als die Obern anlangten, und fest überzeugt waren, daß er nicht mehr lebe, warfen sie den Leichnam aufs Bette, nahmen das Halstuch, das seine Papiere enthielt, und suchten

alles genau durch. Endlich machten sie aus dem nämlichen Halstuche eine Art von Strick, den sie dem Leichname um den Hals schlangen, und wickelten ihn um einen Senftenstab, als wenn sich der Unglückliche selbst ermordet hätte. Den andern Tag erschrack der Thürschließer, der nichts von dem Geheimnisse wußte, beim Anblicke des auf seinem Bette erdrosselten Generals. Er unterrichtete sogleich den Stockmeister davon; dieser that, als wenn er davon überrascht wäre, und ließ es Leuten melden, die es eben so gut wußten, als er. Ueber dies Ereigniß wurde ein Protocoll aufgenommen, das man im voraus in einer geheimen Zusammenkunft verabredet hatte, und noch an demselben Tage las ganz Paris in den Zeitungen, der General Pichegru habe sich in seinem Gefängnisse mit seinem Halstuche und einem Knebel erwürgt. So endete der Sieger von Holland *). Vier un-

*) Den 6. April 1804 fand man ihn des Morgens todt in seinem Bette, und den 8. las man im Moniteur folgenden Bericht: „den 5. April legte sich Pichegru um Mitternacht zu Bette. Kaum war der Aufwärter weggegangen, so langte er unter seinem Kopfkissen ein versteckt gehaltenes schwarzes seidnes Halstuch hervor, band sich dasselbe um den Hals, befestigte an die beiden Enden desselben ein bei Seite gebrachtes Holz und drehete es so lange an dem drü-

glückliche Afrikaner kürzten die Tage eines Mannes ab, der vermittelst seines Genies und seines Muthes Frankreich und seinem Könige trefliche Dienste leisten konnte. Ich weiß nicht, ob das, was mir mein Freund M. von L.... erzählt hat, wahr ist; er schwur mir zu, die nämlichen vier Mameluckenwären in der darauf folgenden Nacht auf der Ebene von Grenelle erschossen worden. Ich habe bloß von einem Lieutenant der Compagnie erfahren, daß ihr seit acht Tagen sieben Mann fehlten; allein er wußte nichts weiter davon, und ich fand nicht für gut, ihm mehr Auf-

sigen Theile des Halses herum, bis der Athem stockte; nun befestigte Pichegru das Holz hinter dem Ohre und legte sich auf dasselbe, um zu verhinders, daß diese Art von Knebel losgehe. Pichegru war etwas fett, sehr vollblütig und hatte stark zu Nacht gegessen, und so war es unvermeidlich, daß er zuletzt in dieser Lage den Tod fand, den er suchte." Niemand war bei diesem Vorfalle zugegen gewesen, und doch wollte man alles genau wissen. Kunstverständige behaupteten, es sey unmöglich, daß sich ein Mensch bis zum Stocken des Athems würge, und dann noch so viel Besinnung behalte, um sich den Knebel hinter das Ohr zu stecken und sich darauf zu legen. Schon damals behauptete man ziemlich allgemein, daß die Regierung den Gen. Pichegru habe ermorden lassen.

D. Ueb.

schluß über den Gegenstand meiner Neugierde zu geben.

Indessen erschien Bonaparte, der nunmehro nur zu gewiß wußte, daß sein gefährlicher Gegner nicht mehr lebe, weit ruhiger, aber er konnte seine Unzufriedenheit nicht gegen die Verfasser des Protocolls verbergen. Ihre Agenten, sagte er zu D....... *), sind die dümmsten und unwissendsten Menschen von der Welt. Die Art, wie sie den Selbstmord erzählen, beweiset gerade seine Unmöglichkeit. Wie kann man Andern weis machen wollen, daß sich jemand ein Tuch um den Hals wickele und sich selbst erdrossele. Sobald das Tuch die Drosselader zusammengepreßt hätte, ist es dann nicht bewiesen, daß der Mensch nicht so viel Kraft mehr hat, seinen Selbstmord zu vollenden? Wäre es nicht natürlicher gewesen, man hätte bloß gesagt, er habe sich in seinem Gefängnisse erhängt? Wenn dieser dumme Streich ein Werk der Bosheit

*) Vielleicht Desmarets, Chef einer Division der Polizei, welcher eigentlich Polizeiminister war, wie Pichon in seinem Werke: de l' état de la France sous la domination de Napoléon Bonaparte. Nouvelle éd. revue et corrigée. Paris 1814. S. 49. sagt.
D. Ueb.

ist, so werde ich es gewiß erfahren, ich versichere es Sie.

Wie es hiermit aber auch seyn mag, seinen Entwürfen konnte sich nunmehro nichts mehr widersetzen. Moreau reisete nach der neuen Welt ab, Pichegru war nicht mehr; die Royalisten bestiegen das Schaffot, und das Blut des Herzogs von Enghien hatte alle Jacobiner um den Ehrgeitzigen vereinigt. Die meisten auswärtigen Höfe bedurften der Ruhe und erwarteten bloß den Ausgang von Moreaus Prozesse, um sich zu Gunsten des neuen Kaisers zu erklären und ihn unter diesem Titel anzuerkennen. In allen Cabinetten gab es Minister, welche an die Sache des Consuls verkauft waren. Bloß ein nordteutscher Hof kostete dreißig Millionen und diese unglaubliche Feilheit dieses Cabinets war die Hauptursache von Bonapartes Hasse gegen dieses Land, das er in der Folge zum Raube der gehässigsten Bedrückungen machte. Die Minister dieses Hofs waren, ich kann es nicht leugnen, von einer Strenge und Härte ohne Beispiel. Der Consul war über ihr Benehmen erbittert, allein es war noch nicht Zeit, loszubrechen, und doch, wenn der Briefwechsel seines Gesandten aufgefangen worden wäre, so würde dieser Hof die Gesinnungen des neuen Kaisers gegen sich deutlich gesehen haben. Unter dem 14. Germinal des 12.

Jahres (4. April 1804) schrieb er an seinen Gesandten: „Sie erhalten einen Strom von Gold; feuchten Sie diese Schwämme an, weil es seyn muß, aber seyn Sie auch versichert, daß Sie mir für die Zukunft ein sehr angenehmes Vergnügen vorbereiten, nämlich das, Ihnen zu beweisen, daß ich ein sehr gutes Gedächtniß habe."

Den 12. Floreal (2. Mai 1804) arbeitete ihm sein Secretair eine Rede aus, die er in einem geheimen Ausschusse zu St. Cloud den 17. des nämlichen Monats (den 7. Mai) hielt. Dieser Ausschuß bestand bloß aus drei und vierzig Personen, die alle aus den ersten Staatsbehörden, besonders aus dem Senate, ausgewählt waren. Hierunter hatte man Anführer eingeschoben, die alles leiten sollten. Der Consul, der sich seit acht Tagen tüchtig vorbereitet hatte, hielt in dem demüthigsten Tone folgende Rede:

„Meine Herren!

„Indem ich Sie um mich versammle, habe ich keine andere Absicht, als Ihre Meinungen über ein Ereigniß zu erfahren, dessen Erfolge den Ruhm, die Ruhe und das Glück unsers Vaterlandes sichern sollen. Seit langer Zeit schicken die Hauptstadt und die Departements Zuschriften an mich ein, deren deutlich ausgedrückter Wunsch dahin geht, die

Regierung in einer einzigen Familie vereinigt zu sehen."

„Wenn man ihnen Glauben beimessen darf, so würde ein einziges Oberhaupt, das nach den Verfassungen der Republik erwählt wäre, und bei dem der Wunsch des französischen Volks zu Rathe gezogen würde, und an das sich alle übrige Gewalten anschlössen, auf immer den Zielpunkt des Ehrgeitzes vernichten, die strafbaren Hoffnungen vereiteln und dem Staate mehr Festigkeit geben und den fremden Höfen eine sicherere Gewähr leisten."

„Die Meinung meiner Mitbürger, die gegen mich allzugütig ist, überhebt mich der Nothwendigkeit, Ihnen die Vortheile einer erblichen Gewalt zu entwickeln, die durch weise und geheiligte Gesetze gemildert wäre. Ja! meine Herren! unter allen Arten von Bitterkeiten, die mich jetzt treffen könnten, würde es ohnstreitig die größte seyn, wenn man mich nur einen Augenblick wegen ehrgeitziger Plane in Verdacht hätte. Bei diesem einzigen Gedanken fühle ich, daß sich mein Herz schmerzhaft zusammenzieht. Doch bin ich ehrgeitzig; ja, meine Herren! ich bin es; ja, ich wünsche lebhaft, Frankreich im ersten Range der europäischen Mächte zu sehen; es im Innern ruhig, von aussen geachtet und von jedem gefürchtet zu erblicken, der es wagt, sich für seinen Feind zu erklären. Zur

Erreichung dieses großen Zweckes giebt es nichts, was ich nicht unternähme, besonders wenn ich die süße Ueberzeugung habe, daß Sie mich mit Ihren Einsichten und Ihrem Rathe unterstützen. Das ist, meine Herren! der einzige Ehrgeitz, der mich verzehrt: ein köstliches Gefühl, dem ich mich mit Vergnügen überlasse, und dem ich im Nothfalle meinen letzten Blutstropfen zum Opfer bringen will."

„Diese ehrenvolle Gesinnungen theilen Sie ohne Zweifel mit mir, und ich wage es, Sie um einen recht einleuchtenden Beweis davon zu ersuchen. Als erste Obrigkeit des Staats bitte ich Sie, meine Herren! mich bei Ihren Entscheidungen zu vergessen. Bei einem so wichtigen Entschlusse darf weder meine Würde, noch die geringen Dienste, die ich meinem Vaterlande geleistet habe und die mir Ihre ehrenvolle Achtung erworben haben, irgend einen Einfluß haben. Ihre Meinung muß ganz frei und unabhängig seyn; sie muß aus der Aufrichtigkeit Ihres Herzens, der Reinheit Ihrer Grundsätze und besonders aus der heiligen Theilnahme hervorgehen, welche jeder von Ihnen an dem Besten des Staats nehmen muß. Kehren Sie, meine Herren! zu Ihren Collegen zurück; unterrichten Sie dieselben von meiner Gesinnung; sagen Sie Ihnen, daß das Individuum, wer es

auch sey, nichts ist, wenn es auf das allgemeine Wohl ankommt. Ersuchen Sie dieselben, die verschiedenen verdienten Männer, welche Frankreich gegenwärtig besitzt, genau durchzugehen und sorgfältig zu prüfen. Wenn sie darunter einen Würdigern als mich antreffen, das Staatsruder zu führen, so versichern Sie sie, daß ich ihm dasselbe gern übergeben, daß ich der Erste, der seine neue Würde anerkennt, seyn und daß ich ihm mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln beistehen werde. Wenn es schön ist, an der Spitze der Gesetze des ersten Volks von der Welt zu stehen, so ist es nicht weniger rühmlich, demjenigen zu dienen, den die Nation zum Verwahrer dieser Gesetze gemacht hat."

Diese Rede, ein geschichtliches Denkmal von Napoleons Regierung, ist ein Meisterstück von Schlauheit und Ehrgeitz. Wenn der Ehrgeitzige in dieser Anrede bei jedem Worte durchblickt; wenn er sich bei jeder Aeußerung hervorhebt, sich vorschlägt, sich nennt, so geschieht es mit so viel Offenherzigkeit, mit so viel Aufrichtigkeit und mit so edlen Gesinnungen, daß man eingestehen muß, er verdiente das, was er gern glauben machen will, als wünsche er es nicht. Man muß sich in die Zeiten und an die Stelle zurück versetzen, um das ganze Verdienst dieser Rede einzusehen. Sie war

für den Senat eine offenbare Schlinge, welcher er unter den damaligen Umständen nicht ausweichen konnte. Diese Rede war nicht für die, welche sie bloß anhörten, eingerichtet, sondern die Zuhörer sollten ihren Inhalt auch ihren Collegen und in den Gesellschaften wieder erzählen. Bonaparte zeigte bei seinem Auftritte viel Salbung und Milde. Einige Züge wurden sogar mit vielem Feuer und vieler Würde vorgetragen. Nie wurde ein Redner schneller davon überzeugt, daß er den gehofften Eindruck gemacht habe. Kaum hatte er aufgehört zu sprechen, so konnten die Zuhörer ein leises Beifallsgemurmel nicht unterdrücken. Es war nicht der Beifall einiger dem Willen eines Herrn verkauften Hofleute, sondern der aufrichtige Ausdruck einer natürlichen, allgemein gefühlten Erschütterung.

Hr. R.... *), ein Geschöpf des Consuls, der insgeheim den Auftrag erhalten hatte, ihm zu antworten, brauchte damals weder erhabene Ausdrücke, noch viel Beredtsamkeit, um sich seines Auftrags zu entledigen. „Bürger Consul! sagte er, meine Collegen und ich versagen Ihnen heute eine Antwort, die nach Ihren so eben ausgedrückten

---

*) Vielleicht Röderer.

D. Ueb.

Gesinnungen sicher Ihre Bescheidenheit beleidigen würde. In einigen Tagen wird Ihnen der Senat in corpore diese Antwort überbringen, die Sie schon jetzt in den Zügen der um Sie her befindlichen Personen lesen können."

„Ich danke Ihnen, meine Herren! erwiederte Bonaparte: wie auch die Antwort des Senats ausfällt, er wird mich immer bereit finden, seinen Entscheidungen zu folgen, da ich fest überzeugt bin, daß sie immer zum allgemeinen Besten und zum Wohl des Staats ausfallen werden."

Es war darauf sogleich ein großes Gastmal. Bonaparte strahlte von Hoffnung und Zufriedenheit. Sein Zweck war erreicht und seine Absichten waren erfüllt. Zu seinem Unglück konnte er sich von der Rolle, die er spielen wollte, keine friedliche Idee machen. Der unermeßliche Raum, den er übersprungen, hatte ihn ganz verwirrt gemacht. Hierin war er zu entschuldigen. Es liegt in der Natur keines Menschen, nicht durch den Glanz einer Krone geblendet zu werden, wenn er nicht von Geburt zum Throne bestimmt ist. Ein klügerer Thronräuber als Napoleon hat diese Wahrheit bestätigt. Der Protektor von England sagte zu dem Lord Duncan: „ich kann die Last des Staats ertragen, allein der Glanz, womit

man mich umgiebt, ist mir lästig und erniedrigt mich."

Bonaparte, der für alle ruhigen Empfindungen unzugänglich war, konnte nicht wie Cromwell erniedrigt werden, weil dieser Letztere innerlich Vergleichungen zwischen dem, was er als rechtmäßiger König seyn müsse, und zwischen dem anstellte, was er als Usurpator sey. Da die Vergleichung nicht zu seinem Vortheile ausfiel, so entsprang daraus eine geheime Erniedrigung, die er mehrmals zu gestehen so offenherzig war. Bonaparte, engherziger und stolzer, als Cromwell, wagte sich nie mit den Königen zu vergleichen, deren Stelle er ersetzte. Dadurch vermied er die Erniedrigung, die daraus erfolgt seyn würde; allein er konnte nicht der Verlegenheit der einzelnen Umstände der Rolle entgehen, zu der er nicht geboren war. Ich schwöre es bei meinem Leben, daß Bonaparte alle seine Kräfte aufbot, um sich jenes Aussehen von Milde und Güte zu eigen zu machen, das unsern vorigen Königen so natürlich war, und wenn er auch nicht wünschte, aufrichtig, mild und freundlich zu seyn, so wollte er es doch scheinen und es denjenigen glaublich machen, die mit ihm umgiengen. Wenn etwas die Härte seines Benehmens und den strengen und höhnischen Laconism entschuldigen kann, so ist dies

seine moralische und physische Unmöglichkeit, sanfter, leutseliger und gesprächiger zu seyn.

Kaum hatte er den Thron Heinrichs IV. bestiegen, so bemerkte er, daß es ihm unmöglich sey, die geselligen Tugenden der Nachkommen dieses guten Königs anzunehmen, den er aus Aerger einen König fürs Bürgerpack, einen König des Lumpengesindels *) nannte. Augenblicklich glaubte er die milden Eigenschaften unserer ehemaligen Fürsten durch eine ganz entgegengesetzte Denkart zu ersetzen. An die Stelle ihrer Milde trat bei ihm eine höhnische Strenge; an die Stelle der Leutseligkeit ihrer Worte ein gezierter Laconism; an jene der Ungezwungenheit ihres Benehmens ein angenommenes Gebehrdenspiel; an die der Freundlichkeit ihres Zutrittes eine stolze und oft zurückstoßende Aufnahme; endlich glaubte er die Würde ihrer Befehle durch einen despotischen und immer unbedingt gebietenden Ton zu ersetzen.

Man macht Boileau den Vorwurf, es sey nie aus seiner Feder ein Vers des Gefühls geflossen; mit weit größerm Rechte läßt sich behaupten, daß aus Bonapartes Seele nie ein liebreicher und gefühlvoller Ausdruck gekommen ist, ausge-

---

*) Un roi bourgeois, un roi de la canaille.
D. Ueb.

nommen bei seinen studirten Rollen. Das heißt die Unverschämtheit bis aufs Aeußerste treiben, wenn man ihm Ausdrücke lieh, welche das Publikum mit so vieler Gutmüthigkeit bei den verschiedenen Schriftstellern gelesen hat, die diesem Eroberer einen Ruf machen sollten. Wie oft habe ich in dieser Hinsicht Beweise von der Niederträchtigkeit und der Unredlichkeit seiner Schmeichler gesehen! Ich machte mir das boshafte Vergnügen, ihnen Thatsachen zu erzählen, von denen ich allein Zeuge gewesen war, und die durchaus ganz unbedeutend waren, wenn sie ihm nicht vielmehr zum Vorwurfe gereichten. Einige Tage darauf hatte ich die Freude, daß meine kleinen Vertraulichkeiten dem Moniteur Stoff zu einem Aufsatze gegeben hatten. Die Sache war verschönert; es war davon weggeschnitten, sie war entstellt und alles war zum Vortheile des Götzen erzählt. Wenn diese kleinen Kunstgriffe der Schmeichlerclasse niemand schadeten, so begnügte ich mich damit, sie insgeheim zu verachten, allein ich wurde höchlich aufgebracht, wenn ich sah, wie die Schändlichkeit gewisser Hofleute grausame, beleidigende und gemeine Ausdrücke mit der Schattirung der Menschenliebe, der Größe und der Güte überkleisterte. Hierin haben sich, ich kann es nicht leugnen, seine Schmeichler ausgezeichnet.

Alle Welt kennt die Anrede, die man ihn an die Frau von Polignac halten ließ, als sie auf den Knien um die Begnadigung ihres Gemahls flehete. Das, was man den Consul thun läßt, ist in der That groß, edel, ja erhaben; allein man vergleiche es einmal mit dem, was er wirklich gesagt hat! Folgendes ist ein Auszug davon:

„Ich kann Ihrem Gatten, Madame! verzeihen; einige Gnadenbezeugungen zu Anfange meiner Regierung können mir nichts schaden.“ Hierauf setzte er zu diesen unklugen Aeußerungen noch folgende Worte von einer Grobheit hinzu, welche des Ranges unwürdig sind, den er sich angemaßt hatte: „diejenigen, die Ihren Mann und Gesellschaft brauchen, wissen wohl, daß sie wenig dabei wagen; denn wenn sie einigen Werth darauf setzten, so würden sie dieselben nicht in so dumm ausgedachte Anschläge verwickelt haben.“

Zur Madame Rochelle, welche ebenfalls die Begnadigung ihres Sohnes erhielt, sagte er: „Ihr Sohn ist ein Taugenichts; es ist ein Beweis, daß seine Eltern nicht viel taugen; die Kinder sind das, wozu wir sie machen.“ Nun, meine Herren! klatschen Sie Beifall, wenn es Ihnen möglich ist!

Ich bin es der Wahrheit schuldig, daß Bonaparte oft von solchen Täuschungen überrascht geschienen hat. Eines Tages sagte er zu dem Mar-

schall Duroc, der ihm den Moniteur vorlas: „man muß gestehen, mein lieber Duroc, daß die Hofleute eine Classe von Menschen sind, welche der Himmel ganz vorzüglich begünstigt. Sie sehen noch einmal so viel als Andere, sie hören sogar das, was nicht gesagt worden ist; denn ich gestehe, sie leihen mir da schöne Reden, von denen ich mich nie erinnere, ein Wort gesagt zu haben. Was willst du endlich? Zum größten Ruhme des Staats gebührt ihnen das Schlachtfeld."

An demselben Abende machte der Großstallmeister *) einen Gegenstand eines ziemlich treffenden Scherzes daraus: „meine Herren! sagte er, der Kaiser wünscht Ihnen aufrichtig zu Ihrem glücklichen Gedächtnisse Glück. Er dankt Ihnen, daß Sie eine Menge von schönen Worten nicht haben verloren gehen lassen, von denen es ohne Sie ihm nie eingefallen seyn würde, daß er sie gesagt habe. Glücklich sind die Fürsten, deren Freunde die Reden, die sie hätten halten können, errathen und bekannt machen!"

Die Scene war um so lustiger, da sich es die Hofleute einander sagten. Der Eine sagte: ist dies

*) Der Herzog von Vicenza (Caulaincourt).
D. Ueb.

Billet nicht an seine Aufschrift? Jeder warf den Ball seinem Nachbar zu, so schwer kam es ihm an, eine Niederträchtigkeit selbst dem unsittlichsten Geschöpfe einzugestehen.

Den Tag nach diesem geheimen Ausschusse zu St. Cloud gab Bonaparte die nöthigen Befehle zur Verfertigung aller eigenthümlichen Unterscheidungszeichen eines Kaisers; seine Gemahlin war damals zu Malmaison unpäßlich; er schrieb folgenden Brief an sie:

„Ich melde Ihnen, Madame und theure Gemahlin, daß Frankreich im Begriff steht, seine Schuld gegen mich abzutragen. In einigen Tagen wird Ihr Gemahl zum Kaiser der Franzosen ausgerufen werden. Fangen Sie an, von heute an, sich zu der Höhe des erhabenen Ranges zu erheben, den ich mit Ihnen theilen will. Wenn der Thron, auf dem Sie Platz nehmen werden, durch meine Siege der erste Thron der Welt worden ist, so verschaffen Sie mir das süße Glück, sagen zu hören, daß Sie würdig sind, neben den ersten Fürstinnen der Erde zu stehen. Bereiten Sie die Personen, die um Sie sind, zu dieser neuen Ordnung der Dinge vor. Die Kaiserin der Franzosen darf nicht mehr Madame Bonaparte, noch weniger die Gemahlin des ersten Consuls seyn.“

„Da dieser Brief keine andern Absichten hat, so bitte ich Gott, daß er Sie, Madame und theure Gemahlin, in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme."

Gegeben im Pallast zu St. Cloud den 18. Floreal *) im ersten Jahre unserer Regierung.

Ich will hier bemerken, daß er diesmal zum erstenmale von der Formel: Gott nehme Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz! Gebrauch machte. Man muß gewaltig von seiner künftigen Würde eingenommen seyn, wenn man so an seine Gattin schreibt.

Dieser Brief, der von der Urschrift abgeschrieben ist, beweist zweierlei: 1) daß Bonaparte der Gesinnung des Senats in seiner Hinsicht vollkommen versichert war; 2) dient er zum unwidersprechlichen Beweise, daß dieser Ehrgeitzige so begierig nach dem Genusse seiner neuen Würde war, daß er nicht einmal so lange wartete, bis ihm ein Senatsbeschluß den Titel Kaiser übertragen hatte, um die Benennung desselben anzunehmen und sein

---

*) Den 8. Mai 1804. und den 18. Mai wurde Napoleon zum Kaiser der Franzosen erklärt.

D. Ueb.

Haus der Ehrfurcht und der Achtung gemäß einzurichten, welche seinem neuen Range gebührte.

Gewiß, ja erstaunenswerth ist es, daß dieser Brief an Josephinen vom 18. Floreal des J. 12., und der organische Senatsbeschluß, der an Bonaparte den Kaisertitel überträgt, erst vom 28. des nämlichen Monats ist. Endlich krönte dieser so heiß erwünschte Tag den Ehrgeitz eines Mannes, der in der Folge nicht mit einem Throne zufrieden war.

Den 28. Floreal (18. Mai 1804) befand sich Bonaparte zu St. Cloud. Sein ganzes Haus hatte den Tag zuvor Befehl erhalten, auf seinem Posten in gehöriger Verfassung zu seyn. Seit vier bis fünf Tagen wiederholte der Consul häufig die Rolle, die er bei dieser wichtigen Gelegenheit spielen sollte.

Als der Senat beschloß, Napoleon Bonaparte den Kaisertitel zu übertragen, hatte er zugleich verordnet, sich auf der Stelle nach St. Cloud zu verfügen, um ihm denselben zu überreichen. Er machte sich also in Begleitung eines Truppencorps auf den Weg.

Der Senat wurde bei seiner Ankunft beim ersten Consul eingeführt. Der Präsident Cambaceres bewies ihm in einer ziemlich gedrängten Rede, daß sich Frankreich gegen ihn noch nicht

seiner Dankbarkeit entledigt hielte, und daß es sich glücklich schätze, daß er die Gnade haben wolle, die Kaiserkrone anzunehmen. Im Anfange der Rede hatte ich eine sehr schlechte Stelle; ich sah den Consul nicht. Es war mir zu viel daran gelegen, ihn in einem so feierlichen Augenblicke genau anzusehen, als daß ich nicht hätte eine bessere Stelle aussuchen sollen. Endlich gelang es mir. Ich befand mich bald im Angesichte des neuen Kaisers. Er stand mit entblößtem Haupte da; seine Haltung war steif und verlegen; seine rechte Hand hielt er auf dem Bauche; er hatte sie in den halb zugeknöpften Rock gesteckt; die Linke stützte er auf seine Hüfte; der obere Theil des Körpers hieng etwas hinterwärts, der Kopf stand in die Höhe und der Blick war stier. Bei jeder Periode der Rede, die man an ihn hielt, machte er mit dem Kopfe eine leichte Bewegung und drückte ungefähr aus, daß er dem Redner danke. Sobald dieser zu sprechen aufgehört hatte, erwiederte ihm der erste Consul: „er nähme den Titel an, welchen der Senat für den Ruhm der Nation für zuträglich halte.“ Er setzte hinzu: „alles, was zum Besten des Vaterlandes beitragen kann, ist wesentlich mit meinem Glücke verbunden.“

Wenn man an diesen letzten Ausdruck denkt, und sich alles des Unheils erinnert, das derjenige

angerichtet, der ihn geäußert hat, so schämt man sich, daß kein einziges Obergericht den Despoten weder an seine Pflichten, noch an seine Versprechungen bei der Annahme der Krone erinnert hat.

Kaum war der Senat fort, so fühlte sich Bonaparte leichter und nahm eine aufrechtere Stellung an; er schien eine Last los zu seyn. Ob er schon düster aussah, so blickte doch seine Zufriedenheit durch.

„Ich kann also nunmehro diesem Volke die Stellung geben, die ich ihm seit langer Zeit wünsche. Große Dinge werden zum Vorscheine kommen . . . Das Bündel ist gemacht . . .; es war der Stärkste.“

Was für eine Ideenfolge! Ich weiß nicht, was für eine Vorstellung er mit den letztern Worten verband; der Entfernung wegen konnte ich das Uebrige nicht hören. Die Veränderung, die auf einmal, nicht bloß an Bonapartes Person, sondern auch an allem dem, was sich ihm nähern mußte, vorgieng, war ein Schauspiel, das mit Recht die Aufmerksamkeit des Beobachters und des Philosophen verdiente. Seine vortreffliche Gemahlin entgieng dieser Veränderung auch nicht; sie sprach nicht anders, als mit Zurückhaltung und Würde mit ihm. Ich sah nicht mehr jene Ergießungen, die bloß auf ihre Rechnung kamen. Der

Tod des Herzogs von Enghien und Pichegrus, und die Verweisung Moreaus hatten einen furchtbaren Eindruck auf sie gemacht. Ihr Gemahl nahm in ihrem Herzen nicht mehr die nämliche Stelle ein; innerlich machte sie sich diesen Anstrich von unwillkührlicher Kälte zum Vorwurfe. Sie wollte die schrecklichen Erinnerungen vertilgen, aber ihre Mühe war vergeblich. „Sie sind immer da, sagte sie zur Frau von L.... *) indem sie die Hand aufs Herz legte; das Andenken an jene erhabenen Schlachtopfer verfolgt mich, meine Liebe, allenthalben hin. Wie schmerzt mich das! Ich will nicht mehr daran denken und doch kann ich es nicht. Der Anblick meines Gemahls erinnert mich immer an den Augenblick ihrer Hinrichtung."

Daher rührte die geheime Traurigkeit, die sie nur mit vieler Mühe verbarg und die Leiden anderer Art einige Jahre darauf noch mehr erhöhen sollten. Doch blieb diese geheime Kälte Josephinens gegen ihren Gemahl, eine Veränderung, deren sämmtlichen Abstufungen ich gefolgt war, für die Hofleute stets ein Geheimniß. Bonaparte war, wie ich glaube, und dies setzt mich in Ver-

---

*) Vielleicht de Luçai.

D. Ueb.

wunderung, der Einzige, der merkte, daß seine Gemahlin gegen ihn nicht mehr dieselbe sey; allein er errieth durchaus nicht die wahren Beweggründe dieser Veränderung. Er schrieb sie ohne weiters auf die Würde ihres neuen Ranges. Den 5. Vendemiare des J. 13. (27. Oct. 1804) schrieb er an sie folgenden Brief:

„Madame und theuere Gattin!

Nachdem, was ich meinem Bruder gesagt hatte, glaubte ich Sie bei meiner Rückkunft wieder in den Tuilerien anzutreffen. Seit einiger Zeit ist Ihnen Malmaison sehr lieb; sollte Sie der Glanz des Diademes von Ihrem Gatten entfernen? Wenn Ehrfurcht und Behutsamkeit nunmehro Pflichten sind für alles, was mich umgiebt, so gelten diese Verbindlichkeiten doch nicht Ihnen. Je größer die Last der Geschäfte ist, desto nöthiger habe ich Ihre Gegenwart. Nicht der Kaiser wünscht Ihre Rückkunft, sondern Ihr Gatte.

Napoleon.“

Wenn ich Bonapartes Briefe an seine Gemahlin gelesen habe, so bin ich immer sowohl über die Schreibart, als die Gefühle, die sie ausdrückten, in Verwunderung gerathen. Wirklich entdeckte dieser Mann, dem der Himmel das Gemüth

versagt hat, immer einige Spuren davon, so oft er an seine erste Gemahlin schieb. Es ist ausgemacht, daß Bonaparte Josephinen liebte, so lange es ihm die Trockenheit seines Herzens gestattete, jemand anders als sich zu lieben. Zwar hat er sich von ihr scheiden lassen, allein dieser Umstand, so wichtig er auch ist, stößt meine Behauptung nicht um. Er würde von einigem Gewichte seyn, wenn von einem andern Manne, als Napoleon, die Rede wäre. Allein konnte ein Ehrgeitziger, der ohne Bedenken seinen Gott aufgeopfert hätte, um seine Absichten zu erreichen, durch menschliche Betrachtungen zurückgehalten werden? Wenn die Veränderung, welche in Madame Bonapartes Seyn und Wesen erfolgte, ein Lobspruch auf ihr Herz ist, so ist dies nicht mit der schnellen Verwandlung der Hofleute der Fall. Ich weiß, daß der Thron, mag ihn einnehmen wer da will, Rücksichten und ein Etiquettenceremoniel verlangt, das diejenigen beobachten müssen, die sich ihm nähern, allein hierzu sind doch keine solchen Vorschriften der Niederträchtigkeit, der Knechtschaft und der verworfensten Handlungen der Schmeichelei erfoderlich.

Wenn der Glanz des Diadems durch die sanften und geselligen Tugenden desjenigen gemäßigt werden muß, der es trägt, so findet man diesel-

ben auch gern bei denen wieder, die den Monarchen umgeben.

Bonaparte, einmal auf dem Throne und unumschränkter Gebieter, konnte kein guter Fürst seyn; er ließ allen seinen Lastern und schlechten Eigenschaften den Zügel schießen: das trotzige Wesen, die Strenge, der Hohn, die Verachtung anderer Menschen, die Gefühllosigkeit, die Treulosigkeit, die Heuchelei und die Grausamkeit wurden lauter Theile eines Musters, nach welchem sich die feigen Menschen bildeten, um den Despoten nachzuahmen; und die Anzahl derselben war groß. Einige darunter waren zwar nicht zu diesem Zustande der Erniedrigung geschaffen, allein der Eigennutz, die Umstände, die Gewohnheit und die Ehrenstellen gewöhnten sie daran, und bald wurde die Geschmeidigkeit, der strafbare Gehorsam und die Schmeichelei ihr gewöhnlicher Zustand. Daher jene unbegreifliche Menge kleiner Despoten von allen Classen, von dem Erzkanzler an bis zu dem letzten Troßbuben einer Verwaltung herab. Diese strafbare Willfährigkeit gegen die geringsten Begehrnisse des Tyrannen war eine Nebenursache der meisten seiner Verbrechen und des Unglücks, das während Bonapartes Regierung auf Frankreich gelastet hat. Er besaß in der That alles, was zu einem wahren Despoten gehört, allein sein herri-

scher Charakter würde sich doch nie mit der Kühnheit und Schnelligkeit entwickelt haben, wenn er theils in den ersten Staatsbehörden, theils in dem Muthe und der Rechtschaffenheit seiner Räthe auf Hindernisse gestoßen wäre. Ich behaupte, daß Frankreich und Europa weit weniger zu leiden gehabt haben würden, wenn er unter seinen Räthen öfters Männer angetroffen hätte, wie der Senator Lanj . . . .*)

Einst fragte er ihn über einen Entwurf zu einer neuen Auflage um Rath, dessen Grundlagen sämmtlich willkührlich und empörend waren. „Ew. Majestät, sagte der unerschrockene Senator ohne Schonung, wollen also vergessen, daß das Uebermaß der Gewalt nahe an ihre Auflösung grenzt? Ihr Entwurf ist lästig und unerträglich. Diejenigen, die Ihnen denselben vorgeschlagen haben, sind sicher nicht Ihre Freunde, und wenn der Senat seine Pflicht thut, so kann sich Ew. Majestät auf eine Verwerfung gefaßt machen."

Vier Personen, die bei dieser Scene zugegen waren, waren ganz starr von Erstaunen, zitterten für den Senator, und hielten ihn für verloren;

---

*) Lanjuinais.

D. Ueb.

der Kaiser selbst sah ihn vom Kopfe bis zu den Füßen an und suchte eine Antwort. Endlich sagte er: „Sie sind bisweilen zu lebhaft; und wenn ich nicht Ihre Vaterlandsliebe kennte, so würden Sie diesen Abend zu Vincennes schlafen. — Ew. Majestät würden sich eine Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen, versetzte Lanjuinais. — Hieran zweifle ich gar sehr, erwiederte Bonaparte, und indem er sich zu den Personen wandte, die noch zugegen waren: „ich berufe mich auf Sie, meine Herren! doch genug; ein rechtschaffener Mann, der sich verirrt, verdient Entschuldigung."

Ich kann nicht viele solche Anekdoten aus Bonapartes Regierung anführen. Wenn die Kühnheit des Unterthanen Erstaunen erregt, so war die Mäßigung des Fürsten unglaublich, wenn man bedenkt, daß dieser Monarch der unumschränkteste Despot seines Jahrhunderts war. Was aber den Werth und das Verdienst der Handlung des Senators Lanjuinais gar sehr erhöhet, war der Umstand, daß der Kaiser nicht mehr von seinem Auflageentwurfe sprach.

Dieser Umstand dient zum deutlichsten Beweise, daß, wenn die obern Gerichtshöfe mehr Herz, der Senat mehr Widerstand und die Staatsräthe weniger Nachgiebigkeit gezeigt hätten, der Monarch gezwungen worden wäre, die Gesetze, die

er beschworen, und die Versprechungen zu achten, die er gethan hatte. Aber nein! fast alle Männer, denen die Aufrechthaltung der Gesetze und die Regierung des Staats oblag, hatten mit den Pflichten und Verbindlichkeiten ihrer Aemter halbirt, und gehorchten blindlings dem Willen des Oberhauptes. Doch ließ sich diese fast allgemeine Verderbniß eines entstehenden Staats leicht voraussehen; ja es konnte vielleicht unter den Umständen, in denen sich jeder befand, nicht anders seyn. Geht man diesen Gedanken reiflich durch, der anfänglich sich bloß als ein Zweifel darstellt, so wird man leicht gewahr, daß er die ganze Festigkeit der Wahrheit erhält. Fast alle Personen, womit sich Bonaparte umgab, die Meisten von denen, die er zu seinen Staatsräthen wählte, der größte Theil seiner Minister und seiner Generale, seine eigene Familie, alle diese Personen mußten sich eine Zukunft schaffen, Vermögen erwerben und Aemter erhalten. Die Grundlagen und die Quelle aller Gunstbezeugungen, aller Hoffnungen beruheten auf dem Monarchen: wäre dieser ein tugendhafter Mann gewesen, so würde die Usurpation erträglicher gewesen seyn, weil seine Minister nicht so oft zu Ungerechtigkeiten genöthigt worden wären, allein er war lasterhaft, grausam, despotisch und boshaft. Seine Beamte, welche ihren Vortheil der Ehre

vorzogen, mußten ihm natürlich gleichen, die Einen mehr, die Andern weniger.

Die Fehler des Fürsten verdarben die Unterthanen, und die Letztern streueten aus Eigennutz den Verbrechen des Erstern Weihrauch. Die Geißel der Schmeichelei blieb nicht an den Grenzen des Hofs und der Regierung stehen; alle Volksclassen wurden davon angesteckt; die Beredtsamkeit, die Kanzel und der Gerichtshof; selbst die Fremden hielten sich nicht frei davon. Aus einem Foliobande von Versen und prosaischen Aufsätzen, die man an Napoleon gerichtet hatte, und die sämmtlich sein Genie, seine Heldenthaten und seine Tugenden priesen, habe ich einen Auszug von 42 Stücken gemacht, die ich herausgeben will, und denen man mit Recht den Titel eines vollständigen Cursus der Schmeichelei und der Niederträchtigkeit geben kann.

Der Verfasser rückt hier eine Ode an Napoleon ein, welche ihn Gott gleich setzt und ein Uebermaß von Schmeichelei enthält, die wir aber weglassen. Hierauf fährt er fort: Der Kaiser, dem der Verfasser diese Ode durch den Herrn Grafen M... *) übergeben ließ, war etwas über das

*) Vielleicht Montesquiou, der Oberkammerherr war.
D. Ueb.

Riesenhafte der Hyperbolen betroffen. Bonaparte zeigte sie den andern Tag dem Herzoge von R.. (Rovigo?) Sollte man es wohl glauben, daß dieser die Gefälligkeit so weit trieb, zu ihm zu sagen: diese Hyperbolen gehören zum Charakter der lyrischen Dichtkunst; sie allein machen ihr wahres Verdienst aus: der Dichter muß in Fieberhitze gerathen. Hat sich der Verfasser dieser Ode in dem Falle befunden? Die hohen Eigenschaften Ew. Majestät haben seine Einbildungskraft begeistert; die Erde hat ihm keine würdige Belohnung Ihrer Tugenden und Thaten geschienen; er hat sich des Gebietes der Götter bemeistert. Ich für meine Person finde das Gedicht sehr schön und besonders ächt lyrisch. Wer war nun der größte Schmeichler? der Dichter oder der Hofmann? Der Prinz von N..., der Kenntniß von dieser Ode erhalten hatte, sagte zu dem Verfasser: „um Gottes willen, mein Herr! wir haben Noth genug auf der Erde, verwickeln Sie uns ja nicht noch mit den Göttern in Krieg!"

Darf man sich wundern, daß bei solchen Schmeichlern ein so eitler Mann, wie Bonaparte, sich für den Ersten unter den Sterblichen gehalten hat? daß er den Entwurf gefaßt hatte, der halben Welt Gesetze vorzuschreiben, und daß er sich bei diesem thörichten Unternehmen zu Grunde gerichtet hat?

Nein! Nichts ist leichter zu glauben, als seine ehrgeitzigen Träume. Sein Gehirn, das von Natur sehr schwach war, konnte nicht die Weihrauchwolken ertragen, die ihn stets umgaben. Er wurde davon benebelt, und bald wurde diese dunstige Lage sein gewöhnlicher Zustand. Doch gab es Augenblicke, wo die Plumpheit der Lobeserhebungen ihn empörte. Ich berufe mich auf den verstorbenen Dichter Esm.....*). Er erbot sich eines Tages gegen Bonaparte, ihm eine Geschlechtstafel zu verfertigen, worin er auch den Ungläubigsten beweisen wollte, daß die Bonapartes von den ostgothischen Königen abstammten. „Ich danke Ihnen, erwiederte der Kaiser, ich finde mich durch die Abstammung der Bonapartes sehr geehrt; meine Familie darf ihren Ursprung nicht weiter zurück, als vom 18. Brumaire (9. Nov. 1799) datiren.

Mitten in diesem Strome von erdichteten Lobeserhebungen und verächtlichen Schmeicheleien hat-

---

*) Esmenard. Dieser war Einer der niedrigsten Schmeichelredner Napoleons; er brach vor einigen Jahren den Hals auf einer Reise in Italien, welche er in der Absicht machte, die Schlachtfelder Napoleons zu besuchen, um seine Heldenthaten zu besingen.

D. Ueb.

te der Kaiser oft Gelegenheit, die Erfahrung zu machen, daß nicht jedermann so denke; mehr als einmal konnte er sich deutlich überzeugen, daß viele rechtliche Männer in ihm bloß einen Usurpator sahen, dessen Eigennutz die einzige Triebfeder war. Eines seiner süßesten Vergnügen bestand darin, in die Geheimnisse derjenigen einzudringen, die er in Verdacht hatte, als billigten sie seine Erhebung und seine Entwürfe nicht, und dies Vergnügen war ihm deshalb Eines der süßesten, weil er Gelegenheit erhielt, seine Rachsucht zu befriedigen. Lange Zeit habe ich ein Verzeichniß von Leuten der Hauptstadt gesehen, welche Antheil an dem Schicksale des Generals Moreau genommen hatten; besonders waren fünf davon dem Herrn B . . . . D . . . ., der Einer der gefährlichsten Handlanger der geheimen Polizei war, vorzüglich empfohlen. Es ist der nämliche, von dem der Kaiser sagte: „es ist ein Löwe, ein Lamm, ein Vogel, ein kriechendes Thier; ein Richter, wenn es seyn muß; ein Angeber im Nothfalle; ein Henker, wenn es an einem fehlt; Herr Minister! dieser Mann ist ein Schatz!"

Der Scharfsicht eines solchen Agenten waren die Herren T . . . O . . . ., D' . . . . T . . . ; T . . . . N . . . ., D . . . . . e und G . . . . . t empfohlen. Am Rande ihrer Pappe las man von Bonapartes eigener Hand Folgendes: „zu be-

merken, ob ihre Familien zahlreich; ob die Personen, aus denen sie bestehen, reich seyn; ob sie bürgerliche oder Militairstellen besitzen; ob sie viele und angesehene Freunde haben; sich zu erkundigen, ob sie viel von ihren Anverwandten erwarten, und was sie in dem Falle zu thun gedenken, wo man große Maaßregeln gegen sie ergriffe, und in keinem Falle die Untersuchung ihres Briefwechsels zu vernachlässigen."

Wirklich haben diese fünf Personen sehr lange Zeit keinen Brief durch die Post erhalten, der nicht geöffnet gewesen wäre. Ich darf jedoch nicht vergessen, daß unter der Anzahl derer, die den Auftrag hatten, ihren Briefwechsel zu läutern, es Einen gab, der ihnen große Dienste erwiesen hat. Geschah dies aus Freundschaft für Alle, oder bloß aus Theilnahme gegen einen Einzigen? Dies weiß ich nicht; allein es ist nicht weniger wahr, daß er oft Ausdrücke und gewisse vertraute Mittheilungen für unbedeutend erklärte, die sie hätten in Gefahren stürzen können. Hieraus sieht man, daß es gut ist, Freunde selbst in der Hölle zu haben. Ich habe diese Nachrichten von dem Manne selbst, der mir noch sagte: „ich hätte zu gewissen Zeiten viel darum gegeben, wenn ich diesen Herren von den Gefahren hätte Nachricht geben können, die sie liefen, aber ich habe es nie zu thun gewagt, so sehr

besorgt war ich, selbst beobachtet zu werden." Dies ist wirklich wahr: denn alle Agenten einer wichtigen geheimen Angelegenheit hatten ihre Aufpasser. Wie es aber auch seyn mag, es ist eine Art von Wunder, daß diese Herren, besonders Herr S....i, ihrer Freiheit nicht beraubt worden sind. Nicht genug, daß man ihm seine Stelle nahm, es war schon der Befehl ausgefertigt, ihn in ein Gefängniß zu werfen. Ich habe zweimal Gelegenheit gehabt, diesen Befehl zu lesen. In der Nacht vom 13. zum 14. Vendemiaire des Jahres 13. (vom 5. zum 6. Oct. 1804) sollte dieser Gesetzgeber verhaftet und unter guter Bedeckung nach dem Schlosse Lourde gebracht werden, das, wie ich glaube, in den Pyrenäen liegt.

Ich weiß nicht, warum man diesen Befehl zurück nahm, allein wenn starke Vermuthungen an die Stelle der Wahrheit treten können, so glaube ich, daß dies der Senator Fouché veranlaßt hat. Auf jeden Fall, wenn ich richtig gerathen habe und ihm diese Nachrichten in die Hand fallen, ersuche ich ihn, die einzelnen Umstände dieser Sache bekannt zu machen, die ihm sicher viel Ehre macht: dies wird noch eine Gerechtigkeit mehr seyn, welche ihm das Publikum zu erweisen hat.

Als Bonaparte mit C... (Cambaceres) die Mittel überlegte, die Krone auf sein Haupt

zu setzen, wünschte er sie auch in seiner Familie erblich zu machen. Er wußte, daß die Grundsätze der damaligen Verfassung verlangten, daß das Volk über den Theil des Beschlusses, der die Erblichkeit der Regierung festsetze, zu Rathe gezogen würde. Er gab also zu, diesen letzten Theil des Beschlusses der Genehmigung des französischen Volkes vorzulegen.

Die Reichsverfassungen, versetzte C... kopfschüttelnd, verlangen zwar diese Genehmigung, allein, um Ihnen nichts zu verbergen, diese wichtige Sache darf durchaus bloß eine Förmlichkeit seyn, deren Resultat gewiß ist; denn sonst könnten daraus verdrüßliche Folgen entstehen. Die Hauptstadt macht uns keine Unruhe; die Freunde ihres Ruhms befinden sich sämmtlich hier; die öffentliche Stimmung ist hier vollkommen zu Ihren Gunsten; die Ränkesucht liegt hier in Fesseln, und wenn einige von ihren Jüngern ihr Haupt empor zu heben wagten, so würden sie da tausend Stimmen sogleich zur Ordnung rufen. In den Provinzen hingegen ist es etwas anderes. Die Ränkemacher von allen Partheien, die gegen das entworfene System sind, können sich dahin werfen, das Volk und die Behörden bearbeiten, und auf einmal eine gewaltige Masse von Meinungen bilden, welche gegen

die Erblichkeit sind, und dies muß man zu verhindern suchen.

Ihre Bemerkungen sind sehr gegründet, versetzte Bonaparte, allein ich kann Ihnen die Nachricht mittheilen, daß wir in allen Departementen eine Menge Agenten haben; daß uns alle Berichte einstimmig versichern, der öffentliche Geist sey daselbst für unsere Sache sehr günstig gestimmt; daß wir alles verlangen können und uns alles zu erhalten schmeicheln dürfen.

Ich gebe dies alles gern zu, entgegnete der schlaue Hofmann, allein bei solchen Angelegenheiten darf man nichts dem Zufalle überlassen, und wenn man Gefahren ausweichen kann, so würde es unverzeihlich und unklug seyn, wenn man sich ihnen Preis geben wollte.

Die zähe Meinungsfestigkeit von Seiten des ersten Anhängers des ersten Consuls schmeichelte innerlich diesem Letzten. Sie diente zum deutlichsten Beweise, daß er alles von einem solchen Manne erwarten konnte: daher sagte er zu ihm: indem ich Ihnen, mein Herr! für den lebhaften Antheil recht aufrichtig danke, den Sie an meinem Wohle nehmen, bitte ich Sie, mir zu sagen, was Sie für Mittel für nöthig halten, um allen Gefahren auszuweichen, welche aus der Genehmigung des Volks entspringen könnten.

Zur Erreichung dieses Zwecks giebt es nur ein Mittel, aber ich schlage Ihnen auch bloß dieses vor, weil es allein alle diejenigen in sich vereinigt, welche uns selbst die Weisheit vorschreiben kann. Es ist Folgendes: „In der für die Genehmigung des Volks in Hinsicht der Erblichkeit der Regierung vorgeschriebenen Art und Weise muß man als Hauptartikel ansehen, daß derjenige, der sich nicht gegen die erbliche Regierung einschreibt, angesehen wird, als habe er seine Beistimmung gegeben, und daß die Gegenparthei der Erblichkeit nur nach dem Ueberschlage der verneinend eingeschriebenen Stimmen angeschlagen werde.“

Dieser Vorschlag paßte zu gut zu den Entwürfen des Ehrgeitzigen, als daß er ihm nicht sogleich seinen Beifall gegeben hätte. Dieser von dem Höflinge vorgeschlagene Artikel wurde auch, einige Veränderungen abgerechnet, angenommen. So war der Beschluß, den man der Genehmigung des Volks vorlegte, nichts weiter, als eine leere Förmlichkeit, oder vielmehr eine empörende Schmähung auf diejenigen, die man zu Rathe zog. So sehr der Hofmann nun auch für Bonapartes Vortheil sorgte, so vergaß er doch auch den Seinigen nicht; daher war er in der Folge Einer der Ersten im Staate. Ungefähr um diese Zeit spielte ihm ein Fremder den treulosesten und verzweifeltsten Streich,

besonders für einen Hofmann, für einen begünstigten Schmeichler und den ersten Rathgeber seines Herrn.

Herr C......., war von jeher ein leidenschaftlicher Liebhaber großer Gastmäler. Bei Einem derselben stellte ihm der Abbé ..... einen Mann von gutem Ansehen unter dem Namen des Grafen Petrovlow, eines gebornen Russen, vor. Dieser Mann sprach treflich französisch, und schien, besonders in der Kenntniß der Cabinette, sehr unterrichtet. Herr C.... nahm ihn gut auf, that mehrere Fragen an ihn, und erkundigte sich hauptsächlich nach der Meinung des Kaisers von Rußland über die neue Würde Napoleons. Der verstellte Russe, denn es war keiner; in der Folge, und als es nicht mehr Zeit war, erfuhr man, daß es ein Jude aus der Gegend von Lübeck sey; nachdem sich der angebliche Russe, sage ich, auf eine sehr höfliche Art entschuldigt hatte, schlug er es ab, sich über einen so wichtigen Gegegenstand zu erklären; jedoch ließ er troß seinen Weigerungen merken, daß seine Zurückhaltung nicht stets fortdauern werde. Er setzte sogar hinzu: „Sie, mein Herr! würden eine sehr schlechte Meinung von mir bekommen, wenn ich bei der ersten Zusammenkunft die Schwachheit begienge, Ihnen die

Geheimnisse meines Hofs mitzutheilen, im Falle ich davon unterrichtet wäre."

C.... that, als ob er sein Zartgefühl billigte, und lud ihn zuletzt ein, ihn öfterer zu besuchen. Der Fremde schlug die erhaltene Einladung weder ab, noch sagte er sie zu; er äußerte bloß: es hätten ihn wichtige Angelegenheiten nach Frankreich gebracht, und er werde wenig Zeit zu andern Sachen übrig haben; jedoch würde er nicht abreisen, ohne ihn noch einmal zu besuchen. Sie verließen einander als die besten Freunde von der Welt.

Den andern Tag hatte C... nichts eiligeres zu thun, als Bonaparte von der wichtigen Bekanntschaft zu unterrichten, die er gemacht hätte, besonders wie man ihn dahin bringen könne, sich über die Gesinnung seines Hofs gegen den französischen auszulassen. Bonaparte war mit den Entwürfen seines Günstlings sehr zufrieden. Dieser Mann, sagte er, ist unter den Umständen ein köstliches Geschenk. Wenn er plaudert, so erfahren wir, ob unser Gesandter an dem Hofe seines Herrn uns die Wahrheit berichtet, oder ob man anders denkt, als die Mittheilungen, die man ihm macht.

Es vergiengen fünf Tage, ohne daß man weiter etwas von dem vornehmen Herrn hörte. C...

ließ den Abbé holen, der ihm denselben vorgestellt hatte; dieser kam und versicherte, er habe ihn seit dem Tage nicht wieder gesehen, wo er denselben bei ihm eingeführt hätte. Auf die Frage, wie und unter welchem Verhältnisse er ihn kennen gelernt hätte, gab er zur Antwort, er habe Herrn Quesnay im Hotel Richelieu besucht und hier habe ihm der Zufall die Bekanntschaft des Fremden verschafft; sein Benehmen, seine Unterhaltung, besonders aber seine Kenntnisse hätten ihn bezaubert, und da er Herrn C... Neigung zu gelehrten Männern kenne, so habe er sich ein wahres Vergnügen daraus gemacht, ihm denselben vorzustellen. — Sie haben mir wirklich eine Freude gemacht, aber ich bedaure nur, daß ich sie nicht öfterer genieße. Suchen Sie ihn doch auf und laden Sie ihn diesen Abend zu mir zu Tische ein.

Der Herr Abbé ließ sich nicht zweimal bitten; er lief sogleich ins Hotel Richelieu, aber wie groß war sein Erstaunen, als er die Reisebündel des Fremden gepackt und ihn bereit zur Abreise sah! Nachdem er ihm sein Erstaunen über eine so schnelle Abreise bezeugt hatte, fragte er ihn um deren Ursache.

Erwähnen Sie nichts davon, erwiederte der verstellte Russe, ich bin vor Verzweiflung außer mir, ich glaubte nicht so viel Geld nöthig zu ha-

ben, als ich wirklich brauchte, um die Angelegenheiten zu beendigen, die mich nach Paris geführt haben. Ich habe gerade noch so viel, als ich anständiger Weise bedarf, um in ein Land zu kommen, wo ich Bekannte habe. Zwar habe ich einige Landsleute hier, die mir eine Bitte nicht abschlagen würden, allein mir ist sehr viel daran gelegen, ihnen von meiner Reise nach Paris nichts wissen zu lassen. Ich will Ihnen nur sagen, daß ich unter einem falschen Namen hier bin. Behalten Sie aber dies Geheimniß für sich, ich bitte Sie darum. Entschuldigen Sie mich auch bei Herr C...; sagen Sie ihm, daß mich bloß meine dringenden Geschäfte abhalten konnten, mein Versprechen nicht zu erfüllen, das ich ihm gegeben habe, nicht abzureisen, ohne ihn noch einmal zu besuchen. — Nein! mein Herr! entgegnete der Abbé: wir wollen Sie nicht so fortlassen; ich komme eben in der Absicht, Sie zu Herrn C... zu Tische einzuladen, und ich wünsche recht sehr, daß Sie meinetwegen diese Einladung nicht ausschlagen, wäre es auch bloß, ihm für die verbindliche Art, womit er Sie aufgenommen hat, gefällig zu seyn. — — Herr Abbé, erwiederte der verstellte vornehme Herr, es thut mir unendlich leid, Ihnen Ihre Bitte abschlagen zu müssen, aber ich kann nicht anders. Der Wagen und die Pferde sind

bereit; ich habe auch geschrieben; an einem bestimmten Tage erwartet man mich. Vergebens drang der Abbé in ihn; er konnte nichts erhalten. Er verließ ihn, gieng wieder zu Herrn C... und legte ihm von seiner Sendung und dem geringen Erfolge seiner Bitten bei dem Fremden Rechenschaft ab. — Wie! versetzte Herr C..., dieser junge Herr reiset so schnell ab, weil es ihm an einigem Geld fehlt? Laufen Sie geschwind wieder hin, Herr Abbè! Stechen Sie die Pferde nieder, wenn es seyn muß, sagen Sie ihm, daß seine angeführten Gründe für ihn keine sind. Er komme und ich würde ihm nie verzeihen, wenn er mich des Vergnügens beraubte, ihm einen geringen Dienst zu erweisen.

Der Abbé kehrte nach dem Hotel Richelieu zurück und fand den Fremden noch immer im Begriff abzureisen. Herrn C... Aeußerungen hinterbrachte er ihm von Wort zu Wort. Der falsche Graf machte noch viele Schwierigkeiten, willigte aber endlich ein, Herr C... zu besuchen, bloß, wie er sagte, um ihm für sein Anerbieten zu danken und sodann ihn zu verlassen; denn er wünsche um alles in der Welt nicht, daß man erführe, er habe in Frankreich Schulden machen müssen.

Er folgte also dem Herrn Abbé zu Herrn C... Sobald ihn dieser erblickte: kommen Sie, Herr Undankbarer! rief er ihm entgegen, wenn Ihre Nation so denkt, wie Sie, so thut sie uns unrecht, daß sie uns nicht für fähig hält, einem Manne von Ehre eine Verbindlichkeit zu erweisen. — Verzeihen Sie mir, mein Herr! ich lasse Ihrer Nation alle verdiente Gerechtigkeit widerfahren; allein da Sie mich kaum kennen und da ich für den Augenblick durchaus von niemand erkannt seyn will, so erlauben Sie mir, den einzigen Entschluß zu fassen, den mir die Ehre vorschreibt. — Wie! Sie bestehen auf Ihrem Vorsatze? Was für ein Mann! Aber kommen Sie in mein Cabinet; hier wollen wir dies alles zu Stande bringen.

Nachdem sich der Russe dringend hatte bitten lassen, gestand er ihm, seine Abreise habe keine andere Ursache, als bloß einige zwanzig tausend Franken zusammen zu bringen, die ihm noch zur Beendigung der wichtigen Geschäfte fehlten, die er nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch im Herzogthum Zweibrücken habe. Herr C... bot ihm auf der Stelle diese Summe, ja eine noch größere an, wenn er sie verlange. Der Heuchler wollte sie nicht annehmen; endlich aber willigte er doch in die Annahme von 24,000 Franken in

Scheinen, welche ihm auf der Stelle eingehändigt wurden und worüber er einen Wechsel ausstellen wollte, den aber Hr. C... nicht annehmen wollte. Hierauf bat er sich von dem Letztern die Erlaubniß aus, wieder in sein Hotel zu gehen und seine Abreise abzubestellen. Dies gestand man ihm unter der Bedingung zu, daß er in einer Stunde wieder da seyn sollte; denn man würde das Essen nicht eher auftragen. Es kostet ihm keine Mühe, die Befehle zurückzunehmen, die er gegeben hatte; von allem, was er gesagt hatte, war bloß das Zusammenpacken der Reisebündel wahr. Daher hielt er sein Versprechen pünktlich. Zum Hin- und Herwege waren dreißig Minuten hinreichend. Die Mahlzeit war herrlich und der Wein köstlich. Die Bedienten hatten Befehl, dem jungen Herrn reichlich vorzusetzen. Dieser aber ließ sich durch den Eifer der Bedienten, sein Glas immer voll zu schenken, nicht hintergehen, aber da er mehrere Bouteillen vertragen konnte, so schlug er keine Gesundheit aus. Als die Gesellschaft von Tische aufstand, gieng sie in den Saal. Herr C... zog den jungen Mann auf eine geschickte Art in ein Seitenzimmer. Hier that er ihm eine Menge Anerbietungen von Gefälligkeiten; darauf brachte er ihn unvermerkt auf den Gegenstand, den er gern wissen wollte, ob nämlich der russische Hof die

französische Krone auf Bonapartes Haupte gern sehen würde, und ob der Kaiser von Rußland noch einige Anhänglichkeit an die Bourbons habe?

Der Fremde, der auf alle diese Fragen gefaßt war, that einen Augenblick, als ob er verlegen wäre, darauf zu antworten. Indessen ließ er noch einige Empfindlichkeit durchblicken, endlich aber sagte er: „ich würde, mein Herr! gegen Ihre Güte sehr undankbar seyn, wenn ich gänzlich in Ansehung der Fragen schweigen wollte, die Sie an mich thun; wenn Sie jedoch die Absicht hätten, den Dienst, den Sie mir erwiesen haben, durch strafbare Unbesonnenheiten zu erkaufen, so würde ich schweigen und mich sogleich meiner Verbindlichkeiten gegen Sie entledigen, aber ich halte Sie eines solchen Benehmens für unfähig."

Herr C... wollte ihn unterbrechen, um ihn in dieser letzten Meinnng zu bestärken. — Unterbrechen Sie mich nicht, mein Herr! ich glaube es Ihrer Redlichkeit schon im voraus. Ich will Ihnen dies beweisen, indem ich Ihnen vertraute Nachrichten mittheile, die Sie nicht verlangen. Sie wünschen zu wissen, was für Gesinnungen der russische Hof in Ansehung der neuen Würde habe, welche Bonaparte anzunehmen im Begriff steht. Ein Anderer würde Ihnen sagen, daß

er dies nicht wisse, allein die Aufnahme, die Sie mir erzeigt haben, und Ihr Benehmen gegen mich, machen mir es zur Pflicht, Ihnen hierüber einen genauen Aufschluß zu geben: dieser verdient um so mehr Glauben, jemehr mich mein Name, meine Geburt, mein Zutritt zu den Ministern von jeher in Stand gesetzt haben, die Geheimnisse unsers Cabinets zu erfahren. Indessen haben Sie, mein Herr! die Güte, mir die Einschränkung zu verzeihen, die ich hinzufüge. Ich halte Sie für Bonapartes vertrautesten Rathgeber; es ist einleuchtend, daß Sie ihm die erhaltenen Nachrichten mittheilen. Dies muß seyn und zwar schon deshalb, weil Sie ihn persönlich betreffen. Die vertrauten Nachrichten sind von der Art, daß sie beherzigt zu werden verdienen und sie werden gewisse Entwickelungen gestatten, die ich Ihnen in einer bloßen Unterredung nicht geben könnte. Erlauben Sie mir also, mein Herr! alles das schriftlich aufzusetzen, was ich Ihnen von der gegenwärtigen Lage des St. Petersburger Cabinets zu sagen habe. Ich will alles in einem Aufsatze zusammenfassen, den Sie Bonaparte versiegelt überliefern werden; denn ich gestehe Ihnen, daß es mir sehr angenehm seyn würde, wenn er die Erstlinge meiner Mittheilungen erhielte.

Dies Verfahren war im Grunde für Herrn

C... nicht das ehrenvolleste. Der Fremde bezeugte ihm nicht das volle Vertrauen, das er nach seinem Benehmen gegen ihn zu erwarten berechtigt war, allein wegen der Wichtigkeit der Sache ließ er sich diese kleine Kränkung gefallen. Da übrigens das Ganze zum Mittheilen an Bonaparte bestimmt war, so lag ihm wenig daran, ihm dasselbe schriftlich und versiegelt zu überliefern. Er wußte recht gut, daß er den Inhalt schon erfahren werde. Er glaubte sogar, diese Schrift werde ein Aktenstück seyn, zu dem man im Nothfalle immer seine Zuflucht nehmen könne. Er willigte also gern in die Bedingungen des jungen Fremden ein, der zwei Tage Zeit zur Abfassung seines Auffsatzes verlangte.

Herr C... war außerordentlich mit der Wendung dieser Unterhandlung zufrieden. Schriftliche Mittheilungen, sagte er, müssen etwas Wichtiges und Bestimmtes enthalten. Den Tag darauf stattete er Bonaparte einen umständlichen Bericht von dieser ganzen Sache ab. Der Letztere gab dem Vorschlage des Fremden, in Betreff des Niederschreibens der vertraueten Nachrichten, die er mittheilen wollte, seinen Beifall. Der Herr Graf Petrovlow hielt genau Wort und nach zwei Tagen überlieferte er Herrn C... ein mehrmals versiegeltes Packet. Er sagte, er erwartete mit

Ungeduld Bonapartes Urtheil über diese Arbeit. Sobald ich Nachricht erhalte, was er davon denkt, erwiederte Herr C..., werde ich es Ihnen sogleich wissen lassen: auf jeden Fall kommen Sie morgen wieder. Bonaparte hält sich zu St. Cloud auf; ich will frühzeitig dahin fahren und des Abends Ihnen Antwort bringen. Der edle Herr Russe entfernte sich.

Wirklich war Herr C... den andern Tag frühzeitig zu St. Cloud; Bonaparte war allein und saß am Spiegeltische. Hier sind die Papiere, fieng C... an, die mir dieser Mann versprochen hatte. Bonaparte nahm das Packet und gieng in die Fensteröffnung. Kaum war er drei Minuten da, so fluchte er fürchterlich, schleuderte die Papiere mitten ins Zimmer und sagte: „Hier, mein Herr! lesen Sie; Sie werden die Niederträchtigkeit sehen; Sie werden sehen, mit was für einem Bösewichte Sie zu thun gehabt haben.“

Herr C... war ganz außer sich, zitterte und wußte nicht, was er von dieser Scene, besonders von Bonapartes Wuth, denken sollte. Ich las die Papiere auf, welche auf dem Boden zerstreuet lagen. Es war bloß weißes Papier; nur ein Blatt war beschrieben, ich gab es Herrn C..., der es zu lesen begann. Bei jedem Worte, bei jedem Pe-

rioden, veränderte sich seine Farbe; er wäre beinahe in Ohnmacht gesunken. Bonapartes Schweigen trug nicht dazu bei, ihm wieder Muth zu machen. — Nun, mein Herr! was sagen Sie zu dieser Abscheulichkeit? — Ich bin nicht im Stande, Ihnen zu antworten; erlauben Sie mir, daß ich mich setze. — Das ist ein Ungeheuer! man muß seiner habhaft zu werden suchen. — Er nimmt mir noch vier und zwanzig tausend Franken mit. — Wie so? — Jetzt gab ihm C... von dem Anlehen Nachricht, das er dem angeblichen Grafen gemacht hatte. — Das ist ganz etwas anderes! es ist der größte Grad von Schändlichkeit! vielleicht ist man so glücklich, seiner habhaft zu werden. — Ich zweifle sehr; er hat beinahe dreißig Stunden voraus. — Sie haben recht; geben Sie mir seine schändliche Schrift; ich will solche Maaßregeln ergreifen, daß ich seiner habhaft werden muß, wo er sich auch hingeflüchtet haben mag. Herr C..., der wie ein in der Schlinge gefangener Fuchs bestürzt war, entfernte sich so schnell als möglich.

Die Hoffnung, sich zu rächen, verschaffte Bonaparte die Ruhe wieder, aber jene war vergeblich. Alle Nachforschungen nach dem durchtriebenen Betrüger waren unnütz. Man erhielt bloß die starke Vermuthung, daß er ein Jude sey und

sich nach den Staaten des Großherrn geflüchtet habe, wo er zum Mahomedism übergegangen sey. Einige Zeit darauf hatte ich Gelegenheit, den Brief zu sehen, der Bonaparte und seinen Hofmann so gewaltig aufgebracht hatte.

Hier ist der Brief von Wort zu Wort:

„Man hat mich gefragt, was der Hof von St. Petersburg über den gegenwärtigen Zustand der Dinge in Frankreich denke. Ganz Europa weiß, daß Napoleon Bonaparte in vierzehn Tagen zum Kaiser der Franzosen erklärt werden wird. Man will wissen, was der Kaiser von Rußland über diese neue Würde denke. Auch wünscht man zu erfahren, was man für Urtheile über Bonapartes militairisches und politisches Benehmen fälle. Zur Beantwortung dieser verschiedenen Fragen wäre ein ganzes Buch erfoderlich, wenn ich alles umständlich erörtern wollte. Ich will mich bloß darauf beschränken, jede der drei angeführten Fragen geradezu zu beantworten."

„Seit funfzehn Jahren hat Frankreich das politische Gleichgewicht von Europa zerstört. Das Schwankende seiner Regierung hat die Unbeständigkeit der Politik der übrigen Cabinette veranlaßt. Die Siege haben mehrere Staaten dahin gebracht, daß sie lebhaft Friede wünschen. Ruß-

land, Eine von den Mächten, die am wenigsten gelitten hat, theilt diese friedlichen Gesinnungen. Das Glück Frankreichs beunruhigt Rußland durchaus nicht, sondern dient vielmehr seiner geheimen Eifersucht auf einige Grenzstaaten; eine Eifersucht, die erst seit sechs Monaten vorhanden ist. Das auf einen gewissen Punkt erniedrigte Oesterreich erfüllt sehr gut die geheimen Wünsche des Cabinets von St. Petersburg. So sieht es auch mit Vergnügen, daß Preußen thut, als sollte man glauben, es sey die erste Militairmacht von Europa."

„Was die Gesinnungen des Kaisers von Rußland in Absicht auf die Krone anbelangt, die sich Bonaparte aufsetzen will, so kann ich versichern, daß er nicht abgeneigt ist, ihn als Oberherrn anzuerkennen. So sehr er auch die Sache der Bourbonen ehrt, so ist doch Ludwig XVIII. bloß ein geheiligtes Götzenbild, das die Politik Europens nicht wieder in seinem Tempel aufstellen kann. Wenn sich Bonaparte auf den französischen Thron setzt, so verschafft er seiner Regierung eine Festigkeit, welche den Muth des Kaisers von Rußland gar sehr erhöhet, weil es ihm völlige Freiheit in der Ausführung seiner Entwürfe gegen die Türkei läßt."

„Endlich will man wissen, in welchem Rufe

Bonaparte in Rußland stehe und was man überhaupt von ihm denke. Eine Thatsache wird diese Frage hinlänglich beantworten."

„Als man zu St. Petersburg den unglücklichen Tod des Herrn Herzogs von Enghien erfuhr, erhob sich nur ein Geschrei gegen seinen Mörder. Das Blut des Schlachtopfers bleichte auf einmal die Lorbeern des Siegers von Marengo."

„An die Stelle der öffentlichen Achtung trat eine allgemeine Verwünschung und bei der berühmten Todtenfeier zu St. Petersburg, zum Andenken des unglücklichen Fürsten, theilten Aller Herzen die Gesinnungen der folgendeen Aufschrift, welche auf dem Cenotaph stand:

Inclito principi Ludovico — Antonio — Henrico — Borbonio — Condaeo, duci d' Enghien, non minus propria et avita virtute quam forte funesta claro, quem devoravit bellua corsica, Europae terror et totius humani generis lues."

(Dem erlauchten Fürsten Ludwig Anton Heinrich Bourbon Condé, Herzog von Enghien, eben so berühmt durch eigene und ererbte Tugenden, als durch den kläglichen Tod, welchen das Corsische Ungeheuer, der Schrecken Europas und die Pest des ganzen Menschengeschlechts verschlungen hat.)

Bonaparte traf jedoch Anstalten, seiner

neuen Würde allen möglichen Glanz zu geben. Anfänglich wollte er sich nach der Weise unserer ehemaligen Könige zu Rheims krönen lassen, allein er fürchtete, der Pabst Pius VII. möchte einige Schwierigkeiten machen und er wollte keinem Bischofe gestatten, sein Amt bei dieser Feierlichkeit zu verrichten. Indessen hatte er vom Pabste, den er über diesen Umstand hatte ausforschen lassen, eine befriedigende Antwort erhalten. Wie es aber auch seyn mag, genug er theilte seine Besorgnisse dem General L...... mit, der ihm darauf erwiederte: „Wenn ich an der Stelle Ew. Majestät wäre,' so würde ich den Stellvertreter Jesu Christi auf seinem Sitze lassen und meine Sache für mich aus eigener Macht bei mir machen. Wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo die heilige Oehlflasche ein Glaubensartikel war. Die Formel ist übrigens gar nicht nothwendig; man regiert ohne sie sehr gut; Beweise davon liefern Spanien und Andere."

„Sie sprechen, erwiederte der Monarch, als Soldat. Vergessen Sie, daß es unter den 25,000,000 Menschen, denen ich Gesetze geben will, es wenigstens 18 Millionen Schwachköpfe, Schulfüchse und alte Weiber giebt, die mich nicht als rechtmäßigen Oberherrn ansehen würden, wenn ich nicht gesalbt wäre. Bei so entscheidenden Umstän-

den darf man es nicht vernachlässigen, zu den Augen des großen Haufens zu sprechen. Wenn man ihn blendet, so hindert man ihn am Nachdenken."

„Ich sehe dies alles eben so gut ein, als Sie, erwiederte der Hofmann, allein erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie Ihren Angelegenheiten weit mehr schaden würden, wenn Sie um die Zustimmung des h. Vaters anhielten und dieser Ihnen eine abschlägliche Antwort gäbe."

„Was denken Sie? eine abschlägliche Antwort? Das wagt der Pabst nicht. Die Güter dieser Welt liegen ihm eben so sehr am Herzen, als jene des Himmels. Ich kenne Pius VII. Ich habe ihn während des Concordats gemessen."

„Es ist ein Italiener, arglistig und schlau ...." „Nun wohlan! Ich will Ihnen, General! beweisen, daß der Vater der Gläubigen mir keine Unruhe macht und daß ich ihn nach meinem Gefallen modeln kann. Nein, ich will mich nicht zu Rheims salben lassen. Ein bloßer Erzbischof soll die Hand nicht auf mich legen. Der Kaiser der Franzosen soll sich bloß vor dem Stellvertreter eines Gottes beugen. Ich schwöre es Ihnen zu, daß ich in meiner Hauptstadt gesalbt seyn will und daß Pius VII. die Reise von Rom nach Paris machen soll, um bei dieser großen Feierlichkeit den Vorsitz zu führen. Große Versprechun-

gen in mehrern Hinsichten und große Ehrenbezeugungen, sowohl unterwegs, als zu Paris, sind mehr, als man zur Herbeilockung des heiligen Mannes braucht."

Den Tag darauf erzählte der General L.... diese Unterredung dem Abbé S....... und sagte: glauben Sie nicht, daß dies seine Absicht sey. Er hat diese Sache so obenhin behandelt, daß ich sie für einen bloßen Scherz halte. Die Folge lehrte jedoch den General L..... bald, daß er seinen Herrn gar schlecht kenne, und daß dieser, obschon scherzend, ihm nicht weniger das gesagt hatte, was er thun wollte und was er that. Während Bonaparte den Besuch des Pabstes erwartete, gab er die bestimmtesten Befehle, seine Salbung solle sehr prächtig seyn. Sein neuer Hof brauchte ein Ceremoniel, das des Herrn würdig war. Er glaubte niemand in Frankreich zu finden, der Kenner genug in dieser Art sey. Turin lieferte ihm einen gewissen Herrn S.....*). Ich gestehe, daß man keine bessere Wahl treffen konnte.

Herr S..... ist sicher der abgezirkelteste und kleinlichste Mensch von der Welt. Ich weiß nicht, ob dieser Großmeister des Ceremoniels und der Eti-

*) Seyssel.

D. Ueb.

quette seine Einrichtungen nach den Launen des Fürsten gemodelt hatte, allein das Ceremoniel des französischen Hofs war von einem übertriebenen Despotismus, von eiskalter Strenge, und erstreckte sich von dem geringsten Bedienten an bis zu dem ersten Edelmann. Wäre es möglich gewesen, auch die Gedanken zu leiten, so würde Bonaparte am besten auf der Welt bedient worden seyn.

Sollte man es wohl glauben, daß der Oberanführer der Bücklinge und der gezählten Schritte fest überzeugt ist, man müsse ein Philosoph seyn, um die Erhabenheit seines Standes zu erreichen? Ehe man das Ceremoniel eines Hofes bestimmt, muß man, sagte er, durchaus den Monarchen kennen lernen; man muß seinen Grad von Macht, seine Launen, seine Einfälle, seine Gewohnheiten, seine Hofleute und besonders seine Mätressen, wenn er dergleichen hat, kennen. Der oberflächliche Mensch mag diese Wahrheiten in Zweifel ziehen, und über mich lachen, wenn es ihm beliebt, was kümmert das mich? Es bleibt doch wahr, daß ein guter Ceremonienmeister am Hofe Heinrichs IV. ein sehr schlechter an Napoleons Hofe seyn würde.

Wie es auch seyn mag, Bonaparte wollte nicht weniger in fast alle Einzelnheiten des großen Schauspieles eindringen, das er dem guten Volke von Paris geben wollte. Man muß sich

wundern, daß er wußte, solche Einzelnheiten seyen seines Charakters unwürdig, allein sie hatten für ihn gewisse Reitze, denen er nicht widerstehen konnte. Das Vorgefallene erklärt diese Ungereimtheit hinlänglich; er vermied freilich so viel als möglich, sich bei solchen Kleinlichkeiten überraschen zu lassen.

Besonders zeigte er sich bei der Wahl der Kleider und des Krönungswagens am schwierigsten. Es wurden ihm eine Menge Modelle eingereicht, ehe er diejenigen genehmigte, die er haben wollte. Die Schwierigkeiten, die es mehrern Künstlern kostete, ihn zu der Wahl eines Wagenmodels zu bestimmen, veranlaßten eine Scene, welche nicht ohne Interesse ist und dem Monarchen viel Ehre macht: denn ich kann nicht leugnen, daß es damals bei ihm Blitzstrahlen von Seelengröße und von Mäßigung gab, die eines Titus würdig waren. Eines Morgens sprach Bonaparte mit seinem Bruder Joseph in der Oeffnung eines zugemachten Fensters, das nach dem Garten der Tuilerien gieng. Der verstorbene D . . . . . *) und L . . . . . . giengen vorbei. D . . . . . hob einen versiegelten Brief auf; die Zuschrift, die darauf gedruckt stand, enthielt folgende Worte: An S. Majestät den

---

*) Vielleicht Duroc.

D. Ueb.

Kaiser, und auf der andern Seite stand mit der Hand geschrieben: Sachen, die sich auf den Krönungswagen beziehen. D...., ein kluger und verständiger Mann, wollte ihn in die Tasche stecken und ihn ein andermal öffnen und dem Kaiser zustellen, wenn der Inhalt der Mühe werth wäre. Sein Freund machte ihm den Einwurf, die Aufschrift, die sich auf dem Briefe befände, wäre nicht verdächtig, und man könne also leicht seinen Inhalt erfahren. Mehr aus Gefälligkeit als aus andern Gründen öffnete D.... den Brief: man denke sich seinen Unwillen, als er drei abscheuliche Strophen las, von denen ich niemals mehr als die Erste erfahren habe. Hier ist sie:

Nachricht an die verschiednen Urheber der Modelle zu dem Krönungswagen.

Messieurs, la voiture du sacre
Doit être digne de César.
Vos modèles sont ceux d' un fiacre,
Qui conduit un homme à la hart.
C' est pour vous un apprentissage,
Qu' un char au grand Napoléon;
D' un carrossier ce n' est l' ouvrage,
C' est plutôt celui d' un charron.

(Meine Herren! Der Krönungswagen muß Cäsars würdig seyn. Eure Modelle sind jene zu einem Miethwagen, den jemand fährt, der den

Strang verdient. Ein Wagen für den großen Napoleon ist für euch ein Probestück: das ist nicht die Arbeit eines Kutschenbauers, sondern vielmehr die eines Wagners.)

Herrn D... s erste Bewegung bestand darin, daß er das Papier zusammenknitterte und es in die Tasche steckte, um es gelegentlich zu verbrennen. Hiermit wäre alles vorbei gewesen, und niemand hätte etwas davon erfahren, wenn nicht Joseph seinen Bruder durchs Fenster auf diese Scene aufmerksam gemacht hätte. „Wir werden es erfahren, was es ist, denn diese Herren kommen hierher." Wirklich wurden sie auch bald eingeführt. Nachdem sie sich eine Zeitlang von Sachen unterhalten hatten, die sich auf ihre Stellen bezogen, sagte der Kaiser: „ist es nicht etwa eine Zudringlichkeit, meine Herren! Sie zu fragen, was der Brief enthält, den Sie da unter diesem Fenster aufgehoben haben?"

Bei dieser Frage wurde Herr D..... blaß und sein Freund gerieth in die größte Verlegenheit. Doch nahm der Erste das Wort und sagte zum Kaiser: es war ein unbedeutendes Papier. — Wenn das der Fall ist, so können Sie mir es zeigen. — Aber, Sire! ich glaube es weggeworfen zu haben. — Nein, mein Herr! Sie haben es in Ihre linke Tasche gesteckt. Mein Freund! Sie können nicht

lügen; Ihre blasse Gesichtsfarbe, das Stocken in Ihren Antworten und Herrn L . . . s Verlegenheit sind ein Beweis, daß dieser Brief auf mich Bezug hat. Ich hätte geglaubt . . . . Ew. Majestät kennen, ich schmeichle mir dies zu glauben, meine Anhänglichkeit an Allerhöchstdero Person. Sie wissen, daß, wenn ich zaudere, Ihnen das gefundene Papier zu überliefern, dies darin liegt, daß es Ihnen von keinem Nutzen seyn kann. Ja, Sire! ich betheuere bei meiner Ehre, daß dieser Brief kein Staatsgeheimniß, keine politische Angelegenheit ist, und daß aus der Kenntniß des Inhalts desselben kein Vortheil für Ew. Majestät entspringen kann; ich schwöre Ihnen auch, daß, wenn Sie verlangen, daß ich es Ihnen überliefere, Sie mich in die peinlichste Verlegenheit versetzen, und daß ich diese Kränkung um so weniger verdiene. — Ich habe, mein Herr! nie die Absicht gehabt, Sie zu kränken, aber diese Wärme . . . . Von welcher Art ist denn die Schrift? — Sire! es sind Verse. — In diesem Falle habe ich, wenn sie Sie betreffen, unrecht, sie zu sehen zu verlangen; haben sie auf mich Bezug, so glaube ich nunmehro, daß Ihre Weigerung von Ihrer Freundschaft herrührt. Es sind bloß Verse, und obschon diese Art von Schriften mich am allerwenigsten beunruhigt, so bin ich Ihnen doch eben so sehr für Ihr Be-

nehmen verbunden. Wollte Gott, es dächten alle die, welche den Thron umgeben, so, wie Sie! Wie viel unnützer Aerger würde den Königen erspart! Und Unbesonnenheiten würden nicht als Verbrechen bestraft werden.

Diese letztern Worte sprach er mit dem vollen Gefühle des Herzens; fünf Personen, die damals zugegen waren, wurden lebhaft dadurch gerührt.

Der Kaiser setzte noch hinzu: „ich bitte Sie, meine Herren! nichts davon bekannt werden zu lassen." — Ach, Sire! versetzte Herr von B . . . . . mit seiner originellen Lustigkeit, dies ist ein Raub, den Sie an den Zeitungen begehen. Was würde dies für ein schöner Artikel geworden seyn, wenn dies alles durch ihre Hände gegangen wäre? — Eben deshalb verlange ich Ihre Verschwiegenheit; denn sie würden die Copie so bearbeiten, daß man an das Original gar nicht mehr glauben würde.

Bei einer solchen Arbeit, wie die Meinige ist, empfindet man bei Erzählung ähnlicher Züge ein süßes Vergnügen. Es ist ein Unglück, daß unter Bonapartes Regierung solche Handlungen nicht gewöhnlich sind. Auch trifft man sehr selten einen Hofmann, wie Herr D . . . . Wenn die Bosheit derjenigen, die um ihn gewesen sind, bisweilen auf Einige seiner Handlungen einen Firniß von Unredlichkeit hat werfen wollen, so ist es doch nicht

weniger wahr, daß er auf seinem hohen Posten Einer der rechtschaffensten Männer an Bonapartes Hofe war; er besaß die große Kunst, die Wahrheit zu sagen, ohne den Monarchen zu beleidigen. Bei ihm machten oft Ehrfurcht und Lob eine Vorstellung, ohne ihre Wirkung zu vernichten. Sein Schweigen bei kitzlichen Dingen oder Ungerechtigkeiten war der Ausdruck seiner Mißbilligung. Seine Gesichtszüge verriethen alsdann nicht einen milzsüchtigen Tadler, dessen Murrköpfigkeit mehr erbittert, als bessert. Wenn Sie eine gute Handlung thun, schien er zu sagen, so erweisen Sie mir eine Gefälligkeit. Seine Maxime am Hofe war: wer angiebt, der hat unrecht.

Endlich war dieser Mann an dem Hofe eines Despoten das, was ein rechtschaffener Mann seyn konnte, und sein rühmlicher Tod war ein wahrer Verlust.

Endlich war der Pabst zu Fontainebleau und die Salbungsfeierlichkeit kam näher. Der ganze Hof spielte seine Rolle und hatte seine besondere Tracht; selbst die Pferde, welche den kaiserlichen Wagen ziehen sollten, waren in dem Ceremonienschritte abgerichtet worden. Der Kaiser war, wie ich glaube, am meisten wegen seiner Haltung in seiner Rolle in Verlegenheit. Es gab in Frankreich keine Sage von der Rolle eines Usurpators

und seiner Stellung und seinen Gebehrden während seiner Salbung. Diese Rolle mußte ein Werk seiner eignen Schöpfung seyn, und ein so großer Comödiant er auch war, so kam ihm sein Pantomimenspiel doch schwer vor. Der große Mantel, besonders aber die Hand der Gerechtigkeit, machten ihm am meisten zu schaffen. Diese Bemerkungen können den Augen des großen Haufens der Leser kleinlich vorkommen, aber sie haben für jeden Beobachter einen sehr großen Werth. Die Ungeschicklichkeit des Fürsten, die Kennzeichen seiner neuen Würde gehörig zu behandeln, beweist sogleich, daß er nicht zur Bekleidung mit derselben geboren war, und die Verlegenheit seiner Stellung ist ein sicherer Beweis, daß der Thron nicht seine Wiege war. Man muß, sagt man, zum Schauspieler geboren seyn, wenn man seine Rolle ganz der Natur gemäß darstellen will, und so muß man auch ein geborner Fürst seyn, wenn man auf eine würdige Art auf dem Throne sitzen und sich ohne Zwang darauf zeigen soll. Bonaparte hielt sich jedoch nach mehrern Wiederholungen geübt genug, um sich auf der Bühne zu zeigen. Seine Gemahlin, welche er zu eben solchen Fratzen hatte zwingen wollen, hattte ihm zur Antwort gegeben: „der Edelmuth meiner Gesinnung wird mir den Adel meiner Würde geben; ich werde Ihrer würdig seyn.“ Wenn

er nicht mehr auf diesen Punkt drang, so konnte er sich doch nicht enthalten, sie durch eine prunkvolle Rede, welche hier eine Stelle verdient, auf die Feierlichkeit der Salbung vorzubereiten.

„Madame, sagte er zu ihr in Gegenwart seiner beiden Brüder und der vier Großwürden, der Wunsch einer großen Nation ruft Ihren Gemahl auf den ersten Thron von der Welt. Die Zuneigung, die ich gegen Sie habe, und die genaue Kenntniß Ihrer wahrhaft königlichen Tugengenden haben mich bestimmt, Sie an allen Ehren des höchsten Ranges Antheil nehmen zu lassen. Der Stellvertreter Gottes wird die Hände auf Sie legen und an Ihrer Stirn die Binde der Könige segnen. Diese heilige und erhabene Handlung macht Ihnen große Tugenden zur Pflicht, und die Ihrigen, Madame! werden sich zur Höhe meines Geschicks zu erheben wissen. Meine Entwürfe sind unermeßlich, und das Wohl meines Volks ist in einer nicht auszumessenden Zukunft. Ich würde den Thron nicht annehmen, so groß auch der Glanz wäre, womit er mich umgiebt, wenn ich nicht die feste Ueberzeugung hätte, die Franzosen, als das erste Volk, nicht bloß der vergangenen und der gegenwärtigen Zeiten, sondern auch der künftigen Jahrhunderte zu sehen. Diese große und erhabene Hoffnung hat mein ganzes Wesen umgewandelt,

und mein Geist hat sich vergrößert. Meine Wünsche erblicken keine Grenzen mehr und meine Gedanken haben die Enden der bekannten Welt überschritten. Mächtige Monarchen, die ihr Völkern ohne Zahl Gesetze gebt, der Nachfolger Karls des Großen muß, so wie ihr, im ersten Range gehen. Der Muth seiner Armeen und der Genius des Sieges werden den Blitz bilden, der auf die Feinde seiner rechtmäßigen Gewalt loszuschmettern droht."

„Wie süß wird es für mich seyn, Madame! die Gefährtin meines Geschicks sich mit meinen Entwürfen auf gleiche Höhe schwingen zu sehen! Wenn die Sonne blendet, so giebt es doch auch Gestirne, welche mit einem majestätischen Glanze leuchten."

„Ich erwarte von Ihnen nicht bloß die großen Eigenschaften der Darstellung, sondern ich betrachte Sie auch als das Muster, nach dem sich alle häuslichen Tugenden meiner Familie bilden müssen, die so, wie Sie, meiner würdig seyn muß. Ich behalte sie mir zu großen Bestimmungen vor. Durch Ihren Unterricht und Ihr Beispiel gebildet, glaube ich gern, daß sie nirgends an einer unrechten Stelle seyn wird."

„Prägen Sie, Madame! diesen Ausdruck meines Willens dem Gemüthe Ihrer Kinder und jenem

meiner Schwestern ein. Entrollen Sie vor Ihren Blicken die Charte einer glänzenden Zukunft. Nichts, ich sage es noch einmal, darf unter meinen glorreichen Bestrebungen bleiben."

Bei dieser Rede war die Kaiserin in einen Strom von Thränen ausgebrochen. Die Kühnheit der Ausdrücke und das Riesenhafte der Entwürfe setzte ihr sanftes und schüchternes Gemüth in Schrecken. Ihre Einbildungskraft war auf einmal durch eine Zukunft von Stürmen gedrungen, die am europäischen Horizonte loszubrechen drohten. Dies peinliche Gefühl hatte schmerzhaft ihre Gesichtszüge schattirt. Ihre ganze Antwort bestand in einer einzigen Aeußerung, aber diese war durch die Kürze der Stellung bewundernswürdig.

„Ich werde, sagte Josephine, alles seyn, was ich als Gattin, Königin und Mutter seyn muß."

Ich weiß nicht, ob diese Rede wirklich von Bonaparte war, allein als sie mir in die Hände fiel, war es seine Hand. Wie es auch seyn mag: wer nicht beim Lesen solcher Stücke nachdenkt, der sollte nie ein Buch aufschlagen. Sollte man nicht glauben, daß, wenn diejenigen, welche diese Rede des neuen Fürsten anhörten, ihr Vaterland und die Sache der Menschheit wirklich geliebt hätten, sie sogleich den ungestümen Vulkan geahnet haben wür-

den, dessen Ausbruch das feste Land bald mit Leichen und Asche bedecken würde? Aber nein! Am Crater stehend, wußten sie recht gut, daß sie die Lava in einen Ocean von Ehren und Reichthümern schleudern würde. Ich weiß es, daß dies Meer ausgetrocknet ist, aber was thut dies? Sie haben nichts mehr zu wünschen übrig, wenn sie klug und mit dem Ueberflüssigen zufrieden zu seyn verstehen.

Die Ankunft des Pabstes zu Paris, der Pomp, mit dem er aufgenommen wurde, und die Menge von Menschen will ich nicht erwähnen, die sich um ihn her versammelten, und die mehr neugierig als andächtig waren. Solche Nachrichten gehören nicht in mein Buch. Mein Griffel reicht kaum zu, Napoleons Züge bei diesen großen Ereignissen leidlich darzustellen. Die Ehrfurcht des großen Haufens gegen die Person Sr. Heiligkeit bewies ihm deutlich genug die Schonungen, die er gegen die erhabene Person haben müßte. Sein persönlicher Vortheil wurde dann der Leitstern seiner Politik. Bonaparte ließ eine Religion bloß deshalb zu, weil er sie für die Aufrechthaltung des Thrones zuträglich hielt. Eine religiöse Feierlichkeit war für ihn eine Sitzung des gesetzgebenden Körpers, wohin ihn die Lage seiner Angelegenheiten rufte, und die Hauptkirche unsrer lieben Frauen war in seinen Augen bloß ein Theil

der ungeheuern Schaubühne, wo er Rollen spielen sollte.

Damals war bei ihm alles in seinen Verhältnissen mit dem Pabste erzwungen. Die eigennützige Heuchelei gab allein die Kosten dazu her. „Ich will ihm, sagte er zu seinem Adjutanten S.....*), die unbesonnenen Reden des Cardinals Pacca vergessen machen.“ Diese Eminenz hatte zum h. Vater gesagt, Bonaparte behandele (noch als bloßer Consul) Seine Heilige als den Oberanführer Ihrer geistlichen Armee und nenne die Erzbischöfe und Cardinäle Ihre Brigadechefs oder Generale des Gottesdienstes. Dieser Umstand ist wahr; alles, was damals in Bonapartes Nähe kam, weiß es so gut, als ich. Indessen hatten die Umstände den heiligen Vater genöthigt, diesen frechen Spott einzustecken, und der Kaiser bot alles auf, ihm denselben aus dem Gedächtnisse zu bringen. Endlich kam der Salbungs- und Krönungstag, der Tag, der in den Jahrbüchern des Hauses Bonaparte so berühmt ist.

Man darf hier keine umständliche Nachricht von dieser pomphaften Feierlichkeit erwarten. Solche langweilige Erzählungen finden sich in den Zei-

---

*) Vielleicht Savary.

D. Ueb.

tungen der damaligen Zeit. Ich will jedoch ein Gemälde davon auf meine Art entwerfen, allein der Rahm wird so eng seyn, daß sich keine Langeweile dabei einschleichen soll.

Zur Zeit der Fröste im December 1804 verläßt das nämliche Volk, das seinen König hatte auf das Schaffot führen sehen, mit Sonnenaufgang seine Wohnungen und seine Werkstätten; der neugierige und leichtsinnige Haufe drängt sich auf den Straßen und den öffentlichen Plätzen und erdrückt sich auf den Kais. Einige hängen sich an die Brustlehnen der Brücke, Andere an die Gitter der Fenster; diese setzen sich für Gold auf schwache Sitze, welche zusammen zu brechen drohen; jene steigen auf die Giebel der Dächer, hängen sich ins Freie und lassen zwischen sich und einem schrecklichen Tode bloß einen mürben Schiefer. — Warum nun so viele Begierde und warum wagt man so viele Gefahren? — Man sehe an den prächtigen Kais hin, welche die Seine bespült! Unter demselben Balcon, auf dem Karl IX. selbst auf seine unglücklichen Unterthanen schoß, sieht man sich einen von Gold glänzenden Wagen bewegen. Dieser schöne Wagen, ein wahres Meisterstück der Kunst und des Geschmacks, wird von acht Pferden gezogen. Wenn ich meinen Augen trauen darf, so stammen sie von einer Mutter ab; die nämlichen

Haare, eine gleiche Größe, derselbe Gang und derselbe Ungestüm: nichts unterscheidet sie von einander. Die feurigen und muntern Thiere scheinen auf ihre Last stolz zu seyn. Das Schwanken ihrer Federbüsche hindert sie am Sehen, und wenn sie den Kopf schütteln, so geschieht es bloß, um sich davon zu befreien. Sie sind ungestüm und feurig in ihrem reichen Geschirre, und zahlreiche Bediente können sie kaum halten. — Was für ein glücklicher Sterblicher sitzt denn in diesem prächtigen Wagen? — Ein Unbekannter, der aus den unfruchtbaren Felsen Corsikas herstammt, aus dem nämlichen Lande, wo Paoli seinen Ruhm verschwinden sah. Ein Sohn unbekannter Eltern, begann die Freigebigkeit unserer Könige seine Erziehung; sein Ehrgeitz hat sein Glück und seinen Ruhm gemacht, und die Schwäche der Nation erlaubt ihm Triumphe. Man lächelt bei dem bezaubernden Gemälde jener Gruppen von Kindern, welche um den Wagen her hängen; es sind die Söhne jener Menge von Helden, welche seit funfzehn Jahren die Welt mit dem Rufe ihrer Thaten erfüllt haben.

Diese liebenswürdige Jugend lernt unter einem Herrn gehorchen, der nicht der Ihrige seyn sollte. Jene Menge von Wagen, welche dem Wagen des neuen Monarchen nachfolgen, jene glänzende und reich ausgerüstete Schaar, die sich um

ihn her drehet, machen seinen neuen Hof aus. Eine erhabene und sonderbare Zusammensetzung! Heldenmuth und Genie, Verdienst und Tugend, Weisheit und Tapferkeit, Niederträchtigkeit und Schande, Ungeschicklichkeit und Eitelkeit, alles ist da beisammen.

Wenn man der Bedeckung in die Hauptkirche nachfolgt, so erblickt man da nicht ohne Erstaunen einen ehrwürdigen Pabst, das Oberhaupt der Kirche. Als erster Stellvertreter der Kirche hat er die Hauptstadt der christlichen Welt verlassen. Seine heiligen Hände werden das Oel des Herrn auf einem Sterblichen verbreiten, dem nichts zu widerstehen wagt. In einer Stunde wird die Religion einen Corsen auf dem Throne Heinrichs IV. bestätigt haben.

Es war also geschehen. Bonaparte hatte den unermeßlichen Raum übersprungen, den er von jeher zwischen andern Menschen und sich zu errichten gewünscht hatte. Welcher Sterbliche wäre nicht zufrieden gewesen! Die ersten Mächte hatten seine neuen Titel anerkannt; andere Monarchen machten sich bereit, ihn Vetter zu nennen. Hätte er nach den Verfassungen des Reichs und nach den Gesetzen, die er beschworen hatte, regieren wollen, so würde es lange gedauert haben, ehe die Enkel des heiligen Ludwigs das Erbe ih-

rer Väter wieder bekommen hätten. Die Usurpation hatte die Genehmigungen der verschiedenen Partheien erhalten, die sie ausgetilgt hatte; die Religion hatte sie geheiligt. Der Sieg und die Vergrößerungen Frankreichs sprachen zu ihren Gunsten und die Vortheile der gegenwärtigen Generation hatten sich mit jenen des Usurpators verschmolzen. Was fehlte also diesem Letzten, um seiner Macht alle Stärke einer rechtmäßigen Gewalt zu geben? Die Liebe zum Frieden, Beschränkung seiner Begierden und besonders ein weiser Gebrauch seiner Macht gegen seine mächtigen oder schwachen Nachbarn. Aber nein! es sollte nicht so seyn: Gott wollte die Erblichkeit der Throne nicht förmlich Lügen strafen. Er ließ den Usurpator einen Despoten werden. Seine erschrockenen und feigen Diener hatten nicht den Muth mehr, ihm den Abgrund zu zeigen, den er selbst sich grub. Einige freueten sich sogar darüber, daß sie ihn darauf losrennen sahen: sie wollten sich wegen der Demüthigungen rächen, womit er sie überhäuft hatte. Bald war ihm die Laufbahn thörichter Unternehmungen geöffnet. Hätten ihm die Weisheit und die Vernunft wider Erwarten den Rath gegeben, sich nicht ohne Führer darauf zu stürzen, so würde ihr Loos Verweisung oder Verachtung gewesen seyn. Als Wüthender warf

er sich auf den Kampfplatz, welcher Schlachtopfer und keinen Rath verlangt. Sein Herz war taub gegen das Geschrei des Blutes, der Religion, der Natur und der Freundschaft. Einen Löwen fesselt man nicht mit Blumen; in dem Blute seiner Schlachtopfer, stürzt er erschöpft nieder und steht nicht wieder auf. Der Grausame hat sich keine Freunde gemacht. Seine Wuth hatte sie von ihm entfernt, oder auf dem Felde der Verheerung vernichtet. Dies war Bonapartes Schicksal: im Glücke wurde ihm geschmeichelt und er wurde geliebkoset; im Unglücke verlassen oder verrathen. Das mußte so seyn; er hatte die Geduld der Einen ermüdet und die Habgier der Andern befriedigt.

Einer von Bonapartes größten Fehlern bestand darin, daß er bei seiner Thronbesteigung an der Festigkeit seiner Regierung gezweifelt und im umgekehrten Sinne die Mittel zur Befestigung seiner Macht ergriffen hatte. Freilich passen Ketten des Despotismus, treulose Kunstgriffe und strenge Maaßregeln besser für seinen Charakter, als Milde und Ueberzeugung. Als er sich auf den mit Unrecht angemaßten Thron setzte, mußte er nicht voraus sehen, daß er mit den Ansprüchen der verschiedenen Partheien zu kämpfen haben würde? daß sich der Haß, die Schmähsucht, ja selbst die Verläumdung an ihn machen würden? daß

der vergiftete Pfeil der Schmähschriften auf sein Haupt fallen und daß ihn seine ganze Macht nicht gegen den Spott bei einer Nation schützen würde, welche oft nicht einmal ihre rechtmäßigen Könige damit verschont? Als Consul verachtete er bisweilen namenlose Beleidigungen und oft heimliche Drohungen: warum that er nicht das Nämliche auf dem Throne? Er würde die Zunge der Einen und die Feder der Andern ermüdet haben. Aber nein! der argwöhnische und eifersüchtige Despote wollte die Gedanken in Fesseln schlagen, über alle Geheimnisse gebieten und die Hälfte seines Volks zum Spion der andern Hälfte machen.

Nur der Genius der Hölle konnte eine hohe geheime Polizei einrichten, die so gefährlich war, wie diejenige, von der Bonaparte der Schöpfer war. Vergebens würde Machiavelli seine Abhandlung vom Fürsten anführen. Dies Werk des durchdachten Verbrechens würde neben den Anstalten des kaiserlichen Spionenwesens erblassen. Dies Ungeheuer verbarg sich vor den Augen des großen Haufens, allein es hatte Millionen unsichtbarer Arme, die Tag und Nacht damit beschäftigt waren, die freundschaftlichen Mittheilungen, die vertraulichen Ergießungen, die Unterhaltungen zwischen Anverwandten, den Ausbruch eines Einfalls, das Schweigen der Gedanken, die gehei-

men Wünsche der Begierde und die Seufzer des Unterdrückten zu belauschen. Bald Angeber, bald Richter und Henker war dies treulose Chamäleon eine Mischung von allen Classen der Gesellschaft. Hohe Beamte und betitelte Personen, Schriftsteller und Seiltänzer, Handwerker und Rentirer, wurden insgeheim in diese Verbindung aufgenommen. Die Gesetzgeber hatten reiflich alle Abstufungen des menschlichen Lebens berechnet und wußten sie insgesammt zu benutzen. Die weißen Haare eines Greises flößen Ehrfurcht und Vertrauen ein; man glaubt nicht, daß ein Mann an den Pforten des Grabes noch den Angeber und Boshaften machen könne; dies war ein Grund mehr, warum man ihn zum Aushorcher machte. Ich habe Spione gesehen, die unter der Last der Jahre erlagen und ganz hinfällig waren. Von dem Grabe bis zur Wiege übersprang der Genius des Bösen bald die Entfernungen. An einem schönen Frühlingsnachmittage suchte Hr. T...ot im dichten Schatten der Alleen des Luxembourg den Kummer, der ihn drückte, zu zerstreuen. Einer seiner alten Freunde trifft ihn hier, zieht ihn auf eine Bank mit fort, und hier fragt er ihn um die Ursache seiner Traurigkeit. — Ich hatte zwei Söhne, die einzige Hoffnung meiner alten Tage; alle beide sind ermordet worden, der Eine bei der

Metzelei von Eylau, der Andere bei dem Morden bei Bautzen. Er sprach, noch als ein fünfjähriges gut angezogenes Kind, das so schön wie der Tag war, zwischen die Kniee der beiden Freunde flüchtete. Es wird, sagte es, von seiner Wärterin verfolgt, die sie wirklich in der Mitte der Allee bemerken, und die an ihrem Halse ein anderes Kind hängen hat. Die kindliche Anmuth des kleinen Flüchtlings gefällt den beiden Greisen. Der Eine nimmt es auf seinen Schooß, tröstet es und verspricht ihm, es mit seiner Wärterin auszusöhnen. Die Letztere kommt nicht. Der Greis, der über den Verlust seiner Söhne trostlos ist, setzt seine Unterredung fort. — Ja, mein Freund! meine theuren Söhne sind nicht mehr. Guter Gott! wirst du nie das Ungeheuer zu Boden schmettern, das sie auf die Felder des Todes geschleppt hat! — Ich fühle das ganze Gewicht Ihres Schmerzes; ich weine wie Sie, aber wie viele Familien giebt es nicht in Europa, die eben solche Unfälle zu beweinen haben? Sie rufen die Blitze des Himmels auf das Haupt des Urhebers aller unserer Leiden herab; Ihre Wünsche werden, wie ich glaube, bald erfüllt werden. Die Hand Gottes hat den Corsen getroffen und die Kühnheit seines mörderischen Genies hält es nicht mehr gegen die Macht der Verbündeten aus.

Das Kind hatte den Inhalt der Unterredung der beiden Freunde nicht verloren. Es macht sich allmählig von den Knieen los, die es tragen. Bei dieser Bewegung kommt seine angebliche Wärterin auf dasselbe los. Es entwischt; sie thut, als ob sie es verfolge; sie hascht es und bald verschwinden sie.

Folgendes ist die Thatsache: seit einiger Zeit war Herr T . . . ot, von dem man wußte, daß er über den Verlust seiner beiden Söhne sehr betrübt war, bei der hohen Polizei in starken Verdacht gerathen, als ob er ein geschworner Feind der Person des Kaisers sey. Er war ein kluger Mann und sah wenig Gesellschaft, und wenn er bisweilen seine Galle ausgoß, so geschah dies bloß in Gegenwart von sichern Freunden. Gegen alle andere Menschen beobachtete er eine Zurückhaltung, welche die Polizeiagenten, die den Auftrag hatten, ihm nachzugehen und ihn strafbar zu finden, beinahe zur Verzweiflung brachte. Ihre Versuche waren fruchtlos gewesen. Endlich bemerkte man, daß er sich bei seinen täglichen Spatziergängen im Garten Luxembourg gewöhnlich auf eine Bank setzte und sich bisweilen sehr lange mit jemand unterhielt, der sein Freund zu seyn schien. Sobald sich ihnen jemand näherte und sich auf derselben

Bank niederließ, sprachen sie von gleichgültigen Dingen.

Unter die Werkzeuge der geheimen Polizei gehörten auch ein Dutzend Kinder, die sich durch einen frühzeitigen Verstand und eine artige Gestalt auszeichneten. Diese schwachen Geschöpfe wurden in der schrecklichen Kunst unterrichtet, sich unter Leute zu schleichen, deren Meinung die Behörde kennen zu lernen wünschte. Ihre Jugend konnte nicht den geringsten Verdacht erregen; die Menschen äußerten ihre Meinungen in ihrer Gegenwart ungescheuet, allein kein Wort entfiel dem Gedächtnisse dieser kleinen Schlangen, und bald wußte der Schuft, der sie abschickte, mehr, als er brauchte, um die Person zu Grunde zu richten, die er ausspähen ließ. Einige von diesen Kindern, welche keine Gelegenheit hatten, zu den bezeichneten Personen zu kommen, stellten sich sogar des Abends an eine Ecke der Wohnung derselben, und wenn sie sie nun des Abends nach Hause zurückkommen sahen, so stießen sie ein durchdringendes Geschrei aus; man lief hinzu, fragte sie, was ihnen fehle, und es hieß, sie hätten sich verirrt. Man hatte sogleich einen falschen Namen angenommen und konnte den Namen der Straße nicht nennen, wo man wohnte. Jedoch war man überzeugt, daß man den andern Tag seinen Weg wieder finden

werde, sobald es Tag sey. Wer hätte nun so hartherzig und grausam seyn wollen, ein Kind von sechs Jahren, das reinlich und ordentlich gekleidet gieng und sehr hübsch aussah, von sich zu stoßen! Man nahm es mit Vergnügen mit nach Hause; es wurde der Lieblingsfreund der Kinder der Familie, wenn man dergleichen hatte, und den andern Tag richtete das kleine Ungeheuer vielleicht seinen Wohlthäter zu Grunde, indem es denjenigen, die es geschickt hatten, alle Geheimnisse entdeckte, die es in dem Hause gehört, wo man es so gastfrei aufgenommen hatte.

Eines von diesem kleinen Gezüchte der Polizei floh im Garten des Luxembourg in Herrn T...ot Arme; die Wärterin gehörte auch mit unter die Söldlinge der Polizei. Zwei Tage darauf wurde der unglückliche Vater auf dem Markte St. Roch verhaftet. Man brachte ihn in das geheime Behältniß in der Conciergerie, wo man ihn erst fünf Tage darauf verhörte. Was habe ich gethan? sagte er zu sich selbst. Ich habe eine Meinung, aber ich habe sie nur in Gegenwar tmeiner Freunde geäußert. Ihrer bin ich so versichert, wie meiner selbst. Fünf Tage darauf erschien er vor V..., aber wie groß war sein Erstaunen, als ihm sein Untersucher Wort für Wort die Unterredung hersagte, die er im Garten des Lu-

xembourg mit seinem Freunde gehabt hatte. Trotz seiner Bestürzung leugnete er doch alles. — Ah! Sie leugnen, versetzte der furchtbare V..., warten Sie, ich will Ihnen sogleich einen Zeugen holen, der sie zum Geständnisse bringen soll! Bei diesen Worten gab er Befehl, den Unglücksgefährten des Herrn T...ot herbei zu führen. Beim Anblicke seines Freundes rief er voller Verzweiflung aus: Himmel! ich bin verloren. Treuloser! kannst du, der ich dich mit meiner Freundschaft beehrte, mich so grausam verrathen haben! — Sie irren sich, versetzte V..., der Herr hat Sie nicht verrathen; er ist vielmehr angeklagt und verhaftet, wie Sie. — Unmöglich, mein Herr! er ist der Einzige, mit dem ich vorgestern im Luxembourg gesprochen habe. — Das thut nichts, wissen Sie, daß selbst die Luft uns unbesonnene Reden zuführt? — Ich bin also der Unglücklichste der Menschen. — Ja! seinen Freund anklagen und sogleich Geständnisse thun, nach denen man nicht weiter fragt, ich gestehe, daß dies unglücklich seyn heißt. In der Folge wurden diese beiden Unglücklichen nach dem Schlosse Ham gebracht.

Diese beiden Anekdoten, wo ein Greis und ein Kind auftreten, beweisen, daß die Agenten des

Verbrechens Leben und Tod ins Spiel zu ziehen wußten, um ihren Zweck zu erreichen.

Die hohe Polizei hatte noch andere Schlingen, denen es sehr schwer war, zu entgehen, weil es niemand einfiel, sie auch nur für verdächtig zu halten. Sie hatte zu ihrem Befehl eine Gesellschaft von Leuten von beiden Geschlechtern, die Bonaparte im Scherze die cytherische Cohorte nannte. Alles, was Jugend, Schönheit, Anmuth und angenehme Talente bei beiden Geschlechtern Verführerisches hatten, fand sich hier beisammen. Herrlich gewachsene Mannspersonen, himmlische Jungfrauen, wovon die Meisten durch Schulden zu Grunde gerichtet, der Verschwendung ergeben waren, oder vom Golddurste verzehrt wurden, gaben sich ohne Erröthen zu schändlichen Machinationen eines Despoten hin, der selbst mitten unter seinen Schlachtopfern zitterte. Folgende Thatsache wird einen Begriff von der Art geben, auf welche man von diesen gefährlichen Agenten Gebrauch machte.

Im J. 1809 traf ein Holländer Anstalt, zu Leipzig einen gründlich gedachten Aufsatz gegen Bonapartes unerträglichen Ehrgeitz drucken zu lassen. Der Baron D....., der zuerst heimlich Nachricht von diesem Vorhaben erhielt, drückt sich in seinem Briefe an den Kaiser folgendermaßen aus: „die Person, welche die Handschrift ge-

lesen, hat mich versichert, sie habe nie eine gründlicher gedachte und besser geschriebene Schrift gelesen. Dieser Aufruf an alle Souverains, der voll Gründe und Thatsachen ist, flößt dem Herzen eine Ueberzeugung ein, deren man sich nicht erwehren kann. Dies ist die gefährlichste Schrift, welche noch jemals in irgend einer Sprache gegen den französischen Monarchen erschienen ist."

Man kann sich leicht vorstellen, daß Bonaparte sogleich alle seine geheimen Spürhunde aufrief. Der unglückliche Holländer gerieth bald in die Schlinge, die ihm Herr von M...... legte, welcher sich an der Spitze dieser wichtigen Unternehmung befand. Aber, o der Verzweiflung! o des Erstaunens der Herren französischen Inquisitoren! Sie durchsuchen den Unglücklichen, ziehen ihn aus, nehmen aus seinen Kleidern das Futter heraus, zerbrechen seine Geräthschaften, trennen die Betten und Matratzen auf und schlagen eine Venus von Gyps in Stücken. Nichts, durchaus nichts. Der Aufsatz ist weg. Ihre Wuth läßt sich nicht beschreiben; man muß sich an ihre Stelle setzen, um einen Begriff von der Stärke derselben zu haben. Was ist aus einer Handschrift worden, die Sie herausgeben sollten? — Ich habe nie etwas geschrieben; nie ist es mir eingefallen, etwas herauszugeben. — Mein Herr! man hintergeht

meine Regierung nicht; die Thatsache ist gegründet. Ich will Ihnen mehr sagen: ich habe keinen Befehl, Sie Ihrer Freiheit zu berauben. Ich frage Sie, ob Sie die Noth zum Schreiben gezwungen hat; in diesem Falle verlangen Sie für Ihr Werk, was Sie wollen. Hier ist eine reichlich gespickte Brieftasche; sprechen Sie und ich will Ihnen auszahlen. Sind Sie unzufrieden und ohne Amt? Hat man Sie bei der neuen Regierung in Holland vergessen? Man ist bereit, Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Sie wissen, daß die Könige nicht alles sehen können. — Mein Herr! solche Anerbietungen sind verführerisch, allein es thut mir sehr leid, daß ich nichts darauf erwiedern kann. Man hat Sie in Betreff meiner in Irrthum geführt. Ich sage es Ihnen noch einmal, ich habe nie etwas gegen die französische Regierung geschrieben."

Als Herr von M...... sah, daß er unbeweglich war und daß er ihn nicht verführen konnte, ließ er ihn nach Frankreich führen, wo er in ein Staatsgefängniß geworfen wurde. Ich weiß nicht, welches es war; ich habe seitdem nie wieder von diesem unglücklichen Holländer etwas gehört. Die Brieftasche, woraus ich diese Nachrichten genommen habe, erwähnt nichts weiter darüber.

Und wo war denn nun der berufene Aufsatz? Durch was für ein Wunder war er den Nachforschungen der ministeriellen Spürhunde entzogen worden? Hiermit gieng es folgendermaßen zu. Einige Tage vor seiner Verhaftung hatte der Verfasser gerechten Verdacht auf einen Mann geworfen, von dem er glaubte, er habe mit ihm einerlei Gesinnung, und dem er unvorsichtiger Weise seinen Entwurf mitgetheilt hatte. Unter diesen Umständen fand er es für rathsam, sein köstliches Manuscript für den Augenblick einem Freunde anzuvertrauen, der in der Gegend von Prag lebte und sich in diesem Augenblicke in Leipzig befand. Bloß dieser Umstand vereitelte den Hauptzweck der Sendung des Herrn von M...... Glauben Sie wohl, daß es die geheime Inquisition hierbei bewenden ließ? Nein! Der Kaiser wollte das Manuscript um jeden Preis haben, und als er beinahe die Unmöglichkeit sah, seiner habhaft zu werden, so trachtete er um so stärker darnach. Thun Sie, was Sie wollen, sagte er zum Herrn von M......, ich muß es haben und kehrte ihm hierauf den Rücken zu.

Man mußte auf neue Maaßregeln sinnen. Herr von M...... machte eine zweite Reise nach Teutschland. Er besuchte den treulosen Freund, der den Holländer unglücklich gemacht hatte.

Das Ungeheuer hatte für sein Verbrechen bloß fünfhundert Franken bekommen. Im Falle eines glücklichen Erfolgs hatte man ihm tausend Thaler versprochen. Das Unternehmen war fehlgeschlagen, also erhielt er auch keine Belohnung weiter. Bei seinen verschiedenen Unterredungen mit dem französischen Agenten fielen beide einstimmig darauf, daß die Handschrift sich bei einigen Freunden des Verfassers befinde. Hören Sie! sagte der Teutsche: einige Tage vor der Verhaftung des Holländers besuchte ihn Einer seiner vertrauten Freunde. Beide haben beinahe einerlei Meinung über Napoleon. Ich wollte meinen Kopf darum verwetten, daß sich die Handschrift in seinen Händen befindet. Diese Idee war für den Herrn von M...... ein Lichtstrahl. — Wo lebt dieser Mann? — Er hält sich in der Gegend von Prag in Böhmen auf. — Sein Name? — Schustler. — Sein Stand? — Ein bloßer Privatmann, aber reich; er ist ungefähr vierzig Jahr alt von etwas mehr als mittler Statur, gut gebauet, seit zwei Jahren Wittwer, und hat bloß eine einzige vierjährige Tochter. — Hat er heftige Leidenschaften? — Er ist ein großer Liebhaber der Wissenschaften und der angenehmen Künste, besonders aber der Weiber. — Er liebt die Weiber! In diesem Falle ist der

Mann mein. Wenn ich glücklich bin, so bekommen Sie tausend Thaler; unterdessen haben Sie hier eine Anweisung auf fünfhundert Franken: es ist der Lohn für die Nachrichten, die Sie mir so eben gegeben haben. Herr von M...... war bald wieder nach Paris zurück.

Einen Wittwer kennen, der noch in der Blüthe seiner Jahre und ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts ist; bei ihm ein junges schönes Mädchen, das voll Talente und Anmuth ist, einzuführen wünschen, wahrlich, nichts ist leichter. Der betitelte Spürhund war davon fest überzeugt. Man traf bald Anordnungen, und sein Plan war schnell gefaßt. Unter den Nymphen der cytherischen Cohorte bemerkte man mit Vergnügen die junge und glänzende D....s; sie war von ehrbaren Eltern, die sie aber sehr jung verlor. Ihr Vermögen würde zu ihren Begierden hingereicht haben, wenn diese sich nach ihrem Vermögen gerichtet hätten, allein eine zügellose Luxussucht und eine grenzenlose Leidenschaft zum Spiele richteten sie zu Grunde. Wenn die Natur einen Kopf wie den ihrigen geschaffen hat, dann ruhet sie aus; sie ist erschöpft. Demoiselle D....s war zu schön, als daß sie sich schön nennen hören konnte, und was ihre Reitze noch unendlich erhöhete, war der Umstand, daß sie gar nicht that,

als ob sie dergleichen hätte. Mit diesen herrlichen Eigenschaften verband sie eine Menge angenehmer Kenntnisse. Als sie in Verlegenheit gerieth, ihren Geschmack zu befriedigen, war sie eine zeitlang die Geliebte eines jungen teutschen Herrn, den sie endlich zu Grunde gerichtet haben würde, wenn er nicht so klug gewesen wäre, ihr durch das Haus Recamier 15,000 Franken auszahlen zu lassen und ihr ein ewiges Lebewohl zu sagen. Es dauerte lange, ehe sie diesen Undankbaren durch einen andern ersetzte.

Indessen wurde sie auf einmal die Göttin unserer neuen vornehmen Herren. Ihr Geliebter war Einer der Liebenswürdigsten. Demoiselle D...s war nicht geitzig, nicht zudringlich fodernd, aber sie sah himmlisch schön aus und lebte verschwenderisch. Wenn man der Gattin ihres Geliebten glauben darf, so hat sie ihn in funfzehn Monaten 300,000 Franken gekostet. Ich für meine Person glaube, daß die Eifersucht dies übertrieben hat. Wie es auch seyn mag, der Geliebte konnte nicht lange für die Unterhaltung seiner verführerischen Eroberung sorgen; er brach daher plötzlich mit ihr, allein als artiger Mann wollte er sie doch nicht dem Mangel Preis geben. Er war es, der sie an die Spitze der Syrenen stellte, welche der geheimen Polizei verkauft waren. Die-

ser Posten war keiner der am wenigsten einträglichen des Staats. Wenn die Unternehmungen glänzend und schwierig waren, so verhundertfachte sich ihr bestimmter Gehalt. Niemand paßte besser dazu, als Demoiselle D . . . . s. Außer ihren übrigen Reitzen besaß sie noch die Geschicklichkeit, die teutsche Sprache mit Leichtigkeit zu sprechen. Dies war die Frucht ihrer Verbindung mit dem jungen Herrn von dieser Nation. Nach verschiedenen Unterredungen mit dem Herrn von M . . . . . . erhielt sie einen Paß unter dem Namen Brigitte Adelaide Saulnier, eine junge Wittwe, die in Teutschland ihrer Gesundheit wegen reiset. Ihre geheimen Verhaltungsbefehle lauteten folgendermaßen:

„Sie reisen geraden Wegs nach Prag in Böhmen. Hier erkundigen Sie sich insgeheim nach Herrn Schustler und nach seiner Wohnung. Unter dem Vorgeben einer reinen Luft, die für Ihre Gesundheit nothwendig ist, äußern Sie Lust, auf dem Lande zu leben, und richten es so ein, daß Sie eine Wohnung so nah als möglich an der Seinigen beziehen. Sie lassen bauen, wenn es nöthig ist; Sie sparen nichts. Das Uebrige überläßt man Ihren Einsichten und Ihrer Scharfsicht."

Als Demoiselle D . . . . s zu Prag anlangte, hatte sie keine Mühe, das ausfindig zu machen,

was sie suchte. Was eine Wohnung in Herrn Schustlers Nähe anbelangte, so war ihr der Zufall über Erwarten günstig. Auf Pistolenschußweite von dem Hause dieses Letztern war Eines, dessen Eigenthümer, ein Pergamentmacher seines Standes, es schon längst gern verkauft hätte. Man wurde bald Handels einig, und für 32,000 Franken erhielt sie eine sehr bequeme Wohnung in der Nähe des Mannes, den sie verführen sollte. (Ich bemerke hier, daß ein Theil des Folgenden aus ihren Briefen an Eine ihrer zärtlichsten Freundinnen entlehnt ist, die jetzt blind ist und bei ihr lebt.) Unsere junge Ausspäherin hatte sich kaum in der Gegend angesiedelt, so war sie auch schon von den Angelegenheiten des Herrn Schustler genau unterrichtet. Sie wußte, daß er oft nach Prag reisete. Sie traf daher ihre Anordnungen. Seine ganze Bedienung bestand in zwei Personen, einer Mannsperson und einem Frauenzimmer. Eines Tags, als sie wußte, daß Herr Schustler in der Stadt sey, setzte sie sich in Begleitung ihres Bedienten zu Pferde, in der Absicht, dem Wagen ihres Nachbarn zu begegnen, wenn er aus der Stadt zurück käme. Wirklich bemerkte sie ihn in einer großen Entfernung. Sogleich steigt sie ab, als ob sie von der Hitze ermüdet wäre, legt sich auf den Rasen in der Nähe der Straße hin, schlägt ihren

Schleier zurück und thut, als ob sie schlafe. Der Zügel ihres Pferdes gieng durch ihren linken Arm hindurch. Der Wagen ihres Nachbars war bald bei ihr; auf einmal richtet sie sich in die Höhe, wie jemand, der durch ein unerwartetes Geräusch aufgeweckt wird. Ihr erschrockenes Pferd thut einige Schritte zurück. Herr Schustler, der für die junge Fremde zitterte, sprang schnell aus seinem Wagen. Die Schöne hatte ihren Schleier wieder übergeworfen. So viele Reitze versteinerten den Teutschen ganz; es fehlt ihm an Kräften und an Sprache; er athmet bloß noch, um zu bewundern. Doch ermannt er sich.

„Verzeihung, Madame! sagte er, wenn ich Sie gestört habe; ich würde in Verzweiflung gerathen, wenn ich nicht diesem Zufalle das süßeste der Vergnügen zu verdanken hätte, nämlich jenes, das Schönste zu sehen, was der Himmel geschaffen hat."

„Was Sie die Störung meines Schlummers nennen, das hat sehr wenig auf sich, mein Herr! Was Sie die Güte haben, mir Artiges zu sagen, so sind Sie eine Mannsperson und noch jung, ich weiß, was ich davon denken soll." Bei diesen Worten schwang sie sich leicht auf ihr Pferd. Der Teutsche, der außer sich war, daß er so schnell den Anblick einer solchen Schönheit verlieren sollte, griff dem Pferde schüchtern in die Zügel: „Wie! sagte er zu der jun-

gen Unbekannten, Sie wollten so grausam seyn, und mich so schnell des Vergnügens, Sie zu bewundern, berauben? Sollte ich Ihnen nur im geringsten mißfallen, so bin ich bereit, mich zu entfernen; allein wenn Sie nicht abgeneigt sind, mir eine Gefälligkeit zu erweisen, so sagen Sie mir, ich bitte Sie, wer Sie sind, und mit wem ich die Ehre zu sprechen habe."

„Ein braver Mann ist nie unwillkommen. Sie wünschen zu wissen, wer ich bin: dies ist ganz natürlich. Ich bin Wittwe und eine Französin, und seit zwei Tagen bewohne ich zwei Büchsenschüsse von hier ein ziemlich artiges Haus, das ich vor einigen Tagen gekauft habe."

„Wie! Sie wären die Besitzerin des Hauses Janyek? — Ja, so heißt derjenige, der mir es verkauft hat. — Engel des Himmels! wir sind Nachbarn; aus meinen Fenstern kann ich in Ihre Wohnung sehen. Ach, Madame! es thut mir unendlich leid, daß ich Ihnen noch keinen Besuch abgestattet habe." — „Mein Herr! es ist noch nichts verloren; ich bin kaum eingerichtet. Ich weiß, daß es auf dem Lande nichts köstlicheres giebt, als gute Nachbarn; daher hoffe ich, Ihre genaue Bekanntschaft zu machen." Sie grüßte ihn noch einmal lächelnd und verschwand sogleich mit Blitzesschnelle.

Herr Schustler war vor Entzücken ganz außer sich. In einem so glühend heißen Kopfe mußte die schöne Saulnier (denn sie führte damals den Namen, der in ihrem Passe stand) schreckliche Verheerungen anrichten. Wie lang kam ihm die Nacht vor! Den andern Tag legte er bei seiner Nachbarin einen Besuch ab. Diese hatte ihn aus seinem Hause kommen sehen und sich an das Pianoforte gesetzt. Sie wollte alle Arten von Verführung aufbieten, um ihn zu fesseln.

„Wenn ich Sie nur nicht in Ihren Vergnügungen störe, sagte er zu ihr bei seinem Eintritte; schon habe ich Sie im Schlafe gestört, aber ich versichere Sie, daß an Ihnen alles im höchsten Grade der Vollkommenheit ist. Gestern bewunderte ich Ihre Schönheit, heute lassen mich die Töne, welche Sie Ihrem Instrumente entlocken, kaum zu Athem kommen. — Herr Nachbar! weg mit Lobeserhebungen! auf dem Lande muß man einfach, wie die Natur selbst, seyn, dessen Bild sie ist. — Halten Sie ein, Madame! Nie haben Täuschung und Lüge meine Seele entweihet. Ich sage, was ich denke, und mein Herz muß seine Gefühle ausdrücken. Erlauben Sie noch zwei Worte, und urtheilen Sie selbst, ob sich ein Betrüger so ausdrückt. Kaum sind vier und zwanzig Stunden verflossen, daß ich Sie zum erstenmale gesehen habe, und wenn Sie

jetzt ein Zufall den Gefühlen entrisse, die Sie mir eingeflößt haben, so weiß ich nicht, Madame! ob ich noch zu leben wünschte; und doch bin ich Vater. O ja! ich bin ein guter Vater!" Thränen rollten ihm aus den Augen.

Madame Saulnier, die an ihr Fortepiano gelehnt stand, ein Raub der Empfindungen war, die sie sich nicht erklären konnte, weil sie dieselben noch nie gefühlt hatte, suchte vergebens eine Antwort. Ihre Blicke verweilten auf Herrn Schustler; er dünkte ihr der schönste Mann von der Welt. „Kommen Sie, mein Herr! sagte sie, wir wollen mit einander frühstücken. Sie haben mich in eine süße Betrübniß versetzt. Ich wünschte, unsere Verbindung wäre älter." — „Schöne Saulnier! die Zärtlichkeit, welche ich gegen Sie fühle, ist von einem geheiligten Alter; sie schreibt sich unmittelbar aus der Tiefe meines Herzens her."

Das Frühstück vergieng ruhig. Die Freundschaft würzte die Unterhaltung. „Wenn Sie diejenigen nicht hassen, welche Sie lieben, sagte er beim Fortgehen, so werde ich so glücklich seyn, Sie, Madame! morgen um die nämliche Zeit bei mir zu sehen." — „Sie wissen Ihre Bitten so vortreflich einzukleiden, daß man sie Ihnen nicht abschlagen kann."

Als Madame Saulnier wieder allein war, wollte sie sich von dem Zustande ihres Herzens Rechenschaft geben. Sie verbarg ihre Empfindungen nicht, und sagte, wie sie nachmals an ihre Freundin schrieb, zu sich: „Ich wollte verführen und ich wurde verführt.“ Ihre Verwandlung war eben so dauerhaft, als schnell. Sie war über die Rolle aufgebracht, die sie gespielt, so wie über die, welche man ihr aufgetragen hatte. „Ich wünsche glücklich zu seyn, sagte sie zu sich selbst, aber ich will keinen braven Mann hintergehen. Morgen entdecke ich ihm, wer ich bin und was ich war.“

Sie wurde von Herrn Schustler empfangen, wie ein Engel unter uns, wenn man ihn kennete. „Hier sehen Sie das, indem er ihr seine kleine Tochter vorstellte, was mir vor einigen Tagen noch auf der Welt am theuersten war. So oft ich sie neben Ihnen sehe, werde ich zu mir sagen: hier sind alle meine Schätze beisammen.“

Madame Saulnier überhäufte das kleine Mädchen mit den herzlichsten Liebkosungen; sie glaubte sie demjenigen zu erweisen, von dem dasselbe das Leben erhalten hatte. Sie hatte zwar gestern versprochen, ihr Herz ihrem liebenswürdigen Nachbar zu eröffnen, allein als sie dies peinliche Geständniß thun wollte, verließ sie ihre Herzhaftigkeit. „In der Abwesenheit des Herrn Schust-

ler, schrieb sie nach Paris, bin ich ein Löwe, der ihm selbst die geringsten Versehen zu entdecken im Stande wäre, aber sobald er zugegen ist, bin ich nichts weiter, als ein schüchternes Huhn; mein ganzer Muth verweilt in meinen Blicken, und selten sind sie auf etwas anderes, als auf meinen Geliebten geheftet."

Seit zwei Monaten lebten beide in jenem Zustande von Ungewißheit, welche jederzeit zwei wahrhafte Liebende fühlen, ehe sie sich erklären. Herr Schustler wollte ihm auf einen Schlag und mit zwei Worten ein Ende machen. Als er sich eines Nachmittags mit ihr im Saale befand und ihr alle Beweise von einer wahren und starken Leidenschaft gegeben hatte, sagte er zu ihr: „Wenn meine liebenswürdige Freundin so frei ist, wie ich; wenn ihr Herz nicht anderswo gefesselt ist; wenn ihr meine Person und mein Vermögen nicht mißfallen, so erkläre sie sich, ehe die Sonne zweimal untergeht, sie kann sowohl die Mutter meines Kindes, als meine angebetete Gattin seyn."

„Ehe ich Ihre Anerbietungen beantworte, erlauben Sie mir, mein würdiger Freund, daß ich Ihnen mein Herz eröffne. Fürchten Sie nicht, daß Sie Ihre Wahl einst gereuen könne? Wissen Sie, wer ich bin? — Still, Madame! Sind Sie frei? — Wie die Luft. — Ist Ihnen meine

Person zuwider? Dünkt Ihnen meine Tochter nicht etwa eine Last? — Ihre Tochter? Ich werde ihr eine zärtliche Mutter seyn. Was Sie anbetrifft, mein Herr! so kann ich Ihnen nicht mehr verbergen, daß ich Sie anbete. — Und ich, ich vergöttere Sie. Nun keine vertrauten Mittheilungen, keine Geständnisse weiter. Wenn das, was Sie mir zu sagen haben, zu Ihrem Vortheile ist, so brauche ich es nicht zu wissen; ich kann Sie nicht zärtlicher lieben: sind es hingegen Fehler, die Sie sich haben zu Schulden kommen lassen, so nutzt es mir nichts, sie kennen zu lernen. Sie können niemals weniger geliebt werden. Hälfte meiner Seele! Ich war bloß nach einem Geheimnisse begierig; dies ist Ihnen entwischt. Ich bin Ihnen theuer und ich falle Ihnen zu Füßen; wirklich that er es. — Das ist nicht Ihr Platz, versetzte ihm seine junge Geliebte, indem sie ihn aufhob; er ist immer an meinem Herzen und muß da immer seyn."

Acht Tage darauf erhielt Demoiselle D....s Herrn Schustlers Hand am Fuße des Altars. Es blieb ihr nunmehro noch die Vollziehung der Sendung übrig, die ihr die französische Regierung aufgetragen hatte. Sie sprach von dem Verfasser der Handschrift und von seiner Aufhebung als von einer Sache, von der sie reden gehört hätte. „Wie! fragte sie ihr Gatte, Sie haben das ge-

wußt? Ach! meine Freundin, ich bin bei dieser verwünschten Sache in großer Gefahr gewesen. Mir übergab er einige Tage vor seiner Verhaftung die unselige Handschrift, allein bei der ersten Nachricht von seiner Aufhebung verbrannte ich diesen Aufsatz."

Seine Gattin wollte nichts weiter wissen. Sie theilte diese Umstände dem vornehmsten Agenten dieser Sendung mit, und gab ihm die Versicherung, Se. kaiserl. Majestät könnten in Hinsicht dieser Sache ganz ruhig seyn. Unter verschiedenen Vorwänden suchte sie die Genehmigung zu erhalten, nicht wieder nach Frankreich zurückkehren zu müssen, da sie, wie sie sagte, in Böhmen ein Glück gefunden habe, das ihr Vaterland ihr nicht mehr verschaffen könne. Ihre Freundin, die seitdem blind geworden ist und jetzt bei ihr lebt, erhielt von ihr Auftrag, alles zu verkaufen, was Madame Schustler in Frankreich gelassen hatte. Diesen Auftrag richtete sie getreulich aus.

So endigte sich also eine Sache, die nicht unter so günstigen Vorbedeutungen begonnen hatte, und so wurde ein bezauberndes Frauenzimmer zur Tugend zurück gebracht, das sich seine Verirrung lange Zeit zum Vorwurfe machte. Wollte Gott! eine andere Unglückliche, die, wie sie, mit der hohen Polizei in Verbindung stand, hätte ihr Bei-

spiel nachgeahmt; sie konnte es; der Unglückliche, den sie den Henkern überlieferte, hatte sich erboten, sie zu heirathen. Er war von einer guten Familie, und wurde als geheimer Agent des Berliner Cabinets auf der Ebene von Grenelle erschossen. Ohne die thörichte Leidenschaft, die er für diejenige gefaßt hatte, welche ihn meuchelmordete, und ohne die vertraulichen Mittheilungen, die er ihr machte, würde der Unglückliche nie überführt worden seyn.

Die geheimen Hinrichtungen und die Einkerkerung der bedeutendsten Personen waren hauptsächlich das Werk dieser Syrenen und Adonis. Durch Einen von diesen Spionen erfuhr die Regierung die Entwürfe des Baron Imbert*), wobei auch der Verfasser mehrerer bezaubernder Opern, Herr M...., in große Gefahr kam. Die nämlichen Agenten gaben auch die wichtigsten Aufschlüsse über den Anführer der Royalisten, den General Lemercier, der im Flecken Lamothe bei Loudac getödtet wurde. Der Ritter Laa, die Herren Dubuc und Rosselin wurden auf die Angaben zweier

*) Dieser lebte zu Anfange des Jahrs 1814 in London, wo er mit der englischen Regierung in einen Streit gerathen war.

D. Ueb.

solcher Geschöpfe verhaftet. Die beiden Letztern fielen als Opfer der unvorsichtigen vertraulichen Mittheilungen, welche ein reicher Bankier einem gewissen Mädchen gemacht, das ihn verführt hatte und das die geheime Polizei damals unter ihre wachsamsten Schildwachen zählte.

Der irländische Priester Macarthy wurde wegen eines Verbrechens erschossen, das ihm von zwei geheimen Spionen ganz ohne allen Grund Schuld gegeben wurde, weil er ihnen nicht hatte viertausend Franken borgen wollen. Er war sehr reich. Eine Dame reisete ausdrücklich nach Paris, um bei Bonaparte seine Begnadigung zu erflehen. „Das ist unmöglich, versetzte er, reich und ein Verräther; das wäre ein Todtschlag, wenn man ihn für unschuldig hielte."

Diese gefährlichen Angeber waren fast immer ihren Schlachtopfern unbekannt; bisweilen ließen diese jene sogar in ihre Gefängnisse kommen, um von ihnen entweder Trost oder Dienste zu erhalten. Die Grausamen legten alsdann den Balsam eines erdichteten Mitleides auf die Wunden, die sie geschlagen hatten. D.. v. P.. that noch mehr. Der Baron Kolli*), den er zuerst der

---

*) Der Baron Kolli, der mit Geld und Creditivschreiben des Königs von England an Ferdinand

hohen Polizei angezeigt hatte, ließ ihm insgeheim einige Tage vor seinem Tode als Freundschaftszeichen einen Diamant überreichen. Der Bösewicht nahm ihn an.

Die geheime Inquisition hatte noch eine andere Art, Geheimnisse zu entreißen. Bei dem Polizeiminister selbst war eine Stube, wo man bisweilen den Verhafteten aufbewahrte. Hier besuchten höchst durchtriebene und abgefeimte Inspectoren den Gefangenen, sprachen wenig mit ihm von seiner Sache und luden ihn zu Tische ein. Die Küche des Ministers lieferte alles, was man zu einer guten Mahlzeit brauchte, besonders vortrefliche Weine. Der Zweck gieng dahin, dem Gefangenen tüchtig zuzutrinken und ihm seine Geheimnisse durch eine völlige Trunkenheit abzulocken.

Im Jahre 1812 war diese Stube Zeuge einer ziemlich lustigen Scene, wo der Inspektor eben keine glänzende Rolle spielte. Ein junger Mensch, ein ziemlich schlechtes Subjekt, wurde wegen des

---

VII. nach Valençais abgeschickt war, lebt jetzt in England, und blieb bis zum April 1814 in Frankreich im Gefängnisse. Im Auslande wußte man freilich nicht, ob er erschossen worden sey, oder ob er noch lebe: denn alles war auf einmal über ihn verstummt.

D. Ueb.

Verbrechens des heimlichen Anwerbens verhaftet. Er hatte Theilnehmer, und bei drei auf einander folgenden Verhören hatte man ihn nicht zum Geständnisse bringen können. Man brachte ihn zum Polizeiminister und als er hier ankam, suchte ihn Savary auf alle Art und Weise auszuforschen, konnte aber nichts aus ihm herausbringen. Er ließ heimlich Befehl geben, bei ihm einen Versuch mit einer tüchtigen Mahlzeit zu machen, wo guter Wein nicht gespart würde. Der junge heimliche Anwerber wurde also in die dazu bestimmte Stube gebracht. Man ließ sogleich Einen der besten Bullenbeißer der geheimen Polizei auf ihn los. Man kann sich leicht vorstellen, daß das Anerbieten einer Mahlzeit einen lustigen Bruder, wie der Gefangene war, nicht schreckte. Der Wein floß in Strömen; allein war nun der Inspektor übel aufgelegt, oder konnte er sich nicht genug beherrschen, genug er wurde das, wozu er hatte den Andern machen wollen; er schlief am Tische ein. Der heimliche Anwerber verliert keine Zeit; als Tabakraucher nimmt er einen tüchtigen Mund voll Tabak, kauet ihn und preßt ihn in das Glas des Inspektors aus, das er mit Wein füllt. Mein Herr! ruft er, indem er ihn weckt, wollen wir nicht noch eines trinken? Wir haben noch zwei Bouteillen. Der Schläfer erwacht, stammelt, erinnert sich kaum

an seinen Auftrag, trinkt sein Glas Wein aus und schläft wieder ein. Der Gefangene läßt ihn einige Minuten ruhen, um dem Tabak zum Wirken Zeit zu lassen. Darauf schüttelt er ihn tüchtig durch, um zu sehen, ob er an ihm etwas versuchen könne. Der arme Inspektor war mehr als toll und voll; dann zieht er ihm seinen Rock, seine Weste aus, nimmt ihm sein Halstuch, seinen Hut, seine Schuhe und Strümpfe ab und zieht schnell alles an; schnallt seinen Degen um, steckt die Uhr und 47 Franken ein, die er bei sich hat; sucht in seinen Taschen den Schlüssel, öffnet die Thür und ergreift die Flucht, alles dies war das Werk eines Augenblicks. Ich weiß nicht, was der Minister dazu gesagt hat, als die Entwischung bekannt wurde. Diese Sache ist in Frankreich nie bekannt worden; zu München theilte sie Einer der Freunde des Helden des Stücks meinem Bedienten mit, der mir sie umständlich erzählt hat.

Es ist beinahe unglaublich, welche ungeheuere Summen die geheime Polizei verschlang. Eine einzige Abtheilung, diejenige, welche Bonaparte die cytherische Cohorte nannte, hat vom 10. März 1812 bis zum 22. Januar 1813, 5,332,500 Franken für Reisekosten, Besoldnng und Vergütungen gekostet. Der Ritter von Rivoire Saint

Hypolite*), ein Seeofficier, der stark mit in die Sache des Generals Lemercier verwickelt war, hat allein von 1807 an, als er von Madrid weggieng, wo er bei Herrn Strogonoff war, bis zum Monat Oktober 1810, wo er zu Amsterdam verhaftet wurde, 400,200 Franken gekostet In dieser Summe sind noch nicht die Transport und Unterhaltungskosten in den verschiedenen Gefängnissen begriffen, in die man ihn eingesperrt hat. Zwei Jahre lang hat er stets zwei unsichtbare Agenten um sich gehabt, die ihm in die verschiedenen Länder nachfolgten, in die er reisete. Seine Gattin, die festgesetzt wurde, weil sie als Mannsperson verkleidet von dem Schlosse Lourde seine Entweichung begünstigt hatte, hat 72,000 Franken gekostet. Die Regierung war damals so hungrig nach Gefangenen, daß auf dem Schlosse Ham ein Kind von 20 Monaten sein besonderes Gefangenregister hatte. Dies unschuldige Geschöpf hieß Jemima und war die Tochter des englischen Baronnets und Generallieutenants Campbell, der damals mit seiner Gemahlin gefangen saß. Sollte jemand an dieser Thatsache zweifeln, so ver-

---

*) Dieser lebt jetzt wieder in Frankreich, wo er eine Geschichte seiner Schicksale herausgegeben hat.

D. Ueb.

weise ich ihn, um sich von der Wahrheit derselben zu versichern, an den Kerkermeister des Schlosses, Herrn Charpin.

Ich beschränke mich auf diese Anekdoten in Betreff der geheimen Polizei. Sie beweisen zwei Umstände: erstens, daß man sich nicht wundern darf, daß Bonaparte bei einem solchen Spionensysteme fast immer in die Geheimnisse der verschiedenen europäischen Cabinette eingeweihet war; zweitens, daß der Despot, sobald er einmal den Thron bestiegen hatte, unaufhörlich von den Qualen der Furcht und des Argwohns gefoltert wurde; daher jene Menge von Unternehmungen, die eben so thöricht als schlecht entworfen waren; jene ewigen Kriege ohne Zweck und Ziel. Konnte man aber etwas anderes von einem Manne erwarten, der laut zu seinen Ministern sagte: „zur Befestigung eines neuen Throns muß man nothwendig den Krieg unterhalten; es ist das einzige Mittel, die Völker am Nachdenken zu verhindern."

Es dauerte nicht lange, so brachte er diese abscheulichen Grundsätze in Anwendung. Ein österreichischer Minister hatte die Unvorsichtigkeit gehabt, in Gegenwart eines Menschen, der an den französischen Hof verkauft war, zu sagen: „Bonaparte wird mit uns keine Händel mehr su-

chen; er hat bloß einen Adler, wir aber haben zwei."

Diese unvorsichtige Aeußerung, auf die kein anderer Souverain geachtet hätte, machte Bonaparte wüthend. Eigenhändig schrieb er an den von ihm sogenannten frechen Minister: „Ich hatte keinen Adler, und ich habe euch gefegt. Nunmehro habe ich Einen, und ob er schon erst ausgebrütet ist, doch wehe den unvorsichtigen Adlern, die ihn seinen Horst zu verlassen nöthigen, er wird sie verschlingen!" Hier muß ich einem Hofmanne Gerechtigkeit widerfahren lassen, der nie etwas Gutes gethan hat. Herr M... hatte den edlen Muth, dem Monarchen vorzustellen, daß diese Antwort seines Ranges unwürdig wäre: „Seit wann, sagte er, schreiben die Könige an die frechen Unterthanen eines fremden Fürsten? Hat der Kaiser von Oesterreich diese Sprache geführt? Gegen ihn allein können Sie sich erklären, ohne Ihrer Ehre zu nahe zu treten: er allein ist eines Briefes von Ihrer Hand würdig."

Ich hätte den Sprecher gern umarmt. Man konnte sich in der That nicht besser benehmen, um es dahin zu bringen, daß der Brief nicht abgeschickt wurde: die Eigenliebe eines solchen Fürsten zu gewinnen, wie Napoleon, um ihn dahin zu bringen, keine schlechte Handlung zu be-

gehen, das war wirklich das Werk eines geschickten Politikers und eines vollendeten Hofmanns. „Ich gebe Ihren Gründen nach, sagte der Kaiser zu ihm, indem er den Brief zerriß, aber Sie werden gestehen, daß dieser Brief in kräftigen Ausdrücken abgefaßt war." Dieser letztere Zug schildert den Mann besser, als man glaubt.

Oesterreich fügte sich jedoch ungern in die Umstände. Der Name der schönen Provinzen in Italien, die nicht mehr die Seinigen waren, schlich sich in alle seine Erinnerungen ein, und entwischte alle Tage der Feder seiner Schriftsteller. Bonaparte, der von seiner Seite nichts als kriegerische Angriffe athmete, that nichts, um Franz II. den Gedanken aus dem Gedächtnisse zu bringen, daß er bloß der vierte Beherrscher des festen Landes sey. Dieser Zustand der Dinge konnte nicht fortdauern. Von beiden Seiten griff man zu den Waffen. Ich beschreibe nicht die Schlachten; wenn ich sie bisweilen erwähne, so geschieht es, um mit Thatsachen, oder mit einzelnen Zügen bekannt zu machen, welche diejenigen nicht wissen können, die im Generalstabe die Erzählung von den Schlachten niederschreiben. Den Tag vor der Schlacht bei Austerlitz *) sagte Bonaparte:

---

*) Der 2. December 1805.

D. Ueb.

„wenn ich morgen siege, so wird mir mein Vetter Franz niemand schicken, um Friede zu erbitten, er wird ihn selbst holen.“

Dieser Tag kündigte sich unter den günstigsten Vorbedeutungen an. Wenn es Augenblicke giebt, wo der Offizier die Soldaten anspornen muß, so hatte er in der Schlacht bei Austerlitz sein Ansehen bloß dazu nöthig, sie zurückzuhalten. Ich habe sechzehn Mann in zwei Reihen mit einem Kinde, einem Trommelschläger an der Spitze, mit kreutzweis geschlossenen Bajonetten auf zwei Kanonen losmarschiren sehen. Es war die ganze Macht eines Brigadegeneral nöthig, den ihnen der Kaiser entgegen schickte, um sie aufzuhalten. „Ich gehorche Ihnen, sagte der Sergent zu dem General, aber Sie bringen mich um zwei Kanonen. Sehen Sie nur! Es sind nicht zwanzig Reiter dabei.“ Der General konnte sich des Lachens nicht erhalten. Wenn solche Züge die Falten von der Stirne verscheuchen, so giebt es Andere, die das Herz zermalmen. Auf einen gefrornen See hatten sich 15 bis 20,000 Teutsche hingezogen, oder was weiß ich, wie viel? Hören Sie die Worte des einzigen Mannes, der sie retten konnte. „General! lassen Sie die Artillerie eilig anrücken; feuern Sie nicht auf diese Bataillone, sondern auf das Eis, das man zerbrechen

muß; diese Masse niederzuschmettern, würde Zeit kosten, man muß sie ersäufen.“ Sie ertrank wirklich *).

Was Bonaparte vorausgesehen hatte, geschah in der That. Das Oberhaupt des teutschen Reichs, der König von Böhmen und Ungern, der Kaiser von Oesterreich, Franz II., suchte den siegreichen Corsen in seiner Feldhütte auf, nannte ihn seinen Bruder, und flehete ihn an, sich mit den Kronen Frankreichs, Italiens, der Niederlande, Inspruck u. s. w. zu begnügen. Der bescheidene Sieger versprach, für den Augenblick nichts weiter zu verlangen, jedoch unter der Bedingung, daß man ihm zum Preise für seine Mäßigung einige Millionen in Gold bezahle. Es war nicht genug, daß er auf einen einzigen Schlag 20,000 Menschen ersäuft hatte.

Wenn der Kaiser von Rußland und Franz II. Bonaparte schonend behandelten, als sie gegen ihn streng verfahren konnten, so geschah es deswegen, weil sie beide, als gerechte Männer und billige Oberherren, ihren Fehler wieder gut

*) Glaubwürdige Berichte sagen, daß sich die Anzahl der Ertrunkenen (Russen) auf 4000 belaufen habe.

D. Ueb.

machen wollten, daß sie jeder eine Unterredung mit ihm gehabt hatten. Hätten sie den ungeheuern Stolz voraus sehen können, womit diese beiden Unterredungen seine natürliche Anmaßung vermehrten, so würden sie nie darein gewilligt haben. Der Gewinn von zwanzig Schlachten hätte seine Eitelkeit nicht so sehr aufgeblähet, als diese beiden im voraus bestimmten Zusammenkünfte. Kaum hatte ihn der Kaiser von Oesterreich verlassen, so konnte er sich nicht enthalten zu sagen: „da mein Vetter genöthigt gewesen ist, mich zu besuchen, so könnte ich im Nothfalle die ganze Familie besuchen.“ Man war in dem gegenwärtigen Augenblicke wenig aufmerksam auf diese Aeußerung, aber ich habe sie nie vergessen.

Kurze Zeit nach dem Frieden von Presburg *) änderte sich die Art meiner Verrichtungen. Auf einmal wurde zwar meine Besoldung erhöhet, aber ich näherte mich nicht so oft mehr dem Monarchen, ob es mir schon verstattet war, ihn alle Tage zu sehen. Es war mir höchst verdrüßlich, daß ich nicht mehr Zeuge seiner geheimsten Handlungen, seiner epileptischen Stürme und der Ausbrüche seines thörichten Ehrgeitzes seyn konn-

---

*) Den 26. December 1805.

D. Ueb.

te. Ich trat in die gewöhnliche Classe derer zurück, die sich ihm näherten; ich sah nichts weiter, als das, was alle Uebrigen sehen konnten. Es gehört nicht in meinen Plan, das zu wiederholen, was jedermann weiß; einige wenig bekannte Anekdoten, andere, die nicht richtig erzählt, oder gänzlich entstellt sind, von denen ich Augenzeuge gewesen bin, sollen den übrigen Inhalt des Werks bis zu dem Augenblicke ausmachen, wo ich Bonaparte verließ.

Nach der Schlacht von Jena verlegte der Kaiser sein Hauptquartier nach Weimar *) in das Schloß des Herzogs von Weimar. Die Herzogin hatte sich nicht geflüchtet; sie hatte sich mit ihren Frauen in Einen der Flügel des Schlosses zurückgezogen. Wir waren eher da, als der Kaiser; die Bedienten hatten uns die Zimmer angewiesen. Bonaparte kommt; trunken von seinem Siege, auffahrend, von Ruhm glühend, hatte er den Kopf verloren. Im zweiten Zimmer stellt sich ihm die Herzogin vor. — Wer sind Sie? fragte er sie. — Die Herzogin von Weimar. — Ich werde Ihren Gemahl zermalmen. Ich will ihm keinen Augenblick Ruhe lassen. — Sire!

---

*) Im Originale steht Braunschweig.

D. Ueb.

Seine Pflicht, die Ehre, sein Rang machten ihm die Parthei, die er ergriffen hat, zur Nothwendigkeit. — Er hat den Kopf verloren, sage ich Ihnen, wenn er glaubte, es mit mir aufnehmen zu können. Ich sage es Ihnen, Durchlauchtigste Herzogin, das Cabinet von Berlin schmähet mich seit langer Zeit, und drückt mich aus; es soll es wieder herausgeben. Der freche und großsprecherische preußische Adler soll erfahren, daß man meine Minister nicht ungestraft beleidigt; ich will ihn so weit herabbringen, daß er sein Brod vor den Thüren suchen soll."

Die Herzogin sah wohl ein, daß der Augenblick nicht günstig war; sie entfernte sich. Den andern Tag erkundigte sich ein Edelmann in ihrem Namen, wie der Monarch geschlafen habe. „Gut, sehr gut; sagen Sie der Frau Herzogin, daß ich ihr danke, und daß ich mit ihr zu frühstücken wünsche."

Ich weiß nicht, was bei diesem Frühstücke vorgieng, allein als Bonaparte in sein Zimmer zurückkam, hielt er der Herzogin die größten Lobsprüche: „es ist, sagte er, eine Frau von Verdienst, welche große Eigenschaften besitzt; ich werde viel für sie thun; ja, viel; sie wird ihren Gemahl retten."

In Kurzem war beinahe ganz Preußen er-

obert, und man traf Vorbereitungen zum Frieden von Tilsit. „Wenn Friedrich Wilhelm, sagte er, den Frieden unter den vorgeschlagenen Bedingungen annimmt, so thut er wohl; ich will ihm denselben zugestehen. Schlägt er ihn aus, so handelt er edel, und erweiset mir einen Dienst. Dieser Friede durchschneidet meine Entwürfe."

Zu Tilsit hatte der Kaiser eine Unterredung mit der Königin von Preußen. Den Tag vorher sagte er zu Einem seiner Generale: „Es soll eine schöne Frau seyn." „Es ist also, erwiederte der Höfling, eine Rose neben einem Lorbeerbüschel."

Der Anfang dieser Unterredung war bezaubernd, ja fein. „Ich glaubte wohl, sagte Bonaparte zu der Monarchin, eine schöne Königin zu sehen, allein Sie sind die schönste Frau von der Welt." Es standen Rosen in einem Gefäße, er nahm Eine, und gab sie ihr. „Wir kennen uns nur sehr kurze Zeit, versetzte die Königin verlegen und schüchtern, darf ich die Gesinnung Ew. Majestät zu meinen Gunsten deuten?" — „Nehmen Ew. Majestät! nehmen Sie; sie ist ein angenehmer Vorbote der Freundschaft, welche ich hinführo Ew. Majestät, so wie Allerhöchdero Gemahle stets weihen will." Die Königin nahm die Rose. Sie sah bleich aus und zitterte. Eine ih-

rer Hofdamen gerieth darüber in Unruhe. „Fassen Ew. Majestät Muth, versetzte der Kaiser zu der Königin; ich bin ganz der Ihrige. Wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweisen kann, so berauben Sie mich dieses Vergnügens nicht."

Die Königin schwieg. Er kam mehrmals auf diesen Gegenstand zurück. Endlich bat sie ihn, aber schüchtern, um die Festung Magdeburg für ihren Sohn. — „Magdeburg! rief er aus, indem er schnell aufstand. Magdeburg! Ew. Majestät. Magdeburg! Ew. Majestät bedenken nicht. Kein Wort mehr davon," und sie trennten sich.

So endigte sich diese Unterredung. Man hat sich erlaubt, sie auf eine andere Art zu erzählen; man hat dem Monarchen grobe Ausdrücke in den Mund gelegt. Die Erzählung, die ich hier davon liefere, ist an Ort und Stelle niedergeschrieben worden.

Ich könnte hier noch Vieles von den folgenden Feldzügen und von der Schlacht bei Eylau sagen, allein man findet Nachrichten davon in meinem kurzen Abriß, so wie auch Erzählungen von dem Kriege in Spanien. Ich verweise den Leser auf dieses Werk *).

---

*) Wir liefern diesen kurzen Abriß als Anhang zu diesen geheimen Nachrichten übersetzt, von dem

Nach dem Frieden von Tilsit war Bonaparte auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms der erste Monarch in Europa. Seit langer Zeit wünschte er Nachkommen, und Josephine gab alle Hoffnung auf, ihm Kinder zu schenken. Mehr als einmal hatte er C.... und M.... *) in dieser Hinsicht seine Leiden geklagt. „Ich bin in diesem Stücke, sagte er zu ihnen, von einer außerordentlichen Schwäche; ich kann meine Gemahlin nicht betrüben, und doch fühle ich, daß ich endlich einen entscheidenden Entschluß fassen muß."

Die beiden Rathgeber bewiesen ihm, daß diese Bedenklichkeiten nichts zu sagen hätten, daß das Beste des Staats und die Festigkeit des Thrones gebieterisch verlangten, daß er auf Mittel sinne, sich einen Thronerben zu verschaffen. Bei dieser Angelegenheit zeigte sich Bonaparte weit weni-

---

wir so eben die 7te Auflage erhalten haben, welche den Titel führt: Précis historique sur Napoléon Bonaparte; jugement porté sur ce fameux personnage, d'après ce qu'il a dit, ce qu'il a fait: le tout extrait des Mémoires d'un homme, qui ne l'a point quitté depuis quinze ans. A Paris, 1814.

D. Ueb.

*) Wahrscheinlich Cambaceres und Montesquiou.

D. Ueb.

ger despotisch, als man von seinem Charakter hätte erwarten dürfen. Lange zauderte er, ehe er sich entschloß. Die Freundschaft, die er gegen Josephinen hegte, ist in der That etwas Unerklärbares, wenn man die Trockenheit seines Herzens bedenkt. Jedoch bearbeiteten ihn die beiden obenerwähnten Rathgeber so stark, daß die Trennung von Josephinen beschlossen wurde. Cambaceres übernahm es, sie über diesen wichtigen Entschluß auszuforschen. Bei dieser Gelegenheit zeigte diese Fürstin die ganze Festigkeit ihres Charakters. Kaum hatte Cambaceres angefangen, so unterbrach sie ihn. „Vergebens machen Sie, mein Herr! Umwege mit mir, verbergen Sie mir nichts. In Ihren Blicken lese ich das Schicksal, das mich erwartet. Ich hatte einigen Argwohn darüber, allein gern hätte ich ihn für ungegründet gehalten. Jetzt, da der Schleier zerrissen ist, sagen Sie Sr. Majestät, daß, wenn mein Untergang durchaus zu seinem Ruhme nothwendig ist, ich zu den größten Opfern bereit bin."

Als Bonaparte diese Antwort vernahm, ließ er sich folgende Worte entwischen: „ich wußte es wohl; sie ist gut, immer gut." Demohngeachtet ertheilte er Befehl, ohne weitern Verzug an der Aufhebung seiner Ehe mit Josephinen zu arbeiten. Jedermann weiß, wie sich die bürger-

lichen Beamten und die Geistlichen bei dieser Sache benommen haben.

Die Kaiserin Josephine erlaubte sich keine Klage und keinen Vorwurf. Sie schrieb bloß folgenden Brief an ihren Gemahl:

„Wenn Ew. Majestät den Entschluß gefaßt haben, mir den Namen Ihrer Gemahlin zu entziehen, worauf ich allein eifersüchtig war und der mein ganzes Glück ausmachte; wenn Ihr Ruhm, das Wohl Ihres Reichs durchaus von diesem unermeßlichen Opfer abhängen, so bin ich für meine Person bereit, es zu bringen. Nicht die Ehre, womit Sie mich umgeben haben, bedaure ich; bloß ein Umstand bricht mir das Herz: ich werde nicht mehr Ihre Gemahlin seyn; auch werde ich nicht mehr Ihre Freundin, die Verwahrerin Ihrer Sorgen, seyn; ich werde Sie auch nicht mehr trösten können. Wer wird meine Stelle ersetzen? O mein Gott! möge die junge Fürstin dem Gemahl, dem ich zum letztenmale diesen Namen gebe, alles das schenken, was er seit langer Zeit so sehnlich wünscht, einen Erben! Möge die glückliche Gemahlin und die zärtliche Mutter ganz den Antheil an ihrem Gemahl nehmen, den ich immer an seinem Wohlseyn genommen habe!“

„Ew. Majestät können nunmehro die Akte

ausfertigen lassen, welche die Bande der Natur zerreißt, und zwischen Ihnen und mir Scheidewände der Gleichgültigkeit errichtet.

Josephine."

Der Kaiser wurde beim Lesen dieses Briefes sichtbar gerührt, allein diese Rührung war bloß vorübergehend. Cambaceres war zugegen. Bonaparte sagte bloß zu ihm: „Gestehen Sie mir zu, mein Herr! daß ich es wegen dieser Frau bedauere, daß ich kein Sultan bin."

Wer sollte nun Josephinens Stelle einnehmen? Welche Fürstin sollte eine durch ihre Ahnen verherrlichte Familie verlassen, um ihre Hand einem Monarchen zu geben, der die Seinige erst begann? Dieser Umstand war der Gegenstand mehrerer Berathschlagungen. Bonaparte hatte große Lust zu einer russischen Prinzessin; sein Staatsrath war mit Recht seiner Meinung. Doch aber war man so klug, das Terrain zu erforschen. Das Oberhaupt der Familie, mit der er sich verbinden wollte, schien sehr günstig gestimmt, allein eine Mutter, welche in diesem Punkte durchaus keine Nachsicht hatte, vernichtete diesen Entwurf auf einmal. Sie wollte nichts Geringeres, als die künftige Gemahlin nach den Wüsten Siberiens verweisen, wenn man sich einfallen ließe, sie zur Kai-

serin der Franzosen, Königin von Italien u. s. w. zu machen. Man war so klug, nichts von diesem Korbe bekannt zu machen und wandte sich an einen andern Ort.

Oesterreich war nicht mehr im Stande, dem Kaiser der Franzosen etwas abzuschlagen. Das Opfer der Erzherzogin war eine Staatsnothwendigkeit, und die Hingebung dieses erlauchten Opfers heilte die Wunden seines Vaterlandes, und wenn Teutschland nach reifem Erwägen erkenntlicher wäre (denn die Statue, welche der Leichtsinn errichtet, ist eben so zerbrechlich, als das Gefühl, das sie auf ein Fußgestelle setzt, welches ein Windhauch umstößt), wenn Teutschland, sage ich, demjenigen eine Bildsäule schuldig ist, der ihm die größten Dienste erwiesen hat, so ist es Marie Luise. Ihre Vermählung mit Bonaparte hat Oesterreich Zeit gelassen, sich wieder zu erholen. Der Beherrscher dieses Reichs hat diese Ruhe weise benutzt; die Armee ist wieder zu Kräften gekommen; seine Finanzen sind mit seinen Bedürfnissen ins Gleiche gebracht worden, so viel es die Umstände gestatten wollten. Der Muth der Nation hat seine Stärke wieder erlangt, und sein Ministerium hat mehr Kraft bekommen. Endlich setzte sich Oesterreich in Stand, dem Ehrgeitze Trotz zu bieten. Bonaparte, den die Reitze seiner jungen

Gemahlin fesselten, und der in den Armen ihrer jungfräulichen Aufrichtigkeit einschlummerte, vernachlässigte es zu lange, sich an die Spitze seiner ministeriellen und kriegerischen Operationen zu stellen. Wenn sich ein Löwe zum Könige eines Waldes zum Nachtheile der Andern erklärt, so darf er nicht im Schatten einer schönen Eiche einschlummern; sie müssen beständig um sein mit Unrecht angemaßtes Gebiet herumbrüllen.

Die Ehrfurcht, der Zeitpunkt und die Umstände verbieten mir eine Beschreibung der ersten Zusammenkunft Napoeons mit der jungen Erzherzogin, aber ich lasse frei und ungehindert einen ungeweiheten Gedanken unter die Schleier des hochzeitlichen Bettes schlüpfen. Was für ein Gemälde! die jungfräuliche Tochter der Cäsarn in den Armen eines Bürgers aus Ajaccio! Gott der Ereignisse, dein Wille ist unergründlich! Auf einmal ein neues Reich, und sein Sohn wurde zum Könige von Rom erklärt.

Napoleon war ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater und ein mächtiger Monarch; hiermit hätte man zehn Ehrgeitzige zufrieden stellen können, nur ihn nicht; ein böser Genius, den er unaufhörlich liebkosete, riß ihn ohne Unterlaß auf Schlachtfelder hin. Die mächtigsten Fürsten Teutschlands, welche das Glück dieses Ehrgei-

tzigen überwältigt hatte, verbanden sich mit ihm gegen Rußland. Einige von diesen Fürsten nahmen an dieser Verbindung bloß in der Hoffnung Antheil, die französische Armee in die beeiseten Wüsten Rußlands stürzen zu helfen; die Folgezeit hat bewiesen, daß ihre Vermuthungen gegründet waren.

Die Erzählung dieser beiden letzten Feldzüge findet sich allenthalben, und ich bin ein zu guter Franzose, als daß ich Wunden wieder aufreißen sollte, welche die Zeit kaum zu vernarben beginnt.

Seit seiner Abreise aus dem Kreml *) war Bonaparte sowohl in Ansehung seines Geistes als seines Körpers nicht mehr kennbar. Jemehr seine Verluste zunahmen, desto mehr Fehler ließ er sich zu Schulden kommen. Den 18. Oct. 1812 wurde die Reiterei des Königs von Neapel von den Russen geschlagen. Als Bonaparte diese Nachricht erhielt, wurde er wüthend und schob dem Könige die Schuld davon laut auf den Hals. „Wenn er bloß ein Soldat ist, wenn es warm ist, so kehre er nach dem Berge Tabor zurück." Diese beleidigende Aeußerung war in einem Augenblicke höchst

*) Den 18. Oct. 1812.

D. Ueb.

unklug, wo der Kaiser alle seine Kräfte und alle seine Krieger nöthig hatte. Ich weiß nicht, ob Murat diese Aeußerung erfahren hat, aber von diesem Zeitpunkte an bis zu seinem Abgange von der Armee betrug er sich gegen seinen Schwager mit einer Kälte, die er kaum verheimlichte. Der Letztere brachte vollends seine Unzufriedenheit aufs höchste, als er den Oberbefehl über die ganze Armee dem Prinzen Eugen übertrug. Der König von Neapel schlug sehr eilig, mit Groll gegen sein Schwager im Herzen, den Weg nach seinen Staaten ein. Das sind Fehler, welche die ganze Beredtsamkeit seiner Schmeichler nicht vertheidigen kann.

Bei seiner Rückkunft nach Paris kannte er in seinen Foderungen gar keine Grenzen. Allenthalben bezeigte man ihm eine gleiche Nachgiebigkeit; nirgends fand er bei den Staatsbehörden Widerstand; alle theilten seinen Wahlspruch: „der letzte Mensch und der letzte Heller gehören mir.“ Diese Nachgiebigkeit gegen alle seine Wünsche richtete ihn zu Grunde. Er glaubte von nun an, er könne weder die Menschen noch die Dinge ermüden. Man höre ihn, was er zu seiner Gemahlin sagt: „Ich habe große Verluste erlitten, aber ich kann sie in kurzem wieder gut machen. Ich kenne mein Volk, ich habe es zu weit hinein

verwickelt, als daß es zurücktreten könnte. Es hat mir seine Söhne gegeben; die Söhne werden mir ihre Väter zuführen; meine Schätze befinden sich in allen Taschen; ich darf sie nur fodern. Ich werde den Thron nicht herabwürdigen; ich werde aus diesem Kampfe glorreich hervorgehen!" Er würde die größten Opfer gebracht haben, wenn er sich nur hätte an dem Kronprinzen von Schweden rächen können, der sich seiner Wuth nicht aufopfern wollte. Man bot alles auf, um ihm die Gnade des Königs zu entziehen. Ein geschworner Feind jeder freien und redlichen Mittheilung, waren alle Antworten Napoleons gewunden, nichts sagend und verschiedener Auslegungen fähig. Der Kronprinz, der das Beispiel Spaniens vor Augen hatte, bemerkte die Schlinge, die man ihm legte. Er wußte recht gut, daß Bonaparte zu seinen Ministern gesagt hatte, das einzige Mittel, ihn in Schweden fest zu setzen, bestehe darin, Uneinigkeit zwischen dem Kronprinzen und dem Könige anzuspinnen. Um dem Uebel sogleich an seiner Quelle Einhalt zu thun, entschloß sich der Kronprinz, den Gegenstand mit dem Kaiser ohne Rückhalt durch den Geschäftsträger, Herrn Ritter von Signeul, abzumachen. „Die Freundschaft Schwedens gegen Frankreich, heißt es in dieser Note, kostet ihm mehrere Provinzen. Se. Majestät der Kaiser der Franzo-

sen hat feierlich versprochen, sie ihm wieder zu verschaffen, oder es durch andere Provinzen zu entschädigen, welche Schweden bequem liegen: wird dies Versprechen nicht erfüllt, so hat Schweden mit Frankreich gebrochen."

Eine so bestimmte Erklärung brachte das Cabinet von St. Cloud außer Fassung und Bonaparte hatte einen Feind mehr. Daher sagte er auch zu M.....: „Bernadotte lernt Schwedisch; es wäre ein Meisterstreich, wenn man ihn seinen Cursus zu Vincennes vollenden ließe.

Bonapartes Gegenwart wurde in Teutschland alle Tage nothwendiger. Er traf Anstalten dazu und in wenig Tagen langte er in Dresden an. Wir waren im Monat May 1813; die Schlachten am 19. 20. und 21. stellten die Ehre unserer Waffen und die Angelegenheiten des Kaisers wieder her. Auf einmal erklärt Oesterreich feierlich, es werde gegen jeden auftreten, der nicht Friede machen wolle. Bei dieser Nachricht sagte Bonaparte zum Marschall M.... *): „gegen mich will es auftreten; in meiner Lage kann und will ich keinen Frieden machen."

---

*) Mortier, oder Macdonald, oder Moncey, oder Marmont.

D. Ueb.

Den 22. *) befahl er mir, mit mehrern Leuten von seinem Hause abzureisen und uns nach Mainz zur Kaiserin zu begeben, wo er selbst den 26. **) eintraf. Er war augenscheinlich unruhig; er dachte über einen großen Entwurf nach. Den 28. May ***) sah ich ihn auf einmal von Leuten umgeben, von denen ich schon lange wußte, daß sie bei großen Streichen thätig gewesen waren. Alle Tage wurden große Zusammenkünfte gehalten, die man sorgfältig vor der Kaiserin zu verbergen suchte. Der Courierwechsel dauerte zwischen dem österreichischen Hofe und dem französischen Hauptquartier ununterbrochen fort. Den 6. April †) wurden zwei Reiterregimenter, die von Dresden kamen, in der Gegend von Mainz einquartiert. An dem nämlichen Tage bekam der Kaiser Depe-

---

*) Wahrscheinlich den 22. July 1813.

D. Ueb.

**) Dies war der 26. July 1813.

D. Ueb.

***) Dies muß der 28. July seyn.

D. Ueb.

†) Dies kann nicht der 6. April, aber auch nicht der 6. Aug. seyn, denn an diesem Tage befand sich Napoleon nicht mehr in Mainz.

D. Ueb.

schen vom Wiener Hofe. Ich weiß zwar nicht, was sie enthielten, aber sie heiterten ihn auf; sogleich wurde großer geheimer Staatsrath gehalten, die Reiterei bekam in der Nacht Befehl, sich zum Aufsitzen bereit zu halten. Den Tag darauf brachte ein anderer Courier von dem nämlichen Hofe Depeschen, welche Bonapartes Freude bald verscheuchten. Er reisete fast augenblicklich wieder nach Dresden und die Kaiserin nach ihrer Hauptstadt ab *).

Wenn ich mich auf die Beobachtungen verlassen darf, die ich damals über alles das machte, was in Mainz vorgieng, so bin ich beinahe überzeugt, daß man nichts geringeres im Sinne hatte, als den Kaiser von Oesterreich durch Vermittelung der Kaiserin dahin zu locken **); hierauf hätte man diesen Fürsten fest gehalten, der zur Geißel

*) Am 25 Julius 1813 reisete Napoleon um 3 Uhr Morgens von Dresden ab und traf den 26. Abends um 4 Uhr in Mainz ein. Am 1. August reisete er wieder von hier ab und war am 4. August wieder in Dresden.

D. Ueb.

**) Als Napoleon nach Mainz reisete, verbreitete sich auch das Gerücht von einer Reise des Kaisers von Oesterreich dahin.

D. Ueb.

für die Gesinnungen seines Cabinets gedient hätte. Wenn dies gleich bloß eine Vermuthung ist, so ist sie doch nicht ohne Grund.

Oesterreich erklärte uns nunmehro den Krieg. Alles, was Bonaparte von rechtschaffenen Männern, erfahrnen Generalen, ächten Vaterlandsfreunden, ja selbst von Anhängern seiner Person, um sich hatte, riethen ihm, sich an den Rhein zurückzuziehen; vergebens stellte ihm der Marschall M..... vor: Böhmen, ein Land, das nicht zu erobern sey, bedrohe unsern rechten Flügel und unsern Rücken. Einen Theil dieser Wahrheiten gab er zu, aber er wollte sich doch deshalb nicht zum Rückzuge entschließen. Der General Oudinot, ein vollendeter Krieger, ein unerschrockener und mit Wunden bedeckter Soldat, aber ein schlechter Höfling, ließ ihm einen umständlichen Aufsatz überreichen, der voll Kraft, Einsicht und Thatsachen war, und in dem sich folgende Stelle fand: „Wenn Ew. Majestät alle Ihre Besatzungen herausziehen, sie mit Ihrem Armeecorps vereinigen, sich alsdann am Rhein zurückziehen, die abgemattetesten Truppen in gute Cantonnirungsquartiere verlegen, die Uebrigen eine Stellung nehmen lassen wollen, so können Ew. Majestät den Verbündeten noch immer die Friedensbedingungen vorschreiben.“

Solche Rathschläge waren zwar gewagt, aber sie waren weise und entscheidend; sie allein konnten den Kaiser und sein Reich retten. Der Aufsatz wurde eilig durchgelesen und ohne weitere Erklärung bei Seite gelegt.

Jeder Vorschlag, jeder Rath zu einem Rückzuge wurde ihm damals verhaßt und ihre Urheber liefen große Gefahren.

Der Chef des Generalstabes des dritten Corps, der General Jomini, mußte die Flucht ergreifen, weil er die Nothwendigkeit einer rückgängigen Bewegung erwiesen hatte.

Einige Tage nach diesem Vorfalle wurde ich ernstlich krank. Ich erhielt die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Ich mußte zu Chalons bleiben. Das Reisen im Wagen hatte meine Krankheit so verschlimmert, daß mir die Aerzte erklärten, ich würde nicht bis nach Paris kommen, wenn ich meine Reise fortsetzte. Ich blieb bis den 26. Nov. zu Chalons; meine Gattin besuchte mich, um mich nach Paris zu bringen, wo ich einen Rückfall bekam, der mich bis den 16. Febr. (1814) im Bette hielt. Ich habe es sehr bedauert und bedauere es noch, daß ich Bonaparte nicht bis zu seinem Sturze habe begleiten können, nicht um über sein Schicksal zu spotten (er ist gestürzt, er ist bestraft), sondern um

sein Benehmen in den letzten Augenblicken seiner hinsterbenden Gewalt zu beobachten.

Meine Beobachtungen über ihn fiengen mit der Wiege seiner Macht an; es würde mir sehr lieb gewesen seyn, wenn ich sie hätte mit dem Hinscheiden derselben endigen können. Ich für meine Person, der ich ihn besser als irgend jemand gekannt habe, kann mir jedoch keine Vorstellung von der Art machen, wie er geendet hat. Ich wußte, daß er vielen Werth auf das Leben setzte, aber ich glaubte, daß er noch mehr am Herrschen hieng.

Anhang.

Ein Mann von vielem Geiste, dem seit funfzehn Jahren die Menge von Widersprüchen auffiel, die er nicht bloß in Bonapartes politischem Charakter, sondern auch in seinem Privatleben bemerkte, sagte: „dieser Mensch ist ein schreckliches Räthsel, das nur Gott lösen kann." Man konnte keinen schönern Gedanken sagen, aber auch zugleich keinen größern Irrthum behaupten. Bonaparte ist in allen Hinsichten ein Wesen, das sich recht gut erklären läßt. Will man diesen in den Jahrbüchern der Geschichte einzigen Coloß

ausmessen, so muß man ihn nicht in der Unermeßlichkeit des Zirkels betrachten, den er durchlaufen hat: man betrachte ihn fern von dem Wirbel, der nicht bloß immer den großen Haufen, sondern auch den Weisesten mit fortreißt: man zerreiße die Zeitungsblätter, die bezahlt wurden, um die Begebenheiten zu entstellen und einen Mann bis an die Wolken zu erheben, welchen die Welt gern hundert Fuß tief unter der Erde gesehen hätte; man verbrenne jene langweiligen Werke, deren Niederträchtigkeit ihrem Betruge gleichkommt und worüber er selbst erröthete; man berechne die Zeiten, die Oerter, die Unermeßlichkeit der Hülfsquellen und die Tapferkeit des Volks, das er beherrschte, und man erhält bald einen Maaßstab dieses bloß in den letzten Zeiten unerklärbaren Mannes. Eine solche Arbeit ist nicht für jeden etwas Leichtes; man kann sogar bei diesem Unternehmen scheitern, dessen einzelne Bestandtheile genau gesichtet werden müssen.

Seit funfzehn Jahren bin ich, vermöge meines Geschäftes, um Bonapartes Person gewesen; ich gab auf alle seine Handlungen und seine Worte Acht, und manchmal war ich in Verlegenheit, was ich für ein Urtheil über ihn fällen sollte. Am meisten aber setzte es mich in Erstaunen, daß nie ein Mensch so maschinenartig und so schnell von einem Endpunkte zu dem andern übergesprungen

ist. In der nämlichen Minute zeigte er sich als einen großen Staatsmann und als einen elenden Dorfrichter, als einen berühmten Heerführer und als einen höchstgewöhnlichen Soldaten, besonders im Augenblicke eines Rückzugs. Wenn man davon überzeugt seyn will, so lese man Folgendes: die Schilderung ist aus dem Schreiben eines Präfekten Einer unserer südlichen Provinzen entlehnt.

„Sie kommen zu ihm, um mit ihm zu sprechen; er hört Ihnen zu; Sie schweigen: er antwortet Ihnen. Sein Ton ist mild; seine Worte anständig, abgemessen, ja selbst folgerichtig. Sie sehen ihn an; sein Auge ist ruhig; seine Züge sind heiter und liebreich, allein der Zufall hat etwas, z. B. eine Landcharte, ein Buch, in seine Nähe gebracht; er sieht darauf und diese maschinenartige Abziehung hat den Mann verändert. Seine Blicke fallen auf Sie: seine Stimme wird auf einmal rauh und schreiend; sein Ausdruck beleidigend und lakonisch. Sie sehen ihn wieder an: seine Stirn ist ernst; sein Auge voll Feuer und aus seinem stark halbgeöffneten Munde kommt eine höhnische abschlägliche Antwort oder auch eine Entlassung in dem Tone eines Königs der Barbaren. Sie gehen vernichtet, bestürzt von dannen und wissen nicht, ob es nicht zwei verschiedene Personen sind, mit denen Sie gesprochen haben."

Wollen Sie noch mehr Beweise? Hier sind sie.

Einer seiner Minister kommt eines Tages zu ihm und überreicht ihm einen Bericht, den er gewünscht hatte, er betraf eine Verschwörung gegen seine Person. Ich war bei dieser Scene zugegen. Ich erwartete, ich leugne es nicht, daß er in Wuth gerathen, gegen die Verräther losdonnern, den Obrigkeiten drohen und sie der Nachlässigkeit beschuldigen würde, allein von allem dem vernahm ich nichts. Er läuft das Papier durch, ohne die geringste Spur von Bewegung zu verrathen. Urtheilen Sie über mein Erstaunen, oder vielmehr welche süße Rührung ich empfand, als er folgende tröstliche und erhabene Worte sagte:

„Herr Graf! der Staat hat nichts gelitten; die Obrigkeiten sind nicht beleidigt worden; bloß auf meine Person hatten sie es angelegt; ich beklage sie, daß sie nicht wissen, daß alle meine Wünsche auf Frankreichs Wohl gerichtet sind, aber jeder kann sich irren. Sagen Sie den Undankbaren, daß ich ihnen verzeihe. Herr Graf! schlagen Sie das gerichtliche Verfahren nieder.“ Jetzt fodere ich den treuesten Anhänger des Königs heraus, der von einem so edelmüthigen Benehmen Zeuge gewesen wäre, ob er nicht zu sich gesagt hätte: „wenn der Himmel in seinem Zorne Frankreich einen Usurpator schenken wollte, so

laßt uns ihm danken, daß er diesen erkohren hat." Halt ein, Unglücklicher! deine Augen haben gesehen, deine Ohren gehört, glaube nichts; zwei Tage darauf aber finde dich bei der Morgenaufwartung dieses so milden, so großmüthigen und so wenig rachsüchtigen Fürsten ein.

Man mache auf! Hier ist er. Ein Schwarm Höflinge umgiebt ihn; jedermann hat seine Augen auf ihn gerichtet; seine Gestalt ist ganz verändert; seine Gesichtsmuskeln sind krampfhaft; sein ganzes Aeußere ist wild und zornig; eine traurige Stille herrscht in der Versammlung. Der Fürst hat noch kein Wort gesprochen, aber er sieht sich unter den vorhandenen Personen um; er bemerkt den nämlichen Minister, der vor zwei Tagen den Bericht überreicht hatte. „Herr Graf!" redete er ihn an, „sind die elenden Verschwörer hingerichtet? Liegen ihre Mitschuldigen in Ketten und Banden? Haben die Henker demjenigen ein neues Beispiel gegeben, der denen nachahmen will, die sich an meiner Person vergreifen wollen."

Welcher Maler besitzt die Geschicklichkeit, das Erstaunen, die Versteinerung des armen Ministers zu malen? Er glaubt zu träumen und doch wacht er. Er will seine Entschuldigungen anführen, er stammelt; es fehlt ihm an Worten. Vergebens erinnert er den Sultan an die Gnade, die er

vorgestern ausgesprochen, und führt sogar die Worte an, deren er sich dabei bedient hattte. Man giebt ihm trotzig zur Antwort: „nichts ist falscher; Sie haben mich nicht recht verstanden." Tiefes Schweigen herrscht auf allen Seiten; der Monarch unterbricht es zuerst. Schon ist er nicht mehr derselbe Mann. Seine Gesichtszüge haben sich aufgeklärt; seine Stimme ist milde und biegsam worden. Er unterhält sich mit einem französischen Marschall; grüßt einen Bothschafter, wendet sich wieder gegen den Minister, der vor Schaam oder Zorn noch ganz roth ist, und spricht mit ihm von gleichgültigen Dingen mit einer Güte, einer Milde und einer Freundlichkeit, welche jedermann in Erstauen setzt, das den höchsten Grad erreicht, als er im Augenblicke, wo die Gesellschaft fortgeht, dem Minister noch einmal zuruft: „Herr Graf! Sie werden die Sache beschleunigen." Der Staatsmann entfernt sich von Schmerz durchdrungen; er wagt es auf sich zu nehmen, die grausamen Befehle nicht zu vollziehen, die er eben erhalten hatte, und der Monarch spricht mit ihm nie ein Wort wieder von dieser Sache.

Nun wird man sich fragen, welches die Ursachen solcher unerwarteten, grausamen und verächtlichen Ungleichheiten sind: nichts ist leichter, als die Auflösung dieser Frage.

Die Geisteskräfte des Menschen haben ihre Grenzen. Bonaparte besaß ohnstreitig Hülfsquellen, aber sie waren physisch und moralisch zu klein für die Unermeßlichkeit der Bahn, die er durchlaufen wollte; der Held war bloß bei jeder der Sachen, über die er nachdachte, in einzelnen Theilen vorhanden, und sein Kopf war damit immer gleichsam verschüttet. Daher kam es, daß das, was er maschinenartig auf der Stelle dachte und sagte, durch das darauf folgende Nachdenken vernichtet wurde. Da er keine Zeit zum Erörtern hatte, so brachten ihn seine Leidenschaften zuletzt allemal aus dem Gleichgewichte.

Es ist selten der Fall, daß nicht einige Züge in der Jugend das verriethen, was jemand eines Tages seyn werde: wenn jemand kein wichtiger Mann wird, so kümmert sich das Publikum wenig um die dummen Streiche seiner Jugend; Bonaparte aber befindet sich nicht in diesem Falle; unglücklicher Weise ist er zu bekannt; gern würde man ihn noch in der Wiege sehen. Hier sind einige Züge aus seiner Jugend, es sind bloß Worte, aber solche Worte malen den Menschen weit besser, als große Begebenheiten.

Eines Tages rühmte man vor dem jungen Corsen den Vicomte von Turenne. Eine Dame von seiner Gesellschaft sagte: „Ja! er war

ein großer Mann, aber ich würde ihn mehr lieben, wenn er nicht die Pfalz verbrannt hätte."

„Was thut das, versetzte lebhaft Bonaparte, wenn dieser Brand zu seinem Ruhme nothwendig war?" — Was für eine Antwort! Wie viel versprach sie von dem, was er wirklich gehalten hat! Er war damals vierzehn Jahr alt.

Es würde eben so thöricht seyn, die Helligkeit des Tages zu leugnen, als wenn man diesem berühmten Mann jede Art von Verdienst und Ruhm absprechen wollte, daher sind alle Abgeschmacktheiten, alles Geschrei, das man gegen ihn seit seinem Falle bis auf den heutigen Tag ausgestoßen hat, in Verachtung gerathen.

Schon von seinen frühesten Jahren an sann er Großes, aber niemals Menschliches, und fast immer etwas, was die Grenzen überschreitet, welche sich selbst der Ehrgeitzige vorschreibt. Sein Onkel *) hatte ihn mehr als einmal mit einem Cromwel in der Hand überrascht. Eines Tags fragte er ihn, was er von diesem Usurpator denke? „Cromwel, versetzte er, ist ein gutes, aber unvollständiges Werk." Der Onkel, welcher glaubte, sein Neffe spreche von dem Buche, fragte ihn,

---

*) Der Cardinal Fesch.

D. Ueb.

was er dem Verfasser für einen Fehler vorwürfe? „Sapperment! erwiederte Bonaparte, nicht von dem Buche spreche ich mit Ihnen, sondern von der Person Cromwels." Es ist noch nicht vier Jahre her, wo ihn der Cardinal Fesch wieder an diese Anekdote erinnerte.

Herr Dupuis befand sich einst in einem Hause zu Marseille, wo auch Bonaparte war. Herr Dupuis war damals Vorsteher einer zahlreichen Erziehungsanstalt. Die Unterhaltung fiel auf das Elend, das mit einer Krone in Revolutionszeiten verknüpft wäre. „Wissen Sie, warum die Könige zu beklagen sind? fragte ihn auf einmal Bonaparte." — Vielleicht sagen Sie es uns, erwiederte Herr Dupuis, den die Kühnheit des jungen Schülers in Erstaunen setzte. — Ja, mein Herr! fuhr der Letzte fort, ich wage Ihnen zu versichern, daß Ihre Schulanstalt schwerer zu regieren ist, als das erste Reich von der Welt. Der Grund liegt darin, daß Ihre Zöglinge nicht Ihnen angehören; ein König hingegen, der es auf eine kräftige Art seyn will, war immer Herr seiner Völker." Alle Welt fieng an, über die Sophisterei zu schreien. „Schreien Sie, so viel Sie wollen, erwiederte ihnen der junge Schüler: wäre ich König, so wollte ich Ihnen meine Behauptung beweisen." Seit funfzehn

Jahren hat er uns bewiesen, daß dies durchaus keine Sophisterei war.

Ich habe in einem neuern Werke über England gelesen, daß der Protektor ans Staatsruder bloß nach und nach, und ohne vorherige Absicht gelangt sey. Dies konnte man nicht von Bonaparte sagen; denn kaum war er auf der Weltbühne bekannt, so brütete sein Kopf auch schon einen Theil der Entwürfe aus, welche er in der Folgezeit zur Ausführung brachte. Zur Unterstützung dieser Behauptung will ich nur die berüchtigte Antwort anführen, welche er dem unglücklichen Vandamme gab.

Einige Tage darauf, als er auf die Pariser hatte feuern lassen, sagte Vandamme zu ihm: was haben Sie da gemacht? Das ist zwar für den Augenblick gut, aber ich weiß nicht, ob es Sie sich nicht eines Tages gereuen lassen werden. — Lassen Sie mich nur, versetzte Bonaparte; Sie sehen nicht, daß dies mein Siegel ist, das ich Frankreich aufgedrückt habe.

Diese Antwort war wirklich das Siegel seines Ehrgeitzes.

Um das ehemalige Direktorium zu rechtfertigen, müßte jemand beweisen können, das Schicksal der Staaten sey unwiderruflich bestimmt, und keine menschliche Macht vermöge ihren Lauf zu

verändern; sonst werden sich die Direktoren nie rechtfertigen können, daß sie in Bonaparte keinen Krieger erblickt haben, der um jeden Preis einen großen Namen erlangen wollte, möchte es seyn, bei welchem Volke und unter welchem Himmelsstriche es auch wolle. Sein Entwurf eines Kriegs in Aegypten hätte auch dem einfältigsten Staatsmanne die Binde von den Augen reißen sollen, allein es hieß, dieser Mann würde der Gewalt selbst Ehrfurcht einflößen; demohngeachtet hatte ihn der General Perignon schon lange durchschauet. Man wird sich erinnern, daß, als er ihn den Direktoren vorstellte, er zu ihnen sagte: „ich stelle Ihnen einen jungen Offizier vor, den ich Sie zu befödern bitte; denn wenn Sie ihn vergessen, so wird er sich, ich kenne ihn, schon selbst fortzuhelfen wissen."

Die Schlinge, in welcher sich das Direktorium fangen ließ, war sehr grob; man brauchte sie bloß der Scharfsicht der Leser vorzulegen, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Nach den ersten Siegen Bonapartes in Italien gewährte Europa, ob es schon in äusserster Bewegung war, seinem Ehrgeitze nicht mehr die unermeßliche Laufbahn, welche er zu durchwandern begierig war.

Was thut er? Seine herumirrenden Blicke

fallen auf eine neue Welt. Die glühenden Sandwüsten, die ungeheuern Einöden Afrikas, nichts hält ihn auf; wer weiß, wo er selbst seinem Laufe Grenzen setzte? Vergebens schrieb ihm Dessaix: „der Plan ist groß, wenn er ausführbar ist." Er hörte nicht; er hatte große Entwürfe gemacht, die er ausführen wollte. Unglücklicher Weise fand er eine Regierung, die so gesinnt war, wie er.

Und wie hätte diese Regierung nicht in die Ausführung eines so ungeheuern Entwurfs willigen sollen? Der Urheber desselben hatte ihr gesagt, daß, sobald die französischen Fahnen auf den Pyramiden und den Minarets Aegyptens wehten, die Engländer ihre Colonien, ihre Manufakturen, ihren Handel, kurz alles sogleich verlieren würden. „Ja! Direktoren, sagte er zu ihnen, kaum werde ich Herr von Aegypten und den Einöden Palästinas seyn, so wird Ihnen England ein Schiff vom ersten Rang für einen Sack mit Getraidte geben." „Nur, schrieb er ein andermal an die Mitglieder des Direktoriums, unter einer so weisen, so starken Regierung, als die Ihrige ist, konnte ein bloßer Soldat, wie ich bin, den Plan fassen, den Krieg nach Aegypten zu spielen." Wer würde sich nicht durch eine so geschickte Schmeichelei haben fangen

lassen? Und wer erkennt hier nicht den Fuchs in der Fabel wieder?

Es ist nicht zu leugnen, daß der Plan groß und herrlich war; wollte Gott, er wäre weiser, durchdachter und besonders ausführbar gewesen! aber darum bekümmerten sich unsere braven Direktoren nicht viel. Daher erhielt ein Corse auf der Stelle 40,000 Mann braver Truppen, Künstler, Gelehrte und eine schöne Flotte, um alles dies an die Ufer eines Flusses überzuführen, dessen Anwohner keine Streitigkeiten mit uns auszumachen hatten.

Jedermann kennt den Ausgang dieser Unternehmung, wo der Kern der ersten Besieger Italiens umkam. Wenn die Asche des unglücklichen Klebers neu belebt werden könnte, was für geheime Nachrichten würde sie uns nicht entdecken! Dieser unglückliche General hatte nur einen sehr geringen Argwohn von Bonapartes ungemessenem Ehrgeitze. Erst nach dem Aufstande zu Kahira überzeugte er sich, daß dieser Mann bloß für sich arbeite.

Der Obergeneral war über den Aufstand der Hauptstadt Aegyptens, besonders aber über die Energie der Einwohner, äußerst aufgebracht, die, obschon völlig geschlagen, doch immer noch Drohungen im Munde und Rache im Herzen hatten.

In einem Augenblicke übler Laune entschlüpften ihm folgende Worte: „es ist vorbei! Nie wird sie ein Europäer lange beherrschen; ich wünschte zweitausend Stunden von hier weg zu seyn." Diese Aeußerung, woraus der Eigennutz sprach, war für Klebern hinreichend, um ihn in dem Verdachte zu bestärken, daß Bonaparte nicht in Aegypten gelandet sey, um daselbst Frankreichs Bestes, sondern bloß die Unabhängigkeit zu suchen. Daher sagte er auch im Scherze zu seinen Freunden: „es würde für die Welt ein schönes Schauspiel seyn, wenn sie achtzehnhundert Jahre nach Christi Geburt einen kleinen corsischen Bürger als König von Aegypten und Jerusalem erblicken würde."

Was würde er zwei Jahre *) nachher gesagt haben, wenn er an der Spitze einer Urkunde gelesen hätte: „Napoleon der Große, Kaiser der Franzosen, König von Italien, Beschützer des Rheinbundes, Vermittler des Schweitzerbundes u. s. w.

Seit langer Zeit las Kleber auf der Stirn des Obergenerals die verschiedenen Empfindungen, die ihn bestürmten. Mit unsern Angelegenheiten

*) Nicht zwei, sondern vier Jahre darauf.
D. Ueb.

stand es damals in dieser Erdgegend fast ohne Hoffnung. Schon konnte die französische Bravheit den zahlreichen und sich immer erneuernden Heeren der Mahomedaner keinen Widerstand mehr leisten.

Kleber glaubte den Obergeneral über seine Absichten und das Schicksal des Ueberrestes der Armee ausholen zu müssen. „Ich weiß nicht, sagte er zu ihm eines Tags, was Sie für Plane haben; Sie sind nicht ruhig wie sonst. Ich will nicht in Ihre Geheimnisse einzudringen suchen, aber ich will gern glauben, daß Sie die Ueberreste einer Armee nicht verlassen werden, die Sie allein hierher geführt haben."

„Nach Ihrer Meinung, versetzte Bonaparte, bin ich der Urheber dieser Unternehmung; Sie gehen noch weiter: Sie geben mir sogar die Unfälle der Armee Schuld."

„Ich kenne Sie zu gut, als daß ich Sie nicht für den Urheber des Plans halten, versetzte Kleber, und ich bin zu offenherzig, als daß ich es Ihnen nicht gestehen sollte. Wenn ich Sie auch allein deshalb anklage, so werde ich doch nie vergessen, daß Ihnen das Direktorium die Ausführung dieses Plans nicht so leicht hätte erlauben sollen."

Der Obergeneral wurde vor Zorn purpurroth

und entfernte sich. Diese Scene fiel bei Klebern vor.

Das Sonderbarste bei dieser Unternehmung nach Aegypten besteht darin, daß zwei Drittheile von Europa glaubten, das Direktorium habe den Entwurf dazu gemacht, um den Besieger Italiens zu Grunde zu richten. Wäre die Sache wahr, so hätte das Direktorium die Todesstrafe verdient: denn vierzigtausend ermorden zu lassen, um das Vergnügen zu haben, einen Einzigen zu vernichten, wäre doch unter allen politischen Verbrechen das abscheulichste gewesen. Es war genug, daß man dieselben in einen gewissen Tod ohne vorher überdachte Absicht ziehen ließ.

Ehe ich Aegypten verlasse, kann ich mich nicht enthalten, noch einen Zug von Bonaparte anzuführen, von welchem ich mir stets Gründe aufzufinden gesucht habe, ohne meinen Zweck zu erreichen. Dieser Zug ist in der That höchst sonderbar. Er ist folgender: Man befand sich zwei Stunden von Kaminieh. Der General wanderte mitten unter seinem Generalstabe in Begleitung von einigen funfzig Wegweisern (guides) zu Pferde. Kaum war man an diesem Orte angelangt, so ließ er Halt machen: man war müde; jeder setzte sich in Schatten, so viel dies angieng. Bloß der General gieng mit einer nachdenkenden Miene herum.

Drei Minuten darauf sahen wir ihn nicht mehr; ein kleiner Hügel entzog ihn unsern Blicken. Auf einmal hörte ich mich bei meinem Namen rufen, wahrscheinlich weil ich mich zunächst bei ihm befand. Sogleich laufe ich dahin, zwei andere Personen folgen mir: die Eine heißt Talbot, die Andere Reguillot. Die Erste war ein bloßer gemeiner Wegweiser, die Andere ein Trompeter bei dem nämlichen Corps; beide sind noch am Leben; der Eine wohnt zu Paris. Als ich bei dem General ankam, fragte er mich, ob ich Geld bei mir hätte; auf meine Bejahung sagte er mir, ich solle ihm folgen; die beiden Wegweiser kamen ebenfalls nach. Zehn Schritte weiter hin von der kleinen Anhöhe standen drei bis vier kleine Hütten, in deren Eine Bonaparte zuerst hineintrat. Beim Eintritte erblickten wir ein krankes Frauenzimmer, das auf einer Art von Matte lag, die über Blätter gebreitet war, welche viel Geräusch machten, wenn sich die Kranke rührte; zur Decke hatte sie ein Stück baumwollenen Zeuches, das ganz weiß aussah. Alles in dieser Hütte verrieth Armuth, war aber doch von einer außerordentlichen Reinlichkeit. Am Lager der Kranken befand sich ein Mädchen von ungefähr sechzehn Jahren. Ob sie schon braun aussah, so war sie doch so schön als möglich; sie schien nicht verwundert zu seyn und be-

trachtete den General vom Kopfe bis zu den Füßen. Er fragte mich, ob ich etwas von ihrer Sprache spräche. Ich antwortete: nein! als Reguillot zu dem Mädchen in der Landessprache sagte, sie spreche mit dem Obergeneral.

Bei diesem Worte lächelte sie, und küßte ihm den Arm zwischen dem Ellenbogen und der Hand; sie fuhr damit fort; der General wollte es nicht zugeben, aber er trug Reguillot auf, sich bei ihr nach Nachrichten über die Kranke und über sie selbst zu erkundigen. Wir erfuhren, daß es Mutter und Tochter waren, und daß die Mutter vor Gram krank geworden sey, weil ihr einziger Sohn den Truppen des Djezzar Pascha gefolgt wäre; daß das junge Mädchen ganz außer sich sey, ihrer Mutter nicht mehr die Unterstützung reichen zu können, die sie bedürfe, weil es ihr gänzlich an allen Hülfsmitteln gebreche. Das junge Mädchen, das den Inhalt der Unterredung ahnete, vergoß große Thränen, welche ihr die Wangen herabrollten. Der General nahm sie dann in seine Arme und küßte sie auf eine sehr ausdrucksvolle Art auf die Stirn. Ich war außerordentlich überrascht; denn nie war ich Zeuge von einer solchen Scene von seiner Seite gewesen. Hierauf ersuchte er mich um meine Börse; ich gab sie ihm; er öffnete sie und sie enthielt in Landesmünze 127 fran

zösische Franken. Nachdem er sie wieder zugemacht hatte, ohne das Geld zu zählen, schenkte er sie dem Mädchen, die sie sogleich ohne Umstände aufmachte. Beim Anblicke des Goldes darin stößt sie ein Freudengeschrei aus, läßt die Börse fallen und springt dem General um den Hals, den sie feurig umarmt. Ich glaubte den jungen Paul am Halse des Herrn Labourdonnaie zu erblicken. Doch weiß ich nicht, was auf einmal in Bonapartes Innern vorgieng. Er sieht uns an, reißt sich von dem jungen Mädchen los und stößt sie so barsch von sich, daß sie auf die Füße ihrer Mutter fällt, die laut aufschrie. Der General gieng sogleich fort. Das Mädchen war noch immer in der Lage, in die sie beim Fallen gerathen war. Ihr Gesicht verrieth den höchsten Grad des Erstaunens. Ich überlasse es dem Leser, über eine Thatsache zu entscheiden, welche vielleicht ohne Beispiel in der Geschichte des menschlichen Herzens ist *).

Einige Tage vor seiner Abreise aus Aegyp-

---

*) Brachte vielleicht die Hastigkeit des Mädchens Bonaparte auf den Gedanken, als sey für sein Leben etwas zu besorgen? Oder entstand in ihm eine Erinnerung an seine Lieben in der Ferne? Ohne Beispiel ist diese Geschichte sicherlich nicht.

D. Ueb.

ten, um nach Frankreich zurückzukehren, bemerkte Bonaparte, daß er Papiere verloren hatte; er befand sich in einer tödlichen Unruhe. Niemand wußte, daß er einen solchen Verlust erlitten hatte, und er wagte auch niemand etwas davon zu sagen. Der General Dessaix sagte zu ihm beim Frühstücke: „Mein Gott, General! Sie sind ja heute äußerst verdrüßlich." — „Was willst du? mein Freund! entgegnete er traurig; ich bin nicht zum Glücke geschaffen. Seit funfzehn Monaten befinde ich mich auf der Folter; heute stehe ich auf Kohlen. Weißt du, daß sie hinter meine Geheimnisse gekommen sind? Weißt du es?" Dessaix konnte sich nicht von seinem Erstaunen erholen, das um so gegründeter war, je weniger er etwas von den Reden des Generals begriff. Ganz anders war es, als er ihn Folgendes sagen hörte: „Aber nein! diese Leute da haben keinen gemeinen Menschenverstand. Verlangen sie Reichthümer, Ehrenstellen? Ich will sie damit überhäufen, wenn sie mir nur meinen Schatz wiedergeben; ja, ich will sie damit überhäufen. Ja! ich will die Hand nicht aus der Tasche bringen."

Ich gerieth in eine ganz außerordentliche Verwunderung, als ich ein solches Alleingespräch hörte. Ich weiß nicht, wie sich diese Scene noch geendigt haben würde, wenn in diesem Augenblicke

nicht die Generale Murat und Beliard hereingetreten wären.

Der General Dessaix, der vor Begierde brannte, Aufschluß zu erhalten, kam des Abends zu mir und bedauerte außerordentlich, als er hörte, ich wisse eben so wenig davon, als er.

Ob ich gleich nie etwas von dem Inhalte der geheimnißvollen Papiere erfahren habe, so warf der Zufall doch einen schwachen Lichtstrahl auf dies Dunkel. Einige Tage nach unsrer Ankunft zu Paris gab mir Bonaparte den Auftrag, aus einer Kiste alles, was sich auf die Belagerung von St. Acre beziehe, herauszunehmen: es war eine sehr große Rolle Papier, die ich auf seinen Schreibetisch legte; er machte sie selbst auf. Auf einmal fällt eine Rolle Papier heraus, die armsdick und ungefähr einen Fuß lang ist; sie war in einem Bogen blaßblaues Papier eingewickelt. Sobald er sie erblickte, that er einen Schrei, ich drehete mich um, so wie die beiden Bedienten, die sich im Zimmer befanden. Seine Bewegung war so stark, daß er eine Minute darauf Nasenbluten bekam; er hielt jetzt die Rolle in der Hand. Sobald das Nasenbluten aufhörte, machte er sie auf und begieng in der That tolle Streiche, so freuete er sich, daß er seine Papiere wieder hatte. Er konnte sich nicht enthalten zu sagen: „wie viel Sorgen würde ich

mir erspart haben, wenn es mir zu Kahira ein'gefallen wäre, diese Kiste zu öffnen!"

Ich hätte, glaube ich, einen Finger von meiner Hand darum gegeben, wenn ich den Inhalt dieser geheimnißvollen Papiere hätte erfahren können, ob ich schon mehr als einmal in Versuchung gerieth, sie auf meine eigene Gefahr zu öffnen.

Bonapartes erste Schritte in Frankreich nach seiner Rückkehr aus Aegypten trugen das Gepräge der Prahlerei und Verachtung, mit der er andere Menschen zu behandeln geneigt war.

Einige Tage vor seinem Besuche bei dem Rathe der Fünfhundert rieth man ihm, sich daselbst mit einer starken Bedeckung einzufinden. „Wenn ich mich daselbst mit Truppen einfinde, sagte er, so geschieht es aus Gefälligkeit gegen meine Freunde: denn ich habe in der That die größte Lust, daselbst eben so zu erscheinen, wie Ludwig XIV. im Parlamente, nämlich in Stiefeln und mit der Peitsche in der Hand."

Ich gestehe, daß man die Prahlerei und die Keckheit nicht weiter treiben kann.

Die schwärmerischen Verehrer des Corsen werden mir Haß und Partheilichkeit vorwerfen, allein sie irren sich. Gern wünschte ich, vielleicht mehr als sie, einige Züge zu seinen Gunsten anzuführen, aber vergebens habe ich seine Lebensge-

schichte durchsucht. Was ihm nur einigermaßen zur Ehre gereichen konnte, das schien mir so mit sträflichen Absichten zusammen zu hängen, daß ich es mir zur Pflicht gemacht habe, davon zu schweigen; kurz, wenn sie meine Bemerkungen als die Frucht meines Hasses ansehen, so zeigen sie, daß es ihnen an richtigem Verstande fehlt. Braucht man wohl viel Scharfsinn zu besitzen, um nicht einzusehen, daß jemand unersättlich ist, wenn man Zeuge von einer Antwort ist, dergleichen er dem General Murat einige Tage nach seiner Erhebung zum Consulat gab? Dieser General sagte zu ihm: „die Republik konnte nicht weniger für Sie thun.“ — „Und ich, erwiederte der Consul, ich konnte nicht weniger für sie thun.“ Diese Aeußerung war doppelsinnig, allein er gab uns sehr bald den Schlüssel zu dem, was er dabei verstand, indem er hinzusetzte: „Ich hätte vielleicht Einer der Theile einer Sammlung von Regenten seyn sollen: nein! Frankreich hat schon zu viele gehabt; es ist Zeit, daß es sich kurz fasse.“

Die Größe der Macht, welche Bonaparte bekommen, hatte bald auf sein Gemüth Einfluß; sein schon von Natur hochtrabender Charakter nahm ein Gepräge von Stolz und Ansehen an, dessen Gewicht er allem dem fehlen ließ, was ihn umgab ohne einmal seine Familie auszunehmen.

Lucian, der von Natur stolz war und die Freiheit liebte, wollte sich nie in die Launen seines jüngern Bruders fügen. Als sich der Consul eines Tages absichtlich vorgenommen hatte, ihn zu demüthigen, warf er ihm dies auf eine etwas starke Art vor. „Mein Herr! sagte er zu ihm in der Hitze seines Unwillens, was für ein Uebergewicht Ihnen auch der Zufall und die Talente über Ihre Anverwandten verschafft haben, so ist es doch nicht schicklich, ihnen dies alle Augenblicke fühlen zu lassen. Ich bin der Einzige von der Familie, ich weiß es, der sich nicht vor Ihnen fürchtet, aber diese Ausnahme macht mir Ehre, und um Ihnen zu beweisen, daß ich nicht dazu geschaffen bin, Ihre Verachtung zu ertragen, entferne ich mich augenblicklich von Ihnen und werde Sie nie wieder besuchen, allein vergessen Sie nicht, daß ich Ihr älterer Bruder und durchaus nicht Ihr Höfling bin.“ Bonaparte war über eine solche unerwartete Aeußerung beinahe wie vernichtet. Doch sagte er nichts weiter, als die Worte: „ich werde mir es merken.“

Ob schon ihr persönlicher Vortheil die Familie nöthigte, ihn oft zu besuchen, mit Ausnahme seiner Schwägerin, der Königin von Holland, so wurde er doch von keinem seiner Anverwandten vorzüglich geliebt; alle fürchteten ihn. Hierony-

mus sprach nur zitternd mit ihm. Es fehlt diesem jungen Manne nicht an Kenntnissen, und er weiß sich sogar auf eine edle Art und mit Leichtigkeit auszudrücken. Und doch hatte Bonaparte die Dreistigkeit, eines Tags zu ihm zu sagen: „wenn die Majestät der Könige diesen auf der Stirn geschrieben steht, so können Sie incognito reisen; Sie werden nicht entdeckt werden."

Will man wissen, wie er an gekrönte Häupter schrieb? Hier ist die Abschrift eines Briefs an den König von Holland unter dem 24. März 1809.

„Mein Herr Bruder!"

„Als ich Sie auf den Thron von Holland setzte, hatte ich keinen andern Zweck, als daß Sie zur Ausführung meiner Absichten mitwirken sollten. Was auch der Titel eines Königs sagen mag, womit es mir Sie zu beehren beliebt hat, so sollten Sie doch nie vergessen, daß ich der Mittelpunkt bin, auf den sich alle Ihre Handlungen als König beziehen müssen. Ich höre jedoch, daß Sie mit Verachtung meines Willens ruhig zugeben, daß Ihre Häfen dem englischen Handel geöffnet seyn; daß Ihr Reich eine Niederlage der Engländer ist, und daß Ihre Märkte die Orte sind, wo sie Waaren verkaufen. Wenn Sie nicht auf der Stelle einer Ordnung der Dinge ein Ende machen, die

meinem Interesse so sehr zuwider ist, so werde ich genöthigt seyn, zu vergessen, daß Sie mein Bruder und König sind.

„Da dieser Brief keine andere Absicht hat, so bitte ich Gott u. s. w."

Man sage mir, wie sich wohl ein asiatischer Despot ausdrücken würde, der mit einem bloßen Pascha unzufrieden wäre, und dies ihm zu wissen thun wollte! Diese Schreibart ist in der That jene des offenbarsten Despoten: daher ergriff sein Bruder, der einer Krone überdrüßig war, die er nur ungern trug, den klügsten Entschluß, sie niederzulegen und seinen Bruder nie wieder zu sehen.

Ludwigs Abdankung machte jedoch auf Bonaparte einen tiefen Eindruck. „Dieser Unglückliche, sagte er, hat es über sich genommen, dem Publikum recht zu geben, das meine Brüder für Königleins ansieht."

Ich lese so eben in der Gazette de France vom 23. Mai 1814 einen Artikel, der mich nöthigt, wieder auf einen Umstand zurück zu kommen, der in Aegypten vorgefallen ist. Diese Zeitung theilt dem Publikum die Abschrift eines angeblichen Briefes mit, den Sidney Smith von St. Acre aus an den Obergeneral geschrieben haben soll. Man giebt diesen Brief für ächt aus. Ich wage dieser Behauptung sowohl in Rücksicht der Schreib-

art, als des Inhalts des Briefes zu widersprechen, der eine Beleidigung für den englischen Commodore wird. Die Schreibart, die man ihm in diesem Briefe leihet, ist abwechselnd die eines Helden von der Garonne und eines Dorfpredigers: ironische Plattheiten, armselige Anspielungen, ein wahrsagender Ton, kleinliche Erinnerungen, alles dies erblickt man darin, von einem Ende zum Andern. Der Commodore besaß sicher zu viel Ehre und Geist, als daß er den Anstand hätte so verletzen sollen, indem er an einen Krieger schrieb, dessen erster Auftritt auf der kriegerischen Laufbahn alle Trompeten des Ruhms erfüllte.

Jedoch hatte Sidney Smith wirklich an Bonaparte von St. Acre aus geschrieben. Ich habe mehr als einmal Gelegenheit gehabt, seinen Brief durchzulesen; da er niemand nachtheilig ist, so will ich ihn hier wörtlich einrücken:

„General! Seit einigen Tagen bin ich von den Anstalten unterrichtet, welche Sie zur Aufhebung der Belagerung treffen; die Vorsicht, Ihre Verwundeten fortzuschicken und niemand zurück zu lassen, macht Ihnen Ehre. Dies letztere Wort sollte sich nicht in meinem Munde befinden, ich, der ich Sie, um nicht mehr zu sagen, nicht lieben darf, allein die Umstände bringen mich auf den Wunsch, daß Sie über die Unbeständigkeit der

menschlichen Dinge nachdenken möchten. Hätten Sie wohl geglaubt, daß ein armer in den Gefängnissen des Tempels sitzender Gefangener, ein Unglücklicher, für den Sie sich keinen Augenblick interessiren wollten, Ihnen besonders einen ausgezeichneten Dienst erweisen könne, weil Sie damals allmächtig waren? Hätten Sie wohl geglaubt, daß dieser nämliche Mensch Ihr Gegner werden und Sie in den Sandwüsten Syriens nöthigen würde, die Belagerung eines elenden Städtchens aufzuheben? Dies sind Ereignisse, die, wie Sie selbst gestehen werden, alle menschliche Berechnungen übersteigen. Glauben Sie, General! nehmen Sie gemäßigtere Gesinnungen an, und jener dort würde nicht Ihr Feind seyn, der Ihnen sagt, Asien ist kein Schauplatz für Ihren Ruhm. Dieser Brief ist eine kleine Rache, die ich mir nehme. Ich grüße Sie u. s. w."

In Hinsicht seines kriegerischen Genies wäre ich beinahe versucht, über einen Mann, der in funfzig förmlichen Schlachten gesiegt hat, Stillschweigen zu beobachten, allein da diese Kriegsthaten immer den meisten Stoff zu der Beobachtung liefern werden, so will ich der Beurtheilung des Publikums die nach meiner Einsicht nähern Ursachen seiner unerhörten Siege vorlegen. Vielleicht scheint es wunderbar, daß seit der Schlacht bei

Marengo, wo ich ihn begleitete, mich durchaus nichts bei allen seinen Siegen in Erstaunen gesetzt hat. Ich hatte seine Taktik zergliedert und mich überzeugt, daß dieser Mann fast immer den Sieg davon tragen müsse. Hiervon wird sich der Leser leicht; überzeugen können, wenn er das Folgende lieset.

Wollte man Napoleon Bonaparte für den ersten Heerführer von der Welt ansehen, so würde man eben so unrichtig urtheilen, als wenn man ihm jede Art kriegerischen Verdienstes absprechen wollte.

Die Franzosen sind von jeher brav gewesen, jederman giebt es zu, aber nie waren sie es in einem so vorzüglichen Grade, als unter Napoleons Befehlen. Als Schlaukopf und bloß für den Vortheil seines Ehrgeitzes sorgend, wußte er die Bewegungen zu benutzen, welche unsere politischen Unruhen jedermann aufgeprägt hatten. Der ungeheure Umfang seiner Plane, der Glanz seiner Siege und der Gedanke, daß er über den Sieg gebiete, alles trug zur Vergrößerung des Nationalmuthes bei. Umgeben von dem Zauber seines mehr glänzenden als dauerhaften Ruhms, machte seine Gegenwart auf die Armee stets einen für den Gewinn von Schlachten entscheidenden Eindruck. Unter seinen Augen giengen ganze französische Infan-

teriecarrees ohne Furcht und Zagen auf andere Carrees los, welche in ihre Reihen Verderben und Tod schleuderten: zerstreuete Gliedmaßen, abgesonderte Rümpfe, die Leichen eines Bruders, eines Freundes, eines Anverwandten, das Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden, nichts hielt diese einmal in Bewegung gesetzten Massen auf. Ohne Gefühl und Mitleid stürzten sie dem Tode entgegen, ohne zu bedenken, daß diese Ströme von Blut bloß für einen einzigen Menschen flössen, der außerhalb des Kampfes nicht mehr den nämlichen Antheil an ihrem Schicksale nehme.

Ich will bloß einen Zug anführen, von dem ich Augenzeuge gewesen bin, und welcher beweiset, daß er bisweilen auch gegen den Soldaten unmenschlich war: diese Unmenschlichkeit war um so sträflicher, da bloß ein harter und nichtswürdiger Mensch ohne Noth Schuld daran war.

Es war in der Mitte des Februar 1811; an diesem Tage war abscheuliches Wetter; Wind, Kälte, Schnee und Regen durchschnitten und quälten den armen Wanderer. Der Kaiser fuhr in einem guten Wagen, woran die Glasfenster heruntergelassen waren, von Rambouillet nach Paris. Unterwegs traf er zwei unglückliche Bataillone von der leichten Infanterie an, die unter der Mühseligkeit und der Kälte erlagen. Sollte man es

aber wohl glauben, daß ihm ein böser Genius den unseligen Gedanken eingab, diese zwei Bataillone *) Halt machen und sie eine ganze Stunde lang mitten auf dem Felde manövriren zu lassen? Er nannte dies, sie an den Mühseligkeiten zerbrechen (les briser à la fatigue). Ich bin überzeugt, daß an den Folgen dieser Abscheulichkeit zwei hundert Mann gestorben sind. Diese Anekdote reicht, wie ich glaube, allein hin, um zu beweisen, daß, wenn der Soldat bisweilen der Gegenstand seiner Sorgen war, dies auf die Oerter, Zeiten und das Bedürfniß ihres Gebrauchs ankam.

Bonaparte besaß vollkommen das große Geheimniß, das ganz zu seyn, was er an einem Schlachttage seyn mußte. Jeder Offizier fand leicht bei ihm Zutritt, und konnte auf eine gute Aufnahme rechnen. Gieng er vor einer Fronte vorbei, so lächelte er die Krieger an, und wer weiß es nicht, was ein Lächeln, ein gefälliges Wort, eine Bewegung der Aufmunterung über einen Haufen von Menschen vermag, welche alle nicht die Worte und die Sache gehörig zu würdigen wissen?

---

*) In der Urschrift steht zwei Regimenter.

D. Ueb.

Hier ist ein schönes Beispiel von dem, was ein Wort vermag, wenn es recht gebraucht wird.

Als in der Schlacht bei Friedland *) der General Rapp ein Regiment bemerkte, das das Feuer einer zahlreichen Artillerie in Unordnung gebracht hatte, stürzte er sich mitten unter die Flüchtlinge. — Wer seyd Ihr? Eine Stimme erwiederte: das 71 Regiment. — Unglückliche! rief er aus, Ihr seyd das 71. Regiment und Ihr reißet aus! Bei diesen Worten blieben alle stehen, und stellten sich wieder in Reih und Glied; man marschirt auf die Kanonen los und bald befinden sie sich in den Händen der Franzosen.

Wir wollen auch nicht die großen Worte Ehre und Vaterland vergessen, mit denen man bisweilen viel Böses und viel Gutes gethan hat: die französischen Offiziere sind unstreitig in ganz Europa diejenigen, die sie am geschicktesten anzubringen verstehen. Hierzu kommt nun noch die Hoffnung zu Auszeichnungen.

Die Errichtung der Ehrenlegion war vielleicht Einer der stärksten Hebel, womit Bonaparte die französische Tapferkeit in Bewegung setzte. Er war hiervon fest überzeugt: denn er sagte einst zu

---

*) Den 14. Juny 1807.

D. Ueb.

Lacepede: „Sie wissen nicht alles, mein Herr Graf! was ich der Ehrenlegion zu verdanken habe! Wenn Sie ein Diplom aussertigen, so können Sie bestimmt sagen: zu einer schönen Handlung fertige ich den Befehl aus.“ Diese ehrenvolle Auszeichnung nährte den kriegerischen Wetteifer so sehr, daß man in einem Berichte an den General Grenier über einen Offizier, der sich mit seltener Unerschrockenheit benommen hatte, folgendes Wortspiel findet: dieser Offizier würde sich ans Kreuz nageln lassen, um das Kreuz zu erhalten *).

Zu der Reihe seiner zahlreichen Siege rechne man nun noch die Hoffnung, die jeder Soldat hatte, befördert zu werden. Bei den steten Kriegen und bei einer Nation, welche der Ehrgeitz seines Fürsten ganz kriegerisch gemacht hatte, war

---

*) Eigentlich „in Stücken hauen lassen (se feroit mettre en croix, pour obtenir la croix).“ Im Jahre 1813 fanden sich nach der Schlacht bei Lützen mehrere Franzosen bei der Armee ein, um diesen Feldzug mit zu machen, und zwar bloß in der Absicht, um den Orden der Ehrenlegion zu erhalten, weil sie entweder ihre Anverwandten oder ihr Wohnort nicht mehr ohne das Zeichen der Ehrenlegion dulden wollte. Mehrere haben dies selbst erzählt.

D. Ueb.

nichts schneller, als Beförderungen. Ein Offiziercorps, das des Morgens noch vollständig und von dem des Abends bloß noch die Hälfte übrig war, bot sehr schnell zu besetzende Stellen dar, und immer wurden diejenigen befördert, welche sich am meisten ausgezeichnet hatten. Ein noch wichtigerer Umstand und worüber ich mich nicht wenig wundere, daß unsere Politiker noch nicht darauf gemerkt haben, besteht darin, daß seine Ergänzungsart, ohne physische Rücksicht und gegen alle Naturgesetze bei den französischen Soldaten das nothwendige Bedürfniß erzeugt hatte, der Gefahren zu spotten.

Die Conscription nahm, wie jedermann weiß, die jungen Leute im achtzehnten Jahre weg. In diesem Alter war ihr Schicksal noch nicht bestimmt. Der Jüngling, der zum gerichtlichen Stande bestimmt war, hatte sein Recht noch nicht studirt, der Künstler hatte seine Gattung noch nicht gewählt, der Handwerker seine Lehrjahre noch nicht geendigt, und selbst die Eltern dieser verschiedenen Classen, die fest überzeugt waren, daß sie diese theuren Kinder bald einbüßen würden, hatten sie vernachlässigt.

Das waren also die Soldaten. Diejenigen, welche unter den Fahnen grau zu werden begannen, sagten zu sich: ich bin nicht reich; ich habe kein Geschäft; im vier und zwanzigsten oder dreißig-

sten Jahre kann ich keine Lehrjahre mehr stehen; das Waffenhandwerk muß also nothwendig das Meinige bleiben, und ich muß mich auszeichnen, damit ich befördert werde. Daher jene Menge glänzender Thaten, von denen keine Nation mehrere aufzuweisen haben wird.

Wer sollte es wohl glauben, daß sogar die Verzweiflung, das Ziel seiner Militärlaufbahn nicht zu wissen, große Thaten hervorgebracht hat, die bisweilen zum Gewinn von Schlachten beitrugen, welche den glänzendsten Erfolg gehabt haben?

Zum Beweise dieser Behauptung will ich eine Thatsache anführen, von der ich bei Wagram, eine Stunde vor der Entscheidung dieser glänzenden Schlacht, Augenzeuge war. Fünf Bataillone französischer Infanterie erhielten Befehl, sich in geschlossenen Colonnen zu bilden und sich der Rückseite einer platten Erhöhung zu bemächtigen, welche die teutsche *) Reiterei so eben verließ. Auf der Stelle wurde diese Bewegung ausgeführt. Unglücklicher Weise begieng man einen Irrthum; man hielt sich rechts, statt links über den Bach auf der Brücke zu setzen, welche der General Bertrand bei einem Kalkofen hatte schlagen lassen. Auf einmal

*) Vielleicht die österreichische Reiterei. D. Ueb.

fand sich diese Infanteriemasse durch die Krümmungen des Bachs in einem so engen Raume eingeschlossen, daß kein einziges Bataillon daselbst hätte aufmarschiren können.

Der Feind bemerkte diesen Fehler und ließ sechs Kanonen vorrücken. Es wäre um die fünf Bataillone gethan gewesen, wenn ein junger Husarenoffizier, den ich genau kannte und der mit sechzig Mann jenseits des Baches manövrirte, nicht auf einmal über diese Artillerie hergefallen wäre, deren Kanoniere niedergehauen wurden, ehe sie ihr Geschütz in Batterien auffahren konnten. Dieser Angriff ist um so merkwürdiger, weil der Offizier schon den Kopf verloren haben mußte, ehe er ihn ausführte; denn man mußte unter dem Feuer dreier teutscher Compagnien wegmarschiren, welche zur Unterstützung dieser Batterie bestimmt waren. Die Husaren verloren neunzehn Mann dabei und der Offizier erhielt zwei Kugeln, die ihm den Ellenbogen und das linke Handgelenke zerschmetterten. Die fünf Bataillone, die sich während dieses Angriffs retteten, stellten sich auf der Rückseite der platten Erhöhung auf und entschieden den Sieg auf dieser Stelle des Kampfs.

Einige Zeit nach meiner Rückkunft nach Paris besuchte ich meinen jungen Offizier; er war Ritter der Ehrenlegion. Ich wunderte mich nicht

darüber, aber er hatte den linken Arm verloren. Ich wußte nicht, daß er verheirathet war, ehe er in Dienste trat: dies erfuhr ich erst, als er mir seine Gattin und einen artigen Knaben vorstellte, der damals drei Jahr alt war. Während der Unterhaltung lobte ich die Unerschrockenheit, von der er bei Wagram einen Beweis gegeben hatte. Er fiel mir ins Wort; „Mein Freund," sagte er, „rechnen Sie mir dies zu keiner Ehre an; ich war ein Verzweifelter. Des Mordens überdrüßig und durch die Gefechte ermüdet, wovon ich gar kein Ziel sah, hatte die Erinnerung an meine Gattin und an meinen Sohn meinen Geist in Traurigkeit versetzt; ich wollte mich selbst umbringen. Sie waren Zeuge, wie ich mich dabei benommen habe, allein das Glück war mir über mein Erwarten günstig; es kostete mich bloß einen Arm. Doch was thut dies? Ich bin reich und kann alle Tage meine Gattin und meinen Sohn umarmen."

Nach diesen verschiedenen Betrachtungen erregen die vielen Siege Napoleons keine Verwunderung mehr. Hierzu nehme man nun noch die große Bevölkerung, deren gesammte Jugend sein Eigenthum war.

Er war jedes Jahr unumschränkter Herr über dreimalhunderttausend junger Leute, ein ungetreuer Verwahrer der Schätze des reichsten Landes von der

Welt, ein gebieterischer Despot, dem keine Staatsbehörde das Vermögen der Privatleute abzuschlagen wagte, welche es seit funfzehn Jahren tagtäglich in seine Kasten sendeten: was mußte man nicht von einem solchen Manne erwarten, wenn ihn der Genius des Bösen auf die Schlachtfelder fortriß?

Ich bin überzeugt, daß diese verschiedenen Ursachen der Siege Napoleons, wenn sie mit aller möglichen Wahrhaftigkeit dargestellt werden, keinen Zweifel übrig lassen, daß gewöhnliche Krieger mit so großen Hülfsmitteln eben so viel ausgerichtet haben würden. Worüber man sich aber mehr wundern muß und was ihm seine Anhänger zur Ehre anrechnen können, ist, daß er die zahlreichen Provinzen seines großen Reichs dahin gebracht hatte, ihm nichts abzuschlagen.

Wenn es jedoch noch einige Enthusiasten seines verschwundenen Ruhmes gäbe, die nicht zugeben wollten, daß seine unermeßlichen Hülfsmittel die einzige Ursache seiner Thaten gewesen sind, so bleibt mir noch ein Beweis übrig, um sie davon zu überzeugen. Dieser Beweis ist unwiderlegbar: dies ist die Taktik, die er sich geschaffen hatte. Eine schreckliche, unbarmherzige und wilde Taktik, von der kein Heerführer bei einem gebildeten Volke Gebrauch zu machen je gewagt hatte. Nein! Nie schickte ein Anführer so kalt und gefühllos Millionen

Soldaten in den Tod. Bonaparte stürzte sie geradezu mitten in die Gefahr; über gefallene Bataillone ließ er neue Bataillone marschiren, die wieder fielen. Frische Kämpfer folgten diesen letztern und fanden endlich auf Haufen von Leichen den Sieg, den ihr Anführer um jeden Preis erhalten wollte. Bonaparte hätte den Gewinn einer Schlacht mit dem Blute seiner ganzen Armee erkauft, wenn er gewußt hätte, daß ihm eine andere Armee nachkäme. Ich berufe mich auf die tapfern Männer, welche dem Gemetzel bei Preussisch-Eylau entkommen sind. Ich halte es für unmöglich, den Blicken eines gefühlvollen Mannes das herzzerreißende Gemälde davon darzustellen. Solche Greuelscenen lassen sich nicht beschreiben; man muß sie sehen.

Den Tag nach dieser Schlacht wollte Bonaparte das Schlachtfeld durchreiten; es war außerordentlich kalt. Verwundete athmeten noch; die Menge der Leichen und die schwärzlichen Gruben, welche durch Menschenblut im Schnee entstanden waren, machten einen schrecklichen Contrast. Der Generalstab war auf eine schmerzliche Art gerührt; bloß der Kaiser betrachtete diese Trauer- und Blutscene ohne Rührung. Ich sprengte mit meinem Pferde einige Schritte vor das Seinige voraus; ich war neugierig, ihn in einem solchen Augenbli-

cke zu betrachten. Man hätte behaupten können, daß es ihm damals an aller menschlichen Empfindung fehlte, daß alles, was ihn umgab, nicht für ihn vorhanden war. Er sprach ruhig von den gestrigen Manöuvres. Als man vor einer Gruppe nie ergemetzelter russischer Grenadiere vorbeiritt, scheuete sich das Pferd eines Adjutanten; der Kaiser bemerkte es und sagte kalt: „dies Pferd ist ein Feiger."

Um endlich dies Gemälde zu beendigen, will ich nur noch bemerken, daß das Wort Menschlichkeit für ihn ein Wort ohne Sinn war, und daß aus dieser strafbaren Gefühllosigkeit jene barbarische Taktik entstand, welcher wir zahllose Metzeleien und unsterbliche Lorbeern zu verdanken haben.

Wenn Napoleon Bonaparte einen Theil seiner Siege dem geringen Werthe zu verdanken hat, den er auf Menschenleben setzte, so verdankte er ihm auch den Einfluß, den er seit funfzehn Jahren über die verschiedenen Mächte Europas ausgeübt hat. Mehrere Fürsten, zu schwach, als daß sie ihm Widerstand leisten konnten, und von dem Rufe seiner Eroberungen betäubt, suchten seinen Schutz, um ihre Staaten zu retten, oder, wenn sie dieselben verloren hatten, sie wieder zu bekom-

men. Mehr der Schrecken, als die Politik, war die Wiege des Rheinbundes.

Wenn der Thron von jeher eine Stelle war, welche die Fürsten zu erlangen vor Begierde brennen, so war es Napoleon aufbehalten, zu beweisen, daß dies nicht immer wahr ist. Nur zitternd setzten mehrere Fürsten Teutschlands die königliche Binde auf ihr Haupt. Seine Kriegsthaten machten nicht bloß auf die Ausländer Eindruck, sondern auch auf ganz Frankreich. Generale und Minister, Obrigkeiten und Unterthanen gewöhnten sich, von dem Glanze seines vorübergehenden Ruhms geblendet, unvermerkt daran, ihn als ihren Herrn zu betrachten. Die Catastrophe, von der wir Zeugen gewesen sind, ist der vollständigste Beweis, daß seine Colossalgröße mit seinen Siegen verschwinden mußte. Sobald er aufhörte, glücklich zu seyn, schrumpfte er auch in der öffentlichen Meinung zusammen. Hätte er jedoch seine Rolle beschränken können, so würde ihn die Nachwelt in die Reihe der größten Geister versetzt haben.

Den Weg dazu hatte ihn ein Capitain bei dem 64. Regimente gezeigt. Hier ist der Brief, den er nach seinem Siege bei Marengo erhielt.

„Consul! was für Grenzen willst Du nunmehro Deinem Ruhme setzen? Du bist der Besieger der ersten Mächte von Europa, was brauchst

Du mehr? Ein Scepter? Es würde die Klippe werden, woran Du früher oder später scheitern würdest. Dein Ruhm ist gemacht, befestige Deine Siege! Consul! glaube mir, ich bin Dein Freund; vertraue nicht mehr den Ereignissen: eine einzige große, erhabene und Deiner würdige Handlung kann Deinem Ruhme die Krone aufsetzen, Europa Friede geben und Dir in allen Theilen der Erde Freunde machen. Eile dem rechtmäßigen Erben des Thrones entgegen! Sage zu ihm: Sire, ich überliefere Ihren Händen das Scepter der Bourbons, das Ihrer Familie ein greuliches Verbrechen geraubt hat. Ich übergebe es Ihnen in seinem ganzen Glanze. Der Sieg hat einen Theil seiner Wunden vernarbt, und die Weisheit Ihrer Regierung wird das Uebrige thun. Durchgehen Sie die Reihen einer Armee tapferer Männer, die ich lange Zeit zum Siege geführt habe, und die noch immer bereit ist, ihr Leben für den Dienst Ew. Majestät aufzuopfern."

„Wenn jetzt, Consul! der wahre Ruhm Reitze für Dich hat, so wird er Dein Erbtheil werden. Ein reines und ungetrübtes Glück wird Dir zu Theil, und ich werde das süße Vergnügen haben, den ersten Mann seines Jahrhunderts mit Gütern und Ehren überhäuft zu sehen."

Dieser Brief war Bost-Montbrun, Ca-

pitain bei dem 64. Linienregimente, unterzeichnet. Seitdem habe ich erfahren, daß dieser gute Franzose, dieser wahre Freund Bonapartes, bei Austerlitz geblieben ist. Seine Wittwe lebt noch zu Paris*).

Als Bonaparte diesen Brief erhielt, saß er. Ich war allein in seinem Zimmer und schnitt ihm eine neue Flugschrift über das Münzwesen auf. Kaum hatte er ihn durchgelesen, so stand er sogleich auf; er war stark bewegt, gieng, ohne auf mich zu merken, mit großen Schritten im Zimmer umher und sagte: „Was will dieser Offizier von mir? Der Unglückliche bedenkt nicht .... hält er mich? Er hat jedoch recht, ja! er hat recht. Güter ... Ehren ... unsterbliche." Dies Wort sagte er zweimal; darauf blieb er vor einem Fenster stehen, das zugemacht war, und fieng an mit den Fingern auf dem Glase zu spielen, indem er immer noch mit sich selbst sprach; allein ich konnte die Worte nicht mehr verstehen, weil ich zu entfernt stand. Einen Augenblick darauf setzte er sich wieder nieder und legte den Brief unter einen kleinen Löwen von Por-

*) In einer Zeitschrift nennt man den Hauptmann Bost-Montbrun als den Verfasser dieser beiden Schriften. Wenn dieses ist, so kann er nicht bei Austerlitz geblieben seyn.

D. Ueb.

phyr, der auf dem Tische stand. Er verlangte von mir seine Flugschrift: ich gab sie ihm; er versuchte sie zu lesen, aber er warf sie auf den Tisch und trat an den Ofen. Ein Thürsteher meldete Cambaceres, der sogleich erschien. Ich entfernte mich. Einen Augenblick darauf erhielt ein Bedienter Befehl, den Wagen des ersten Consuls vorfahren zu lassen: Cambaceres und er stiegen hinein und ich gieng wieder ins Zimmer.

Meine erste Sorge war, nachzusehen, ob der Brief noch unter dem Porphyr liege. Wider mein Erwarten war er noch da; ich zitterte an allen Gliedern; jedoch hatte ich das Herz, ihn durchzulesen und eine Abschrift davon zu nehmen, doch nicht ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebraucht zu haben, um nicht überfallen zu werden.

Wenn ich über diese Sache nachdachte, bin ich immer der festen Meinung gewesen, daß, wenn in dem Augenblicke, als er diesen Brief gelesen hatte, ein beredter Vertheidiger der Sache der Bourbons aufgetreten wäre, er seinen Zweck erreicht und Ludwig XVIII. den Thron bestiegen haben würde: Bonaparte, mit Würden und Gütern überhäuft, nahm seine Stelle unter den größten Heerführern der Erde ein, und Europa hätte nicht den Tod von zehn Millionen Menschen zu beweinen.

Was mich in dieser Meinung bestärkt, ist, daß der erste Consul gegen den Capitain Bost-Montbrun keine Untersuchung anstellen ließ; ja, er gab ihm sogar im Lager zu Boulogne das Kreuz der Ehrenlegion.

Man wird sich vielleicht wundern, daß Bonapartes Vergessenheit sogar so weit gieng, daß er einen so wichtigen Brief, wie der des Capitains war, nicht jedermanns Augen entzog. Ich verzeihe diese Bemerkung denen, die nicht, wie ich, in seiner Nähe gelebt haben: ich sage ihnen sogar, daß wenige Fürsten ein Geheimniß so gut zu bewahren gewußt haben, als er. Er theilte sich sehr wenig mit, aber diese beiden für einen Fürsten großen Eigenschaften besaß er nur dann in einem sehr hohen Grade, wenn er sich selbst in seiner Gewalt hatte; sehr häufig aber setzten ihn die Begebenheiten des Tags in den Fall, viele Dinge zu thun und zu sprechen, welche große Geheimnisse verriethen. Nichts beweist diese Bemerkung deutlicher, als die Sache mit dem Baron Kolli, der hingerichtet (mis à mort) wurde, weil er einen Versuch gemacht hatte, den Prinzen von Asturien, der zu Valençais gefangen saß, zu entführen. Der geheime Bericht von diesem Unternehmen wurde ganz zerknittert in seiner Hosentasche gefunden. Endlich brauche ich bloß noch einen Zug anzufüh-

ren, der hinlänglich beweisen wird, daß es für denjenigen, der ihn täglich sah und keinen Argwohn bei ihm erweckte, leicht möglich war, hinter viele Geheimnisse zu kommen und sehr köstliche Schriften zu sehen. Der folgende Aufsatz hat lange Zeit zu meinem Belieben gestanden.

Napoleon gieng schon längst mit einem Kriege gegen Spanien um, allein ehe er ihn unternahm, wollte er noch seine Minister und seine Diplomatiker zu Rathe ziehen. Einer davon setzte sich lebhaft gegen diesen eben so ungerechten als unpolitischen Krieg. „Sie theilen mir Ihre Gedanken schriftlich mit, sagte der Monarch zu ihm; aber so kurz als möglich; ich ersuche Sie darum." — „Sire! ich werde gehorchen; die gute Sache braucht nicht viele Beweisgründe." Zwei Tage darauf überreichte man ihm folgenden Aufsatz:

„Sire!"

„Ew. Majestät haben mir befohlen, Ihnen meine Meinung über den Entwurf vorzulegen, einen Prinzen Ihres Hauses auf den spanischen Thron zu setzen."

„Ich würde mich in den Augen der Welt für entehrt halten und Ew. Majestät zu verrathen glanbeu, wenn ich mich nicht gegen diesen Krieg als ein Mann erklärte, der sich weder mit seinem

Gewissen noch mit seinen Pflichten abzufinden weiß."

„Der Krieg gegen Spanien ist ungerecht, unklug und gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze."

„Er ist ungerecht, weil wir nichts von Spanien zu fodern haben, das stets unser getreuester Bundesgenosse gewesen ist. Er ist unklug, weil er mit dem Gepräge der Eroberungssucht und der Vergrößerungsgier gestempelt ist. Die Mächte des nördlichen Europas, Sire! haben die Augen auf Sie gerichtet; sie erwarten alles von Ihren falschen Schritten; kaum werden Sie diesen blutigen Kampf begonnen haben, so wird sie England aus ihrem Schlummer wecken. Diese Macht wird gegen Sie sowohl die Gerechtigkeit ihrer Erklärungen, als das Gewicht des Geldes haben. Der Krieg gegen Spanien ist unklug, weil er den großbritanischen Armeen den Weg nach der Halbinsel öffnen wird."

„Spanien, Sire! ist kein immer offenes Land. Es ist mit festen Plätzen, mit engen Päßsen, mit unzugänglichen Felsen übersäet, welche eine Hand voll Menschen vertheidigen kann. Cadix, dieser gesicherte Hafen, aus welchem England stets nach seinem Belieben neue Bataillone aufs feste Land werfen kann, wird allein eine Ar-

mee beschäftigen. Wecken Sie ja nicht den eingeschlummerten Muth der spanischen Nation auf; wir haben nur zu viele Beispiele von dem, was ein verzweifeltes Volk vermag, das für seinen Heerd und sein Vaterland streitet. Trotz unsern Siegen dürfen wir doch nicht vergessen, daß die nämliche Nation, die wir zur Verzweiflung bringen wollen, Frankreich auf den Ebenen von Pavia ganz an den Rand des Abgrundes gebracht hat."

„Der Krieg gegen Spanien ist ungerecht und gesetzwidrig, weil Sie durchaus nicht einen Fürsten von dem Throne seiner Vorfahren herabreißen sollten, der niemals Parthei unter den Feinden Ew. Majestät genommen hat."

„Es ist Ihnen, Sire! ein gerechteres, edleres und Ew. Majestät würdigeres Geschäft aufbehalten. Werden Sie der uneigennützige Vermittler zwischen dem Sohne und dem Vater! Will Karl IV., der Unruhen müde, welche ihn in seinen letzten Jahren drücken, zu Gunsten seines Sohnes seine Krone niederlegen und sich in Ihr Reich begeben, so reichen Sie ihm Ihre königliche schützende Hand; gewähren Sie ihm einen Zufluchtsort, der eines gekrönten Hauptes würdig ist; zeigen Sie endlich Europa, daß Frankreich noch die Freistätte unglücklicher Könige ist."

„Ihr Bruder ist König von Neapel. Die Völker sind schon an seine Regierung gewöhnt. Wollen Sie ihn denselben rauben? Wollen das in der Geschichte einzige Schauspiel geben, nämlich jenes eines Königs, der bald auf diesem, bald auf jenem Throne sitzt? Solche Veränderungen machen die Kronen wankend. Ew. Majestät können sich endlich nicht verbergen, daß, wenn Sie auf den spanischen Thron einen Prinz aus Ihrer Familie setzen wollen, Sie sich durchaus der ganzen königlichen Familie versichern müssen, die Sie berauben. Karl IV., seine Gemahlin, Ferdinand, seine Brüder, seine Onkel und ihre treuesten Diener müssen in Frankreich sowohl Gefängnisse als Kerkermeister finden. Was wird nun das erbitterte Spanien thun, wenn es seinen König und seine Prinzen in Ketten sieht? Von dem einen Ende zum Andern wird es die Waffen ergreifen; Verzweiflung und Unwillen werden alle seine Einwohner in Soldaten verwandeln, mit denen Sie zu kämpfen haben werden. Die Bewegung wird sich den Beherrschern des Nordens mittheilen. Durch das Unglück und durch funfzehnjährige Niederlagen gewitzigt, werden sie sich eine andere Taktik schaffen. Endlich werden Ihnen die Franzosen, von Norden nach Süden gedrängt, nach glorreichen Niederlagen das Bedauern übrig

lassen, einen ungerechten und strafbaren Krieg unternommen zu haben, der sowohl für Ihren Ruhm, als für die Wohlfahrt des Reichs unnütz ist."

Mit diesem gehaltreichen Aufsatz, der auf immer dem berühmten Diplomatiker *) zur Ehre gereichen wird, der den edlen Muth hatte, ihn den unumschränktesten Monarchen seiner Zeit zu überreichen, beschließe ich diesen kurzen Abriß. Ich könnte noch eine große Anzahl Anekdoten mittheilen, allein es gehört nicht in meinen Plan, einer Menge Personen wehe zu thun, die sich durch ihre Kenntnisse und ihre Verdienste auszeichnen, und die sich durch einen Augenblick von unwillkührlicher Verirrung, die vielleicht von den Umständen unzertrennlich war, nicht von den Ehrenstellen und den Aemtern trennen konnten.

Es bleibt mir weiter nichts übrig, als bloß noch eine Schilderung von dem ehemaligen Kaiser der Franzosen zu entwerfen. Kein Gefühl von Rache oder Eigennutz wird meine Feder leiten. Ich werde meine Farben von den verschiedenen Anekdoten, welche dies Werk enthält, und von denen entlehnen, die ich nicht bekannt machen kann. Wenn die Schattirungen dunkel sind und die

---

*) Fürst von Talleyrand.

D. Ueb.

Schilderung nicht schmeichelhaft ausfällt, so ist dies nicht meine Schuld. Ich bin vielleicht von allen, welche von Bonaparte gesprochen haben, derjenige, der ihn am wenigsten gemißhandelt hat. Ach! was läßt sich von einem Manne sagen, der zu folgender Aeußerung Veranlassung gab. Einst fragte man Herrn B....t, der von Paris zurück kam, wie sich Bonaparte befände? „Sehr wohl, sehr wohl! er ist dick und fett; er ißt Lorbeeren und trinkt Blut.“ Genug, ich habe mich gewunden, um die Schattirungen zu mildern und an ihm einige angenehme Züge zu entdecken; ist es meine Schuld, wenn mir dies nicht gelungen ist?

Napoleon Bonaparte ist sowohl berühmt, als strafbar: seine Siege im Kriege hat er nicht sowohl seinem Genie, als der französischen Tapferkeit und den Strömen von Blut zu verdanken, welche er vergossen hat. Beim Siege ein vortrefflicher Heerführer, war er der furchtsamste Krieger beim Rückzuge. Er floh von dem Kreml nach Paris und ließ ohne Mitleid und ohne Gewissensvorwürfe Tausende von Unglücklichen zurück, die ein Raub des schrecklichen Elends waren. Nie setzte jemand einen so geringen Werth auf Menschenleben. Wenn er einige nach seiner Meinung Strafbare schonte, so gab ihm sein persönlicher Vortheil die Gnade ein, welche sein Mund aussprach. Er wurde von Leidenschaften verzehrt, oder er hatte vielmehr bloß eine Einzige, an welche sich alle Uebrigen anketteten: dies war ein ungemesse-

ner Ehrgeitz, wovon die Jahrbücher der Weltgeschichte kein Beispiel aufweisen; ihn plagte die Wuth, von sich reden zu machen, aber es war ihm gleichviel, auf welche Art. Dieser Wuth hat er Millionen Menschen, unermeßliche Schätze und sich selbst zum Opfer gebracht. Macht und Ruhm versteinerten ihm die Seele. Der Dunst der Größe raubte ihm das Vergnügen süßer Empfindungen. Daher hat er nichts weiter als Höflinge und nie einen wahren Freund gehabt, selbst nicht einmal in seiner Familie. Herrisch aus Grundsatz, würde man nie gewagt haben, vor ihm Recht zu haben, wenn er es nicht wollte. Wenn er einen Hof hatte, so verdankte er ihn den Ehrenbezeugungen, die er verschwendete, und dem Bedürfnisse, das die Menschen plagt, sich zu bereichern und Lerm zu machen. Die Völker waren für ihn, was Heerden für die Eigenthümer sind; er rechnete auf das Fleisch und die Wolle. Das Wort Menschlichkeit hatte für ihn keinen Sinn; ja es war für ihn sogar unmöglich, einen damit zu verbinden, so umpanzert hatte die unumschränkte Gewalt sein Herz. Wenn etwas diesen auf eine traurige Art berühmten Mann rechtfertigen und ihm von Seiten der Franzosen Verzeihung erwerben kann, welche die Religion gebietet, so ist es der Gedanke, daß er ein Geschöpf der erzürnten Gottheit war, die sich desselben bediente, um Europa wegen seiner verborgenen Verbrechen zu züchtigen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Doris, Charles,

Geheime Nachrichten über Napoleon Bonaparte Von einem Manne, der ihn seit funfzehn Jahren nicht verlassen hat. Nebst einem Anhange

Leipzig 1815

Bibl.Mont. 2392
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10719867-1